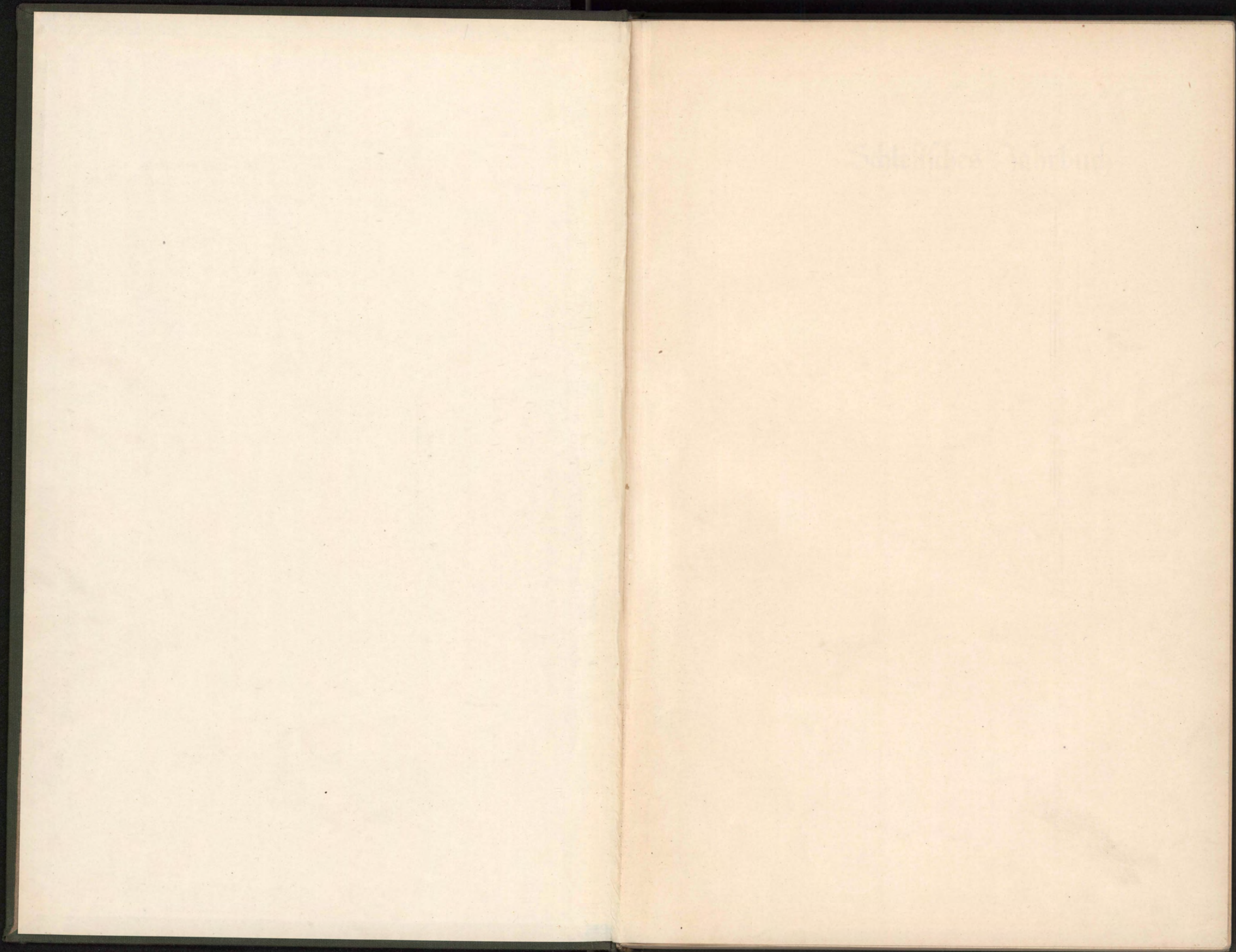


Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen
Raume

I

Breslau
Verlag von Wilh. Gottl. Korn



P. J. M. Rinde O. F. M.

Schlesisches Jahrbuch

Handwritten text, possibly a title or date, in a cursive script.





Adolf Szkapczyński

vergl. S. 36

In schlesischer Tracht

Schlesisches Jahrbuch

für deutsche Kulturarbeit
im gesamtschlesischen Raume

*

Herausgegeben
vom Ausschuß der Schlesischen Kulturwochen

Schriftleiter:
Gierach-Reichenberg, Janghen-Breslau
Mak-Gleiwitz, Witten-Troppau

*

1. Jahrgang



1928

Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1



058/061.2/1930.85/43:438/1930-8 SL

(438/139 (43:438))

Schl. Jahrb

3336 D/I

E 43

3336 D'

Inhalt

	Seite
Zum Geleit	7
Hadina, Emil, Schlesiertag	8
Keller, Paul, Der Schlesier in der Fremde	8
Bornhausen, Karl, Musik und Religion	9
Hohlbaum, Robert, Schubert	14
Proßke, Wie Deutschland seine fremdsprachlichen Volksteile behandelt	15
Schwarz, Ernst, Schlesische Sprachgemeinschaft	17
Sommer, Fedor, Wie Stadtdirektor Schönau aus dem Leben ging	29
Wittke, Bruno Hanns, In schlesischer Tracht	36
Schneek, Bernhard, Blick in das Neisseetal	36
Jungbauer, Gustav, Der Berggeist Rübezahl	37
Klapper, Joseph, Johann von Neumarkt	49
Nieländer, Franz, Die Diastbibliothek des Brieger Gymnasiums, ein Denkmal altschlesischer Kultur	59
Wittke, Bruno Hanns, Weiß eine goldene Brücke	69
Epstein, Peter, Wenzel Scherffers „Lob der Musik“	70
Patscheider, Das schlesische Stammland als Kulturlandschaft	75
Hönig, J., Dezembermorgen	78
Olbricht, Konrad, Die Entwicklung der schlesischen Kulturlandschaft	79
Wachler, Ernst, Vor dem Grabmal des Ahnherrn	84
Raminsky, Friedrich, Einfluß der österreichischen Bühne, insbesondere Dittersdorffs, auf das oberschlesische Theaterleben	85
Oberdieck, Marie, Ewig unerreichbar	87
Klehl, Otto, Neuzeitliche Kunst im schlesischen Stammesgebiet der Sudetenländer	88
Wachler, Ernst, Es schneit in meine Träume	93
Hadina, Emil, Ägyptisches Vorspiel	94
Bimler, Kurt, Schlesische Fayencen	107
von Molo, Walter, Ich kenne meinen Gott	111
Hildebrand, Paul, Professor J. Vonka und seine Kunst	112
Jaksch, Friedrich, Der Totspieler	114
Figet, Rudolf, Kirchhof im Schnee	120
Sczodrok, Karl, Der Abstimmungskampf in Oberschlesien	121
Mat, W., Das slawische Volkslied in Oberschlesien	129
Gnielczyk, Hugo, Oberschlesischer Bauer	135
Altes Abendgebet aus Leobschütz	135
Niebuhr, Gertrud, Kontrollmarke 253	136
Baron, Gerhart, Nokturno	140
Schaffrath, A., Die Wirtschaftslage Oberschlesiens nach der Grenzziehung	141
Kurpiun, Robert, Die große Posaune	147
Cwienk, Ewald, Katholische Deutschumsarbeit in Oberschlesien	154
Röhler, Willibald, Vom Jasinek Lonalany	158
Hadina, Emil, Volk ohne Liebe	160

Zwei vierfarbige, acht schwarze Bildbeigaben
und eine zweifarbige Karte des schlesischen Sprachgebietes.

Zum Geleit

Das Schlesische Jahrbuch dient dem neuen deutschen Kulturgedanken, der im Osten des allseits bedrängten Volksbodens wachsender Kräfte voll werden muß. Von der neuen deutschen Kultur gilt dasselbe, was Gerhart Hauptmann bei der Eröffnung der Heidelberger Festspiele (1928) vom deutschen Drama sagte: „Es muß wieder mit allen Wurzeln allmählich in den Mutterboden des Volkstums gelangen, um ein in jeder Hinsicht neues Leben zu führen. — Ohne die allerengste Verbindung mit unserm väterlichen Grund und Boden kann es ein deutsches Drama in Zukunft nicht geben.“

So steht es auch um die deutsche Kultur.

Dem neuen deutschen Bildungsgedanken ist es Ernst mit der neuen lebensvollen Ordnung der echten Kulturgüter; denn er steht vor der Aufgabe, Volk zu formen aus den Grundkräften seines ganzen Natur- und Geisteswesens. Er verbindet sich zwanglos mit der jüngsten soziologischen Bewegung und trennt sich rücksichtslos von der Kulturphrasen der bürgerlichen Verfallszeit. Die Verbundenheit mit dem Mutterboden des Volkes kann er nicht missen, weil alle wahrhaft großen Werke, alle dauerhaften Menschheitswerte diesem Mutterboden entstammen. Wenn die deutsche Reichsverfassung Erziehung „im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerverständigung“ fordert, können wir an Herder und Fichte denken; das Volk dient der Menschheit am besten, das seine eigene Art am höchsten vollendet.

Der neue deutsche Bildungsgedanke ringt sich auch im Schulwesen durch: die Kunde vom eigenen Volke wird bedeutend. Denn sie vermittelt „das Gefühl für die in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Stämme sich offenbarende einheitliche Volksgemeinschaft, die hinter allem Wechsel der Geschlechter und Lebensformen steht und alle Standes- und Bildungsunterschiede hinter sich läßt.“ (Richtlinien für die Lehrpläne der höheren Schulen Preußens.) Dieser Satz berührt sich eng mit dem ersten Leitsatz der schlesischen Kulturwochen, die 1925 in Reichenberg, 1926 in Troppau, 1927 in Hohenelbe, 1928 in Mährisch-Schönberg, also bisher viermal in Sudetenschlesien getagt haben; sie hatten die Aufgabe, die besondere landschaftliche, sprachliche und geschichtliche Sendung des schlesischen Stammes für die deutsche Kulturaufgabe im Osten bewußt zu machen und die wissenschaftlichen, überhaupt alle kulturellen Arbeiten der verschiedenen Stammlandgebiete miteinander in wirksame Fühlung zu bringen.

So wie die schlesischen Kulturwochen stellt sich auch das Schlesische Jahrbuch auf den Standpunkt der wissenschaftlichen Volkskunde und der deutschen Kulturbodenforschung. Was die einzelnen Kulturwochen zunächst nur schrittweise und örtlich leisten, das soll vom Jahrbuch ausgebaut und der gesamtschlesischen Öffentlichkeit vermittelt werden. Es muß vorläufig die Stelle einer gesamtschlesischen Kulturzeitschrift vertreten und daher besonderen Wert auf die Mitarbeit der deutschen Hochschulen des gesamtschlesischen Raumes legen, überhaupt aber auf Mitarbeit und Werbehilfe all derer, die Kulturarbeiten im mitteldeutschen Osten leisten. Das Jahrbuch will von allen lebendigen Kräften getragen sein, es will zu allen Schichten der Stammesgemeinschaft sprechen. Dies kann freilich nicht mit einem Schlag erreicht werden; wer dies bedenkt, wird künftig bereit sein.

Angeheuer sind die Aufgaben, die aus unserer Zeit und aus dem großschlesischen Raum für die deutsche Kulturarbeiten erwachsen: Das Jahrbuch soll diese Aufgaben

weiteren Kreisen bewußt machen. Not tut die klare Erkenntnis vom Walten lebendiger Kräfte im Volkwerden: Aus dieser Erkenntnis will das Jahrbuch die Anregung zu wirksamer Arbeit schöpfen. Wissenschaft und Volk müssen einander bei der Neuordnung des deutschen Kulturgutes entgegenkommen: Diesem Wechselwirken muß das Jahrbuch dienen. Das Jahr 1928 hat machtvolle Zusammenklänge von Erkenntnissen zu deutscher Volks- und Kulturgemeinschaft gebracht! Zusammenklänge die alle Gegensätze mit der Bannermacht des Geistes zu überwinden vermochten! Wisse, Schlesien, daß nicht nur deine Ränder, sondern all deine Glieder ein forderndes Grenzlandschicksal ruft!

Schlesiertag

Von Emil Hadina, Troppau.

Dies ist der Tag, der Finkehr freigegeben:
Die Grenzen weichen, und die Schranke bricht,
Wir fühlen, wie uns gleiche Art durchfließt
Und gleiches Tun und Träumen uns erheben.

Ein Schlesierstamm, ein Pulsschlag nur, ein Leben:
So glüht der großen Stunde reines Licht.
Und aus des Abschieds schmerzlichem Verzicht
Klärt bleibend sich ein mildes Bruderstreben.

Maht alle, die der Heimat Säfte trinken:
O laßt der freulen Zwiste eitles Spiel,
Laßt eure Lanzen vor den Brüdern sinken!

Nur Worte trennen — Worte sind zu viel.
Laßt unser Volk in aller Reinheit blinken,
Geeint im Geist, in Liebe und im Ziel!

Der Schlesier in der Fremde

Von Paul Keller, Breslau.

Sollt' hier draußen mir das Glück
Seine Güter schenken,
Will ans Schlesierland zurück
Immer doch ich denken;
Triffst hier draußen mich der Tod,
Will ich in der letzten Not,
Heimat, dich noch segnen!

Musik und Religion

Von Universitätsprofessor D. Karl Bornhausen, Breslau. *)

Etwa 1890 ging eines Sommersonntags ein kleiner Knabe mit seinen Eltern durch den Tannenwald, der im Taunus zwischen Kronberg und der Hohen Mark sich ausdehnt. Da tönte in der feierlichen Stille plötzlich eine Stimme, die wie aus anderer Welt den Waldboden durchhallte: „Das Wandern ist des Müllers Lust“. Wir traten wegab, und vorbei schritt, singend wie Apoll, eine schöne Männergestalt. Mein Vater neigte sich, als die Stimme fern im Wald verklang, zu mir und sagte: „Das war Julius Stockhausen“.

Wenn wir des deutschen Liedschöpfers Franz Schubert dankbar gedenken, so gehört der Sänger, der mit sterblicher Kehle die unsterblichen Töne sang, in den Dankesranz. Denn in der Musik ist der Darsteller der Kunst mehr wie sonst selbst Schöpfer. Der Text, der Gedanke, die Worte verwehen; die Dichtung des Müllerliedes war mir ganz unwesentlich; weiter tönte in mir nur der herrliche Klang männlicher Beseeltheit, der sich in der Natur entfaltete als herrschende göttliche Harmonie. Und wie wir der Lerche Tonkraft bei ihrem Aufstieg ins Ätherblau bewundern, blieb mir im Bewußtsein die Macht der menschlichen Stimme, wenn sich ihr Ton als etwas Unerhörtes im Bereich der Naturwelt erhebt und Lebenswerte verkündet, deren Geistigkeit aus Gottes Nähe fernher zu uns kommen.

Die menschliche Singstimme hat daher bei musikalischen Völkern als Räuder der Gottheit gegolten, und der Grieche hat den singenden Apoll im Kreis des Frauenchors der Muses gern dargestellt. Denn die weibliche Stimme als die von der Rede des Mannes sich sehr unterscheidende hat lange das Vorrecht des Gesanges befehlen, der dunkle Ton des Männerorgans sich erst spät im polyphonen Gesang den weiblichen Engelstimmen untergelegt. Früh aber trat zu der Menschenstimme das Instrument, das als Saitenklang zur Begleitung des Seelentons der Menschenstimme diente. In sehr einfachen Tonfolgen und bei sehr schwachem instrumentalen Klang hat es der Grieche zu einer hohen Beseelung der Instrumentalmusik gebracht und sie zu einer Entrückung der Hörer vollendet. Skulptur und Malerei, Dichtung und Bericht der Antike beweisen, daß die Griechen religiöse Erlebnisse in ihrer Musik hatten, die niedriger als Beethovens IX. Symphonie zu beurteilen wir keinen Anlaß haben. Vielmehr ergibt sich, daß Instrumentenbau und Technik die musikalische Erlebnisfähigkeit des Menschen vergrößern und verbreitern, nicht vertiefen. Es mag sein, daß die heutige europäische Musik eine viel größere Menge von einigermaßen empfindsamen und verständnisvollen Hörern um sich sammelt, da sie, nach Vielgestaltigkeit und Kraft unterschieden, viel schneller Eindruck macht. In ein- und zweistimmigem Saitenklang zu einer Menschenstimme die Fülle von Seelenmomenten zu vergegenwärtigen und herauszuhören, verlangt ein feines Ohr und eine Besinnlichkeit, die das heutige Europa verloren hat. Und so vernehmen wir staunend den Hymnus Pindars 470 v. Chr. auf die Griechenmusik:

Goldene Leier, Apollons Spiel zu der Muses Gesang!
Nach dir tritt an der Chor, die Freudenfeier zu beginnen,
Deinen Tönen gehorchen die Sänger, wenn du mit schwingenden Saiten den
Einsatz gibst.
Selbst den Blitzstrahl löschest du, es schläft auf dem Zepter des Zeus der Adler,
der Vögel König,
Seine Flügel erschlaffen, du schlossest ihm die Augen,

*) Festvortrag auf der 4. Schlesischen Kulturwoche zu Mährisch-Schönberg am 1. Juli 1928; das Thema war zu Ehren von Franz Schubert gewählt, dessen Eltern beide aus dem deutschen Mähren stammen.

Und schlummernd wiegt er den schimmernden Rücken unter deinen Klängen.
Auch der gewaltige Kriegsgott läßt seinen Speer und heilt sein Herz in
dämmerndem Lauschen.
Der Zauber der Musik bestrickt auch der Götter Sinne durch die Kunst Apolls
und der Musen*).

Den Griechen war Musik nicht lärmender, aufregender Schall, sondern Stimme
der stillen Freude. „Du bist die Ruh“, der Friede mild.“

Der apollinische Seelenklang der geschlagenen oder gezupften Saiten ging über
in den Bogenstrich der europäischen Geige und behielt in diesem Instrument den
Reichtum der Tonunterschiede und Stimmungen. Nicht ohne Rührung sehen wir
auf den Bildern der Renaissance zu Füßen der Madonna mit dem Kind die Engel
ihre schönen Gamben handhaben. Aus der fremden semitischen Musik wird der
Heiland herübergetönt in den Engelschor der Kinderstimmen. Und Raffael läßt seinen
Apoll auf dem Parnas in den Stützen des Vatikan die große Geige streichen, auch
wieder hier die Einheit von Antike und christlichem Europa betonend. Die Geige
hat die Kontinuität der musischen Frömmigkeit bis zu uns geführt.

Ein wundervoller Mythos in einer Plastik des großen Myron (4. Jahrh. n. Chr.)
berichtet uns, wie der Grieche das Musikinstrument der Gesangstimme unterlegen
empfindet. Die jugendliche Athena will ihrem musikalischen Bruder nicht nachstehen
und hat aus kurzen und längeren Schilfröhren jene Reihenflöte sich verfertigt, die
uns noch heute in der Hand Papagenos begegnet. Aber der Göttin gefällt das
Pfeifen nicht, sie wirft das Werk weg. Der Waldegott Pan aber hat sie belauscht und
springt vor, sich des von der Göttin verachteten, dem Naturkind so erfreulich klingenden
modulationsunfähigen Pfeifenbündels zu bemächtigen. Athena stußt ob des plötz-
lichen Raubs, streckt den Speer schützend über die Rohrflöte: soll sie ihr musikalisches
Nachwerk sich nehmen lassen? Ist's auch nicht viel wert, immerhin ist auch in ihm
göttlicher Gedanke! Aber um ihre Lippen spielt das Lächeln der Günst: sie wird dem
Waldegott das Flötchen freiwillig schenken! Und der wird es einst Mozart und Schu-
bert überlassen. Welch' göttliche Gnade! Denn schließlich ist doch die Orgel daraus
geworden, die wir auf antiker Münze zuerst sehen, die aber später in der christlichen Kultur
Europas ihren großartigen Ausbau erfuhr. Es liegt in ihrem Riesenmaß und ihrer
Riesenmacht noch heute etwas von jener Naturreligion, die mehr überwältigt als
überzeugt. Und wie die großen Orgelspieler auch heute noch Gottes Walten in der
Natur mit Witz und Donnerschlag, mit Sonnenglanz und Naturfreude darstellen und
Künstler wie Haydn und Beethoven in der Instrumentalmusik ihnen gleich zu tun
suchen, so ist in Trommel und Posaune, in Pauke und Trompete die Naturreligion
verhaftet geblieben, die mit enthusiastischem Rhythmus und Geräusch den Schrecken
und die Günst der Gottheit in den Elementen der Schöpfung vergegenwärtigt.

Der musikalische Christ aber kehrt sich weg von dem mächtigen Getöse zu einem
Geigenquartett von Brahms und sagt sich dabei: „Wenn ich mit Menschen- und mit
Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich tönendes Erz und klingende
Schelle.“ Paulus, der hellenistische Jude, hat die antike Musik und ihren Seelenlaut
wohl verstanden und bewertet. Instrument und Gesang sind hohl und leer ohne die
Menschenseele.

1.

Als Kunst der Seele ist neuerdings die Musik der Psychologie zugefallen, die
als jüngste der exakten Wissenschaften mit nicht geringem Eifer dieses aussichts-
reiche Gebiet bearbeitet. Nicht nur daß die Musik nach Tempo, Rhythmus und
Intervallspannung sich weitgehend mathematisch-physikalisch ordnen läßt. Auch
die Reaktion dieser technischen Schwingungsvorgänge auf Gemüt und Gefühl der

*) Vgl. Pindar, 1. pythisches Lied auf Hieron v. Syrakus, dessen Wagenfieg von 470.
Handbuch der Lit. Wissensch. von Oskar Walzel. E. Bethe Griech. Lit. S. 146.

Menschen ist beobachtbar, und die Wirkung von bewegter oder getragener Melodie
auf verschiedene Altersstufen der Menschen ist schon richtig untersucht*). Nur daß
dabei das entscheidende seelische Moment dem Forscher bisher völlig entgeht. Kein
künstlerisches Erlebnis entzieht sich noch der systematischen Gesetzgebung so sehr
wie das musikalische. Und daher läßt sich die Beziehung zwischen Musik und Religion
vorläufig nur durch persönliche Einfühlung und Deutung feststellen. Daß dem
musikalischen Menschen die Folgen Religion, Verbundenheit mit einem Jenseits
sind, daß dem frommen Menschen in Tönen Gottes Ernst und Güte spricht, sind die
einzigen allgemeinen Angaben, die Musik und Religion im europäischen Christentum
unserer Tage verbinden. Es ist kein Zweifel, daß die heutigen Menschen immer
häufiger und stärker Musik als Religion erleben und in ihr Kraft und Trost finden.

Trotz ihrer stark mathematischen Bedingungen ist Musik nicht rational und
intellektuell faßbar. Sie kann Gedanken sehr bedeutsam unterstützen und unter-
streichen, aber niemals selbst dogmatisch sein. Daher ist Kirchenmusik immer Be-
gleitung zu bestimmtem Bibeltext oder Gedicht, und die gesungene Messe unter-
streicht mit Tönen das Wunder der Wandlung. Hierbei ist Musik die gefällige
Dienerin der religiösen Lehren und Überzeugungen; aber sie bewegt sich nicht frei
nach ihrem eigenen Gesetz.

Der Ton der Menschenstimme hat vielmehr die Absicht, sich vom begrifflichen
Sprachton freizuhalten und in der Folge der bloßen Vokale einen eigensten Gesang
jenseits von Menschenworten und Gedanken zu befolgen. Die Stimme ist darin
wie ein Instrument, das auch keine Gedanken und Begriffe spielt, sondern bloß
tönt. Und ihr Tönen vollzieht sich auf außer-rationalen Gebiet. Man begegnet
häufig musikalischen Naturen, Künstlern, deren Seelenart sich nur in ihrer Kunst
zeigt, Menschen, die im rationalen Verkehr unheimlich spröde, hart, spöttisch sind;
und wenn sie singen, entfaltet sich ihr ganz anderes Wesen; nicht immer ganz rein.
Es scheint, als ob der Gesang keine Heuchelei zuließe; Menschen, die sich verstellen
wollen, dürfen nicht singen; denn auch ihre Verstellung, ihre Schauspielerei hört
der Feinsinnige bald aus ihrem Getöse.

Musik ist daher Klang des Vertrauens, der Liebe und Güte, der Humanität.
Und die Menschengeschichte hat den liebreizenden Klang der Verführung, Sirenen-
gesang und Loreleimelodie als besonders gefährlich und menschenwidrig gekenn-
zeichnet. Nur ganz böse, unmenschliche Art kann sich der herrlichen Töne bedienen,
um Unreinheit und Unglück den Menschen zu bringen. Denn die Töne sind die
Stimmen des Vertrauens, der gegenseitigen Zuneigung. Und wie das Echo vom
Walbrand her den Ton zurückwirft, so lockt der gute Klang der Menschenstimme
die Erwiderung bei denen, die sie hören. Daher ist der Klang des Vertrauens
und der Überzeugung, der aus der menschlichen Stimme in Rede und Gesang tönt,
die höchste sittliche Gabe des Menschengeschlechts, die sie in höhere Ordnung als
bloße Natur erhebt. Der gute Mensch, dem die Herzen seiner Freunde sich zuwenden,
der das Vertrauen seines Volkes erfährt, hat nicht von Natur den Seelenklang
an seinen Stimmbändern. Und nicht die Technik der Gesangsschule kann die Selbst-
erziehung ersetzen, ohne die die harte, unmusikalische Stimme herzlos und unpersönlich
bleibt, während aus des greisen Hindenburg ruhigem verhaltenen Wortklang eine
gereifte Lebenserfahrung und weise Menschenbeurteilung ein gewaltiges Ver-
trauen überströmen läßt, nicht Vertrauen auf das bloß-Menschliche, sondern auf
das Göttliche, das in jedem treuen, ehrlichen, aufopfernden Willen sich zu uns neigt.
„Musik ist das wunderbar-seltensame Rätsel. Wie man sich den Weltgeist in
der ganzen Natur allgegenwärtig denken kann, so ist Musik Seelenton einer Sprache

*) E. Walker „Das Musikalische Erlebnis und seine Entwicklung“ in D. Kroh „Verglei-
chende Untersuchungen zur Psychologie, Typologie und Ästhetik des ästhet. Erlebens“, Heft 4,
Göttingen 1927.

der Himmelsgeister. Dem körperschweren Blick gelingt es nicht, sich an den Unsichtbaren hinzudrängen, doch aus der Sprache der Töne kommt bestimmtere Liebe uns entgegen. Ein einziger Klang trägt den Menschen in die Höhe, gibt ihm Erinnerung wieder.“*)

Es ist bezeichnend, daß der Romantiker Tieck die platonische Vorstellung der Wiedererinnerung, der Anamnesis für die Musik aufnimmt. Für keine Kunst eignet sie sich besser: Musik ist Stimme einer höheren ewigen Geisteswelt, dem Menschen in Ton und Sprache gegeben, um Liebe und Vertrauen unter sich und auf die Gottheit zu haben.**)

2.

Die deutschen Klassiker haben für den reinen, frommen Menschen den Begriff der erhabenen und schönen Seele geprägt. Während in dem erhabenen Charakter das Moment des Kampfs und Siegs über die Widrigkeiten der fremden und der eigenen Natur herrscht, ist in der schönen Seele die Harmonie von Natur und sittlichem Willen erreicht. In Anmut erfüllt die schöne Seele die Notwendigkeiten des Daseins und vollzieht das Gebot der Stunde in der Freiheit der Hingabe an das ganze Leben. Diese Freiheit der seelischen Erscheinung ist ein Spiel, wie Farben des Regenbogens sich trennen und einen, wie Töne in der Fuge, dem flüchtigen Lauf, einanderfolgen, um zuletzt in einem großen Akkord die letzte Ruhe zu finden. Die Fuge J. S. Bachs sagt uns deutlich, daß dieses Spiel des Lebens kein Leichtsinns, sondern jene anmutvolle Feiterkeit ist, die, des Siegs der eigenen Natur gewiß, gelassen das harmonische Wesen der Seele aus- und einatmen darf. Das Spiel ist das Höchstmäß der Freiheit, das der Mensch besitzt; und das musikalische Spiel, der lebendige Gesang der einzelnen und vielen Stimmen erhebt die Sänger und die Hörer zu der höchsten Freiheit der Geister. Der Mensch ist nur dann ganz Mensch, wenn er singt. Und da die Freiheit von und über der Welt der Grundsinns der Frömmigkeit ist, so ist der Mensch beim Gesang wahrhaft frei und fromm.

Diese Anschauung Schillers vom Menschen in der Freiheit des musikalischen Spiels hat durch Schleiermacher, der ebenso musikalisch wie Schiller war, eine wichtige Ergänzung erfahren. Er erfaßte die Richtung auf das Unendliche, die in den Tönen lebt. Wenn er die Religion als Sinn und Geschmack für das Unendliche, als Anschauung und Gefühl für das Universum bestimmte, so schwebte ihm bei diesen ästhetischen Ausdrücken für den Bezug des Menschen zu Gott die Musik vor, die er am Schluß der „Weihnachtsfeier“ ausdrücklich als Verkehr mit der Gottheit rühmt. In der Musik wird dem Menschen seine völlige Abhängigkeit von seelischen Werten klar, die größer sind als er. Die Töne üben göttliche Macht über die Seelen und das Gemüt aus. Es ist nicht das bloß Menschliche, das uns frei sein läßt, es ist zugleich auch Göttliches da, das uns unterwirft. Nicht bloß ein Verschweben in unendlicher Melodie ist Musik; sie ist nicht nur unendlich. Sondern ebenso spricht in ihr ein unbedingter Wille, der uns anders zu sein gebietet als wir sind. Die Töne fordern Taten; sie unterwerfen uns unter höchste Gebote, sie verlangen von uns letzten Gehorsam, reinstes Opfer.

Musik ist daher fähig, uns die beiden zusammengehörigen Momente der Religion: Freiheit und Abhängigkeit, Gefühl zum All, Gehorsam gegen Gott — in einer Zuständigkeit erleben zu lassen. Dieser Zustand ist außerrational und paradox; wir können ihn nicht logisch fassen, wir können ihm auch keine Begriffe unterlegen. Tiefstes Leid und höchste Freude, reichste Bewegung und stillste Ruhe, Harmonie und Dissonanz fühlen sich ineinander und erfüllen im Nu des Lebens letzte einzige Gegenwart.

*) Tieck, Phantasien über die Kunst. Kürschners Deutsche Nation.-Lit. Bd. 145. S. 84 ff.

**) Bornhausen „Offenbarung“ 1928, S. 234 ff.

Die große Instrumentalmusik hat sich als höchstes Thema den Sinn des Lebens erwählt; sie fragt nach dem Wesen des Menschen, seinem unendlichen Sehnen, seinem unbedingten Wollen, seinem unerhörten Glauben, seiner letzten Zuversicht. Die Symphonien Mozarts und Beethovens haben diese religiöse Bedeutung, daß ihre Melodienfolgen wortlos unser irdisches Dasein mit ewiger Bestimmung verknüpfen und uns seelische Gewißheiten in Tönen geben, die uns aus dem Tod ins Leben führen. Die Eroica leitet uns in Es-dur in die herrlichste Freiheit des Daseins, um uns im Trauermarsch die Vergänglichkeit unseres Wirkens klarzumachen. Und in einem seiner letzten Quartette stellt der taube Meister sich die Rätselfrage des Lebens: „Muß es sein?“, um sie in reifstem Glaubenston mit „Es muß sein!“ zu beantworten. Das Jesuwort „Dein Wille geschehe“ hat seine humane Vollendung in Tönen gefunden.

Aus diesen Gründen wendet sich die Musik Europas ihrem religiösen Schicksal, d. h. der Bibel zu. Und das Neue Testament, das Leben Jesu, hat in Bachs Tönen seine höchste Macht in Europa bekommen. Nicht das Dogma hat die deutsche Musik vertont, sie hat mit Vorliebe das menschlich-fromme Erlebnis in Tönen geschildert und den Worten Jesu am Kreuz eine Wirklichkeit gegeben, die sie im Evangelium entbehren müssen. So hat die Musik dem religiösen und christlichen Leben Wahrheit eingehaucht und erhalten, während der Rationalismus Europas das Christentum entseelte und entleerte. Die Liebe zum Heiland, die einer lieblosen Welt märchenhaft kindlich erscheint, wird durch die rührenden Gesänge in unserem Seelenleben erhalten, und in völligem Selbstvergessen werfen wir uns der ewigen Gnade hin in den Tönen: O heiliger Geist, kehre bei uns ein! — O Haupt voll Blut und Wunden! — Großer Gott, wir loben dich! — Auf dich hoffen wir allein, laß uns nicht verloren sein.

Franz Schubert hat kurz vor seinem Tode, im März 1828, eine Hymne für achtstimmigen Männerchor und Orchester komponiert, die als Christenglaube in Musik gelten kann. Das Gedicht von Schmiedel ist recht dürftig, eine gut gemeinte Keimerei, die eine Bitte zu Gott um Hilfe ausdrückt. Schubert gestaltet in Tönen den Ruf: „Herr, unser Gott, erhöre unser Flehen“ zu einem nachhaltig sich steigenden, gewaltigen Gebet, wobei das „Flehen“ und „Sehnen“ mit eindringlichem Ton den Gegenruf „Tröster du“ in der Klarinette erzeugen. Es ist, als ob Gott selbst „in unser Herz Himmelsruh“ als Zeichen der Erhörung legte.

Und zu diesem unendlichen Ruhegefühl der Gottgeborgenheit tritt der aktivistische Ton des unbedingten Schaffens. Wallfahrerlied ertönt, fugiert, Marsch in Moll. Die Fähnlein des Herrn rücken vor: „Verlaß auf unserm Pfad uns nicht, du Bote aus dem Himmelslicht“. Der Heiland, der Herzog der Deutschen, bricht auf zum Zug aus Leid und Streit in die Ewigkeit. Und wieder umrauscht uns das geruhige Flehen und Sehnen des Anfangs, göttlicher Güte voll, verfliegend in der Unendlichkeit. Alle fromme Verheißung von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit ist in diesem Ausklang von Schuberts Leben in Tönen erfüllt.

Nimmer läßt sich ins Wort das geweihte Mysterium fassen:
Sprache der Religion bist du und bleibst du, Musik.



Schubert

Von Robert Hohlbaum

Ich hatte mir ein junges Herz errungen,
und in der Enge schmerzte mich mein Glück.
Da trug ich's in den lauten, brausend-jungen
Frühling und trug's als klaren Klang zurück.
Und als am Abend dann die lieben Hände
den Klang erweckten aus den Saiten mir,
als unsrer Liebe reichste, tiefste Spende
mein Glück erhellt, da war's ein Klang von dir.

Sie hatten einen lieben Freund begraben.
Die Wetterfahnen knarrten winterweh.
Erstarrt das Land. Der schwarzen Wanderraben
Schatten lag geisterblau auf tiefem Schnee.
Im Räderknarren aber meiner Reise
war mir ein dunkles, süßes Lied erwacht,
und tröstend löste sich in deiner Weise
verklärtem Glanz der starre Schmerz der Nacht.

Ich hatte meinen alten Gott verloren
in dieser Tage flammendem Gericht.
Er ward mir nicht aus Morgenglut geboren,
Er wies mir nicht sein Sternenangesicht.
Heut' aber bin ich ewigsehend worden,
heut' zog Er groß in meine Seele ein
und sprach zu mir in rauschenden Akkorden
aus deinem Lied. Und ich darf selig sein.

So bist du alles: Jubelruf der Blüte
und Jammerschrei des winterkahlen Baums.
Bist Gottes Mittler, seiner Sonnengüte
und seines dunklen, rätselschweren Traums.
Und bist die Lampe unsern Grübelnächten,
die milden Schimmers unsre Herzen rührt,
und bist der Stern den armen Erdenknechten,
der in die Reinheit letzten Friedens führt.

Wie Deutschland seine fremdsprachlichen Volksteile behandelt

Von Dr. Proske, Oberpräsident der Provinz Oberschlesien, Oppeln.

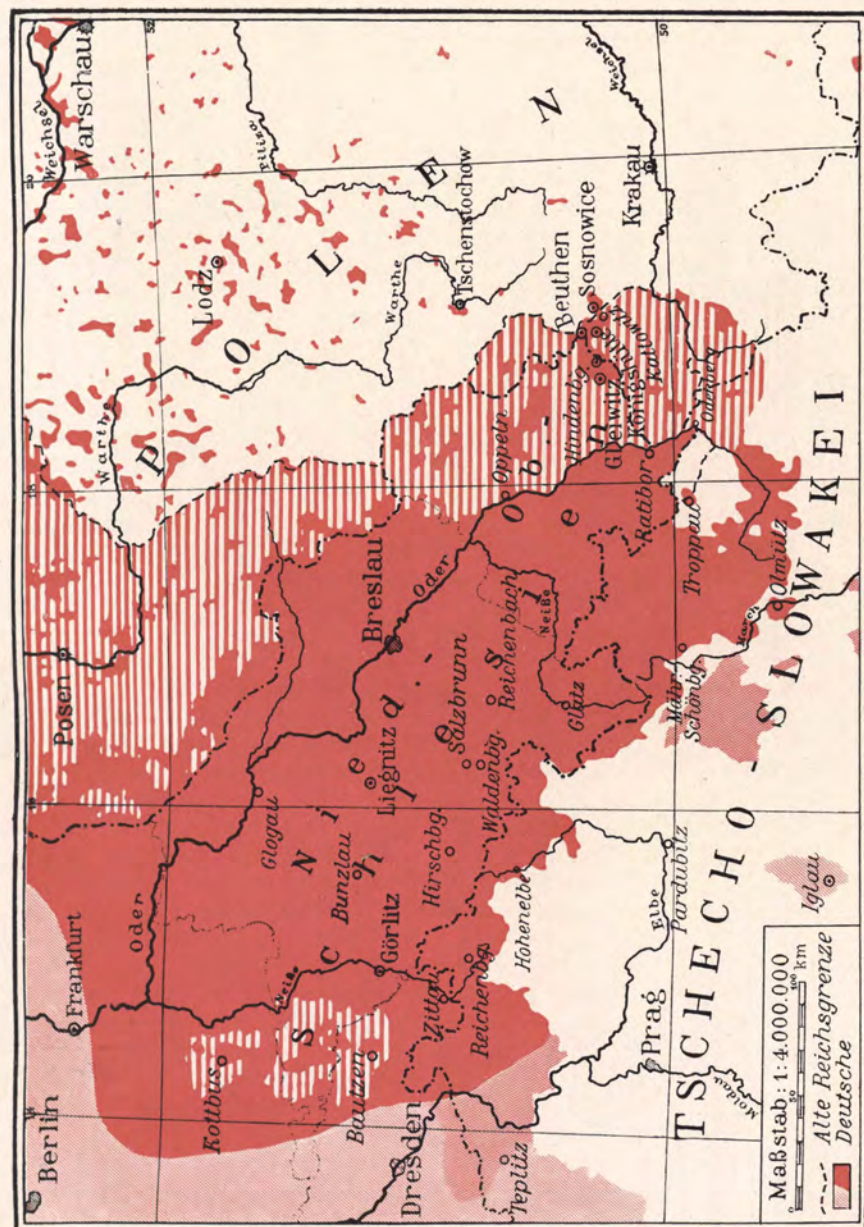
Eine der größten Gefahren für den Weltfrieden birgt die ungenügende Lösung des Minderheitenproblems in sich. Das von den Völkern und ihrer Regierung erstrebte Ziel der Sicherung des Weltfriedens, der Völkerversöhnung kann unter anderem nur erreicht werden durch eine Lösung des Minderheitenproblems, wie sie der heutigen Entwicklung der Menschheitsgrundrechte entspricht. Es mag zutreffen, daß wir von einer endgültigen Völkerversöhnung noch weit entfernt sind. Aber gerade die Betrachtung der Vergangenheit kann und muß uns mit Zuversicht für die Zukunft erfüllen, weil wir in ihr doch die sittliche Emporentwicklung der Menschen, den schließlichen Sieg des Menschheitsgedankens, der persönlichen Freiheit bestätigt finden. Die Geistes- und Gewissensfreiheit sowie andere elementare Individualrechte, sie sind unaufhaltsam aus den Kriegen, aus den Kämpfen der Vergangenheit siegreich hervorgegangen. Verschiedene Kriegursachen aus der Vergangenheit sind nunmehr als beseitigt oder wenigstens als äußerst vermindert anzusehen. Ich erinnere nur an die furchtbaren Religionskriege sowie die staatspolitischen, sozialen und anderen Kämpfe. Auf verschiedenen Gebieten des menschlichen Lebens entwickelt sich ein neuer Geist, der frühere Anschauungen und Methoden überwunden hat oder unbedingt noch überwinden wird. Das gilt auch von dem Gebiet der Minderheitenbehandlung.

Zu den fundamentalen Menschheitsgrundrechten hat sich nämlich auch das gesellt, daß eine nationale Minderheit in einem Staat die Bedürfnisse ihres Kulturlebens, dessen Grundlagen und Hauptbetätigung Sprache und Schule sind, möglichst selbst bestimmt und hierin nicht einem anders gerichteten staatlichen Zwange unterworfen sein will. Der alte begreifliche Staats- und Volkswunsch, Nation und Staat gleichzusetzen und daher nationale Minderheiten, wenn nicht anders möglich, dann zwangsweise zu entnationalisieren, ist für die heutige Zeit ein Unding geworden, wie ja auch verschiedene alte Regierungsmethoden je nach dem Fortschritt in den einzelnen Staaten überholt und nicht mehr anwendbar sind. Die alte Idee des National-Staates ist überwunden, an seine Stelle ist die Idee des Rechtsstaates getreten, in dem der Minderheitenschutz zur selbstverständlichen Sache der Geistesfreiheit und des Persönlichkeitsrechtes geworden ist. Die überwiegende Mehrheit der Minderheiten hat heute mit irgendwelchen staatsgefährlichen Bestrebungen nichts mehr gemein. Ihr liegt nur an der Wahrung ihres kulturellen Individualrechts ohne Rücksicht auf die staatliche Zugehörigkeit. Die Minderheiten wollen heute treue, ihren Staat liebende und schützende Bürger in gleicher Linie mit den Bürgern der sogenannten Mehrheit sein. Sie wollen kein Fremdkörper sein in ihrem Heimatstaat. Sie stellen sich sicher auch dem kulturellen Werben der Mehrheit ihres Staates gern zur Verfügung, nur wollen sie keinen kulturellen Zwang gegen sich ausgeübt sehen. Sie wissen, daß durch Zwang in dieser Beziehung ein bewußter Gegensatz zur Mehrheitsbevölkerung überhaupt erst geschaffen und vertieft, und damit eine starke Bedrohung des Friedens herbeigeführt wird.

Vom heutigen Deutschland kann gesagt werden, daß es ernstlich bestrebt ist, seine Minderheiten nach dem Persönlichkeitsrecht zu behandeln. Innerhalb Deutschlands befinden sich nennenswerte Minderheiten überhaupt nur in Preußen. Wenn von Oberschlesien, dessen am Schluß gedacht werden soll, abgesehen wird, so liegt

als reichsgesetzliche Grundlage für die Behandlung der Minderheiten zunächst nur der Artikel 113 der Reichsverfassung vor, der bestimmt, daß die fremdsprachlichen Volksteile des Reiches durch die Gesetzgebung und Verwaltung nicht in ihrer freien volkstümlichen Entwicklung, besonders nicht im Gebrauch ihrer Muttersprache beim Unterricht sowie bei der inneren Verwaltung und der Rechtspflege beeinträchtigt werden dürfen. Preußen hat dann im Wege von Erlassen des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gewisse Sonderregelungen für das Minderheitenschulwesen, das ja den wichtigsten Teil des Minderheitenrechts bildet, vorgenommen. Durch Erlass des Ministers ist angeordnet, daß polnisch sprechenden Kindern der Religionsunterricht in polnischer Sprache und neben dem deutschen Sprachunterricht ein polnischer Schreib- und Leseunterricht zu erteilen ist, soweit es von den Eltern der Kinder gewünscht wird. Im Anfang 1926 ist auch eine Sonderregelung der Minderheitenschulverhältnisse im Grenzgebiet des Regierungsbezirks Schleswig für die dänische Minderheit in einigen Kreisen Schleswigs erfolgt. Die Bestimmungen laufen darauf hinaus, die Minderheitsschulen zu stützen und ihren Betrieb zu erleichtern. Dem im Minderheitenrecht obersten Grundsatz der Selbstbestimmung durch die Erziehungsberechtigten ist voll Rechnung getragen; daß auch im übrigen privatrechtlich und öffentlich-rechtlich die Minderheitsangehörigen mit den andern Staatsbürgern völlig gleichberechtigt behandelt werden, ist in Deutschland eine Selbstverständlichkeit.

Von besonderem Interesse für den Minderheitenschutz in Deutschland ist der deutsch gebliebene Teil des ober-schlesischen Abstammungsgebietes. Der Völkerverbund hat bei der von ihm empfohlenen Teilung Oberschlesiens in zahlreichen Bestimmungen, die in ein gesetzliches Abkommen zwischen Deutschland und Polen übernommen worden sind, ein möglichst erschöpfendes Minderheitenrecht für die polnische Minderheit in Deutsch-Oberschlesien und die deutsche Minderheit in Polnisch-Oberschlesien geschaffen, für dessen Durchführung ein besonderes Rechtsverfahren vor internationalen Stellen, zum Teil mit mehreren Instanzen, vorgesehen ist. Es ist dies der erste und einzige Fall einer internationalen gesetzlichen Regelung des Minderheitenschutzes. Oberschlesien kann daher als ein gewisses Musterexperimentiergebiet für einen international kontrollierten und ergänzten Minderheitenschutz angesehen werden. Die deutsche und preußische Regierung, insbesondere ihre Organe in Oberschlesien, sind aufs peinlichste darauf bedacht, die in den Genfer Bestimmungen niedergelegten Rechte der Minderheit loyal und weitherzig durchzuführen und die innerliche Zustimmung der Bevölkerung dazu zu gewinnen. Ich habe erst vor etwa Jahresfrist unter Zustimmung sämtlicher leitenden politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Faktoren Oberschlesiens namens der deutschen und preußischen Regierung eine öffentliche Kundgebung erlassen, in der ich diese grundsätzliche Haltung von Regierungsorganen und Bevölkerung betonte. Nachdem die Erkenntnis von der großen Bedrohung des Weltfriedens durch unzureichende Regelung des Minderheitenschutzes in den einzelnen Staaten in der ganzen Welt gewachsen ist, muß man hoffen, daß sich der Völkerverbund dieser Sache mit Tatkraft und Nachdruck annehmen wird. Deutschland, dessen Bevölkerung und Regierungen es mit der Sicherung des Weltfriedens ehrlich meinen, wird mit allen Kräften mitarbeiten.



Karte des schlesischen Sprachgebietes

Schlesische Sprachgemeinschaft

Von Privatdozent Dr. Ernst Schwarz, Prag-Gablonz a. N.*)

Zu beiden Seiten der Sudeten wohnen Deutsche, die trotz mancher Verschiedenheiten die gleiche Mundart sprechen. Besonders auffällig wird das Gemeinsame empfunden, wenn man neben einem Schlesier etwa einen Mann aus der Gegend Leipzig-Dresden oder von Komotau sprechen hört. Auch die Wissenschaft muß feststellen, daß sich hier im Osten eine große, geschlossene Landschaft mit ziemlich einheitlicher Mundart befindet, innerhalb deren, abgesehen vom schlesischen Neiderland, geringere Unterschiede vorhanden sind als im deutschen Altlande im Westen. Die politischen Grenzen spielen hier gar keine Rolle. Die Deutschen nördlich und südlich vom Lausitzer-, Iser-, Riesengebirge und Gesenke gehören sprachlich und volkstümlich zusammen. Die Grenze dieser schlesischen Sprachlandschaft zu ziehen ist aber nicht leicht. Wie überall in den deutschen Landen gibt es auch hier keine scharfe Scheide zwischen den einzelnen Mundarten, etwa zwischen dem Schlesischen und Obersächsischen, genauer zwischen dem Westen des Schlesischen, dem Lausitzischen, und dem Osten des Obersächsischen, dem Meißnischen. Ebenso gehen in Nordböhmen und im Erzgebirge dem Lausitzischen nahe stehende Mundarten allmählich in das Nordwestböhmisches und Westerzgebirgische über. Sicher schlesisch sind die im Osten vorgelagerten Sprachinseln wie Schönwald bei Gleiwitz, Anhalt in Oberschlesien, die deutschen Gemeinden nördlich der Beskiden, die in Bielitz ihren Mittelpunkt haben und heute zu Polen gehören, in der Oberzipß ferner die Dörfer Hobbgarten und Kniesen. Als verwandt mit dem Schlesischen können wir das Hochpreussische, die mitteldeutsche Mundart im westlichen Ostpreußen, bezeichnen, das wenigstens zum Teil seine Besiedler im 14. Jahrhundert aus Schlesien empfangen hat, die Mundart des größten Teiles der Oberzipß, wo die ersten Deutschen schon im 12. Jahrhundert von den ungarischen Königen als Grenzschutz angesiedelt worden sind, und die Mundarten des Schönhengstgaues, die im Osten und Nordwesten Einfluß des Schlesischen zeigen, sonst aber eine selbständige Stellung einnehmen, ebenso natürlich ihre Kolonie Deutsch-Brodet-Wachtel. Sie vermitteln heute den Übergang zum Bairischen wie auch die Wischauer Sprachinsel, die von Deutsch-Proben-Kremnitz und die sogenannten Gründe in der Zipß, die andere Stufen der ostmitteldeutschen-bairischen Sprachmischung darstellen.

Zu beachten ist, daß der so umrissene Begriff „schlesische Sprachlandschaft“ sich nicht mit dem politischen Begriff „Schlesien“ deckt. Das heutige Preussisch-Schlesien bildet nur den Mittelpunkt eines Gebietes, zu dem sprachlich auch die Oberlausitz, ferner der Nordrand der Sudetenländer von Brieg-Deplitz ostwärts, also ganz Nordböhmen, Nordmähren, das Oppaland sowie die im polnischen Sprachgebiet liegenden mitteldeutschen Sprachinseln gehören. Man muß sich vor Augen halten, daß politische oder Provinzgrenzen sich oft nicht mit Sprachgrenzen decken, daß also der von der schlesischen Mundart eingenommene Raum bedeutend größer ist als die Provinz Schlesien. Es ist eben nur Sache des Abkommens, wie man eine große Sprachlandschaft benennen will.

Die Gemeinsamkeiten der schlesischen Mundarten hat v. Unwerth in seinem schönen Buche „Die schlesische Mundart“ zusammengestellt und später erweitert. Mehrere Laute, die im Mittelhochdeutschen verschieden sind, sind schließlich in unserer Mundart zusammengefallen, z. B. mhd. *ē* oe mit gedehntem *i* ü, mhd. *ā* mit gedehntem *o*, mhd. *ō* mit gedehntem *u*, man vergleiche die gebirgsschlesischen Wörter *pūs* Busch**). Wir finden dieselben Dehnungs- und Kürzungsregeln. Kurzer mhd. Selbstlaut ist in offener Silbe gedehnt, aber auch in geschlossener Silbe vor ur-

*) Vortrag auf der 4. Schlesischen Kulturwoche zu Mähr.-Schönberg am 30. Juni 1928.

**) Ich verwende der Einheitlichkeit wegen die von Unwerth gebrauchte Lautschrift. *z* gibt den stimmhaften *s*-Laut (wie in bühnendeutschem *Rose*) wieder.

sprünghch auslautendem Doppelmitlaut ist Dehnung eingetreten, vergleiche gebirgsschlesisch *snöbl* Schnabel, *lija* liegen, *zök* Sack, *näs* Ruß, *löch* Loch, *tis* Tisch. Gefürzt sind regelmäßig die mhd. Zwielaute *uo*, *üe*, *ie* vor inlautendem stimmlosen Geräuschlaut (gebirgsschlesisch *rufa* rufen, *slisa* schließen). Der ganze Sprachraum zeigt ferner die Verschiebung des westgermanischen *d* zu *t* (z. B. gebirgsschlesisch *täk* Tag), weist aber bemerkenswerte Unterschiede auf in der Stellung nach *l*, *n* und *r*. Während nach *r* durchwegs *t* gilt, ist nach *l* und *n* das *d* geblieben (gebirgsschlesisch *görtu* Garten, aber *háln* aus *halden* halten, *hindu* hinten). *p* ist nach *m* und in der Verdoppelung nicht verschoben, man vergleiche das Verhältnis von gebirgsschlesisch *stompa*, *khöp*: stampfen, Kopf. Wir finden für mhd. *æ* zwei Vertretungen in allen schlesischen Mundarten, sowohl *ä* wie *ê*, aber immer in getrennten Wörtern, z. B. gebirgsschlesisch *fáln* fehlen, aber *dren* drehen. In einigen Wörtern, die in der Schriftsprache *o* aufweisen, gilt durchgehend *u*, so in gebirgsschlesisch *wál* wohl, *áva* Ofen, *áva* oben, *háv*l Hobel, *fál* voll, *wulf* Wolf, *khuma* kommen, zumr Sommer. Es sind Wörter, die auch im nördlichen Mitteldeutschen, Niederdeutschen und Englischen mit *u* anzusetzen sind. Statt zu erwarten *b* und *d* finden wir *p* und *t* in gebirgsschlesisch *paur* Bauer, *pukl* Budel, *putr* Butter, *pás* Busch, Wald, *priln* brüllen, *prile* Brille, *pirsla* Bürschchen, *tauznt* tausend, *tócht* Docht und einigen anderen Wörtern, wobei die Anzahl in den einzelnen Untermundarten etwas schwankt. Die Beispiele sind hier durchwegs dem Gebirgsschlesischen entnommen, für die übrigen Untermundarten gilt aber ähnliches. Bekannt sind ferner Gemeinsamkeiten des Wortschatzes. Es genügt hier an das schlesische *ok*, landschaftlich *och* „nur“ zu erinnern, das sich deutlich vom nar der Oberzips, ner in Nordwestböhmen und zum Teil im Schönhengstgaue sowie der oberfächsischen Mundarten abhebt. Es ist aus der alten Heimat mitgebracht worden und hat sich im Schlesischen so allgemein durchgesetzt, daß es infolge seines häufigen Gebrauches als Fliedwort geradezu zum Kennzeichen des Schlesischen geworden ist.

Einige andere Züge des Schlesischen erlauben uns, es in ein zeitliches Verhältnis zu den benachbarten deutschen Mundarten zu bringen. Im Auslaut wie inlautend neben stimmlosen Mitlauten wird der Stimmton aufgegeben, es tritt ein Starhlaut ein, es heißt also wohl gebirgsschlesisch *stáve* Stube, aber *löp* Lob, *lápt* lebt, *táge* Tage, aber *ták* Tag. Diese Erscheinung ist nichts anderes als das mhd. Auslautgesetz. Im Nibelungenlied wird z. B. regelmäßig geschrieben *tac*, aber *tages*. Auch das Bühnendeutsch verlangt dieselben Unterschiede, die das Schlesische macht. Unsere Rechtschreibung wendet wohl gleichermaßen *g* usw. an, entspricht aber nicht dem guten Deutsch. Wir bemerken hier, daß das Schlesische eine konservative Mundart ist, daß es manche Züge seit der mhd. Zeit bewahrt hat. Als die Besiedlung des mittleren Ostens im 13./14. Jahrhundert erfolgte, waren diese Unterschiede noch vorhanden. Da das einst größere Sorbenland im Westen, die tschechischen und polnischen Gebiete im Süden und Osten den schlesischen Raum gewissermaßen abriegelten, war die Möglichkeit vorhanden, alte Züge zu behaupten, bzw. war es Neuerungen erschwert, ebenso schnell und nachhaltig vorzudringen wie etwa in Süd- oder Mitteldeutschland. Im Satzzusammenhang zeigt sich ein Wechsel von Stimmhaftigkeit und Stimmlosigkeit, indem anlautende Media nur nach Vokalen und stimmhaften Lauten bleibt, nach stimmlosen aber stimmlos wird, freilich nicht zum Starhlaut, z. B. gebirgsschlesisch *dár* stób is mr tsú dine der Stab ist mir zu dünn, aber *dr* stób is dine der Stab ist dünn. Es ist dasselbe Gesetz, das schon vor 1000 Jahren der St. Gallner Mönch Notker mit gutem Gehör beobachtet und in der Schrift wiedergegeben hat. Nur Analogie ist es aber, wenn anlautende Starhlaut *t p k s š f* ch nach langem Selbstlaut oder nach Selbstlaut + *r l m n* vor vokalisch anlautendem Wort stimmhaft werden, wenn es also im Gebirgsschlesischen heißt *gis a dób* aus *gieß* den Topf aus, *stektr* *dí* nüz ai steck dir die Ruß ein.

Gegenüber den Nachbarmundarten, sowohl Oberfächsisch, Nordwestböhmisches wie Bairisch, unterscheidet sich das Schlesische durch die Bewahrung des Stimmtones bei Verschluß- und Reibelauten, zum Teil sogar im bloßen Anlaut. Das Schlesische kennt also das stimmhafte *b*, *d*, *g*, ein *w* für inlautendes *f* landschaftlich, ein *z* und *ž*, wo die anderen Mundarten nur stimmloses *b*, *d*, *g*, *f*, *s*, *š* sprechen. Die Erlernung des Bühnendeutschen bereitet deshalb dem Schlesier weniger Schwierigkeiten als etwa einem Egerländer. Der Schlesier sagt *bize*, *bäle*, der Komotauer *bése* böse, holt bald. Das Lausitzische bildet dadurch den Übergang, daß hier im reinen Anlaut der Stimmton aufgegeben worden ist. Das Schlesische bewahrt hier wieder ältere mitteldeutsche Verhältnisse, die sonst im Zentralmitteldeutschen beseitigt worden sind. Ja auch die wirkliche Verdoppelung, wie sie heute sonst nur noch südschweizer Mundarten kennen, die das Mhd. aber noch allgemein besaß, die wir jetzt nur in fremden Sprachen, z. B. im Italienischen, hören können, ist im Schlesischen noch vorhanden, so besonders deutlich im südlichen Teil des Gebirgsschlesischen, im anschließenden Böhmen, in der Grafschaft Glatz, im Oppalande. Es heißt z. B. in der Grafschaft *folla* fallen, *toppe* Topfe, *afke* offen. Gemeinsame Dehnungserscheinungen zeigen, daß die gleiche Aussprache auch in den anderen Teilmundarten gegolten hat. Wieder können wir also feststellen, daß das Schlesische infolge seiner frühen Abtrennung vom Mutterlande alte Züge bewahrt hat, die heute einen merklichen Unterschied gegenüber den Nachbarmundarten ausmachen.

Die beliebte Einteilung des Schlesischen in Stamm- und Diphthongierungsmundarten rührt von Unwerth her. Stammundarten nannte er diejenigen, die den im Schlesischen entwickelten Selbstlautstand im ganzen bewahrt haben (die Mundarten der Sudeten, des Gebirgsvorlandes und der Lausitz), Diphthongierungsmundarten solche, die den Vokalismus besonders durch Zerdehnungen weitergebildet haben (die nordschlesischen, sogenannten niederländischen Mundarten). Von den Stammundarten unterschied er das Gläzische der Grafschaft, das Gebirgsschlesische (die Mundart der nördlich der Grafschaft liegenden schlesischen Sudeten und ihres Vorlandes) und das Lausitzisch-Schlesische (die Mundart der schlesischen Oberlausitz und der anschließenden Gebiete bis zur Grenze des Gebirgsschlesischen und die gleiche Mundart, die östlich ans Gebirgsschlesische stößt). Diese Einteilung war aus der Betrachtung der reichschlesischen Verhältnisse gewonnen worden, sie muß ergänzt werden durch die sudetenschlesischen Gebiete, wobei wir uns möglichst an Unwerth anschließen wollen. Das Gebiet von Teplitz bis über Leitmeritz ostwärts gehört mit dem dem Schlesischen nahe verwandten Osterzgebirgischen zusammen, das übrige Nordböhmen bis einschließlich der Rochlitzer Gegend beim Beginn des Riesengebirges zum Lausitzischen, während das Ostböhmisches um Hohenelbe eine Sonderstellung einnimmt und besser als eigene Mundart aufzufassen ist. Das Braunausische und die Mundarten der deutschen Gemeinden im Adlergebirge sowie des nördlichsten Mähren gehören mit dem Gläzischen zusammen. Das Nordmährische bildet wieder am besten eine eigene Untermundart, die am meisten mit dem Ostböhmischem verwandte Züge trägt. Das im Oppaland, im früheren Österreich-Schlesien, gesprochene Schlesische ist teils in das Gebirgsschlesische, teils unter das Lausitzisch-Schlesische einzureihen, ein Teil bei Troppau gehört mit der einige Besonderheiten bietenden Mundart von Katscher zusammen. Eine eigene Mundartgruppe bilden sodann die Mundarten des Ruhlandschens.

Am auffallendsten sind die Abweichungen des Niederländischen. Um die verschiedenen Sprechweise zu kennzeichnen, will ich einige Wörter nebeneinander stellen. Im Glogauer Kreise sagt man *snáite*, im Grünberger *snéte* neben *snéite*, ebenso in beiden Kreisen *frös* und *fraus*, *neus* und *nös*, *jör* und *waur*, *gain* und *stén*, *bésu* und *bésu*, *zö* und *zö* Sau, aber *zau* so, *bröt* bzw. *bréut*, in den Stammundarten *snite* Schnitte, *frös* Frosch, *näs* Ruß, gebirgsschlesisch *jär*, *wär* Jahr, wahr, in den

Stammundarten *gîn, stîn* gehen, *baisa* beißen, *zau* Sau, *zû* so, *brût* Brot usw. Demgegenüber sind die Unterschiede der südlicheren Mundarten, der sogenannten Stammundarten samt den anschließenden sudetenschlesischen, geringfügig zu nennen. Nur einige Beispiele mögen erwähnt werden. Während für mhd. *ö* bei Kürze im Gesamtgebiet *e* steht, z. B. derfla Dörchen, steht bei Dehnung im Gebirgsschlesischen und Gläzischen *ê*: *krête* Kröte, im Lausitz-Schlesischen *ê*: *krêde*. Für die mhd. Lautgruppe *ouw* erscheint im Gebirgsschlesischen *ê* (*hê* Heu), im Lausitz-Schlesischen *ai* (*hai*), im Gläzischen wohl *hai*, aber sonst *ê* (*strên* streuen). Für inlautendes mhd. *b* tritt auf im Gebirgsschlesischen zum Teil *v* (*stâve* Stube) neben *b* (*ribe* Rippe), im Lausitzischen *v* nur nach *l* (*khelvr* Kälber), sonst *b* (*hêbm* heben), im Gläzischen durchgehend *v* (*rêve* Rippe). Verschieden ist besonders die Vertretung der Endung *-en*, die teils als *-n*, teils als *-a* erscheint. Dies ist zwar eine dem Volke sehr auffallende Eigentümlichkeit, sie ist aber in den einzelnen Fällen von verschiedener geographischer Ausdehnung. Von den Besonderheiten des Ruhländchens möge nur vermerkt werden *tök* Tag, aber *akr* Acker, *lâft* lebt, aber *laip* Leib, d. h. *b* ist über *w* zu *f* geworden, wenn es nicht im ursprünglichen Auslaut stand. Besondere Abweichungen gibt es dann bei den Inselmundarten, z. B. in Bielitz, Schönwald, wobei aber bemerkt werden muß, daß sich trotzdem die gemeinsame Grundlage verhältnismäßig leicht herstellen läßt.

Eine Zweiteilung der schlesischen Landschaft wird dadurch herbeigeführt, daß der Nordteil, und zwar das Lausitz-Schlesische und die Diphthongierungsmundarten, einen Übergang von *n + d* nach *i* und *u* zu *η* zeigt, also *fin* finden, *gefun* gefunden sprechen. Das Gebirgsschlesische und Gläzische zeigen nur leise Ansätze dazu in hellerer Aussprache des *n*, während in den nordböhmisches Mundarten — ausgenommen das Friedländer Gebiet und einige Restwörter — bloß *nd* gilt. Ein weit verbreitetes Wort mit *η* ist das schlesische *tseyst* längs, das aus *ze ende(s)* entstanden ist. Da der Unterschied alt ist, schon im 14. Jahrhundert nachgewiesen werden kann, scheint hier eine Verschiedenheit wahrnehmbar zu sein, die zunächst natürlich auf Ausgleichung, schließlich aber doch auf Verschiedenheit der mundartlichen Grundlagen und damit der Ansiedler beruht. Im Süden des schlesischen Raumes scheinen andere Elemente, vor allem bayerische, starke Einflüsse ausgeübt zu haben.

Eine andere auffallende Besonderheit ist die verschiedene Behandlung der Selbstlaute vor *r*. Während es im Gebirgsschlesischen und Lausitz-Schlesischen z. B. *durke* Dorfe heißt, gilt im Gläzischen *dorf* Dorf, ja *marne* morgen, ebenso stehen sich gebirgsschlesisch *jâr* Jahr, lausitzisch-schlesisch *jôr* und gläzisch *jôr* gegenüber. Mit dem Gläzischen gehen in Ostböhmen das Hohenelber Gebiet, ferner Nordmähren, zum Teil auch das Oppaland und Ruhländchen. Wieder läßt sich nachweisen, daß der Unterschied schon alt ist, daß vor *r* entweder frühzeitig Neigung zur Geschlossenheit oder zur Offenheit besteht, falls nicht überhaupt bei Kürze der Silbengipfel in das *r* gelegt wird. Wieder scheint sich ein Ausgleich vollzogen zu haben, der im Norden anders ausgefallen ist als im Süden.

Während sonst im Schlesischen die Verdampfung des *a* zu *o* unterblieben ist vor *n +* Verschlusslaut, vor *l +* Zahnverschlusslaut und vor Rehlauten, also vor denjenigen Lauten, die im Schlesischen heller ausgesprochen werden können (es heißt also *khôlp* Kalb, *švomp* Schwamm, aber *andr* ander, *zâlt* Salz, *hake* Hake), lautet es im ostböhmisches Elbegebiet und in Nordmähren *ondr*, *zolt*, *hoke*. Da die Verdampfung des *a* zu *o* schon im 14. Jahrhundert eingetreten ist, die Bewahrung des *a* in den genannten Stellungen phonetisch zu begründen ist, scheint sich wiederum in den genannten sudetenschlesischen Mundarten eine zu anderem Ausgleich drängende ursprünglich andersmundartliche Siedlermehrheit anzukündigen. Schon jetzt kommen wir zur Feststellung, daß im Elbegebiet Ostböhmens

sowie in Nordmähren eine von Nordböhmen und Preußisch-Schlesien etwas abweichende Mundartenmischung erfolgt ist.

Das Gebiet der einzelnen Untermundarten ist nicht immer gleich geblieben. Noch heute sind Veränderungen bemerkbar. Im Gläzischen wird das sogenannte Niederdörfsche, die Mundart der nördlichen Grafschaft, vom Oberdörfschen, dem Süddeile, unterschieden. Es heißt im Nordgläzischen *trên*, *getsên*, *wêne*, *stên*, im Südgälzischen *trôen*, *getsôen*, *wâne*, *stâen* tragen, gezogen, Wägen, Stein. Heute ist zu beobachten, daß sich *âe* und *ôe* im Rückgang befinden, das *ê* vordringt. Die Entwicklung geht ganz klar darauf hinaus, daß im Gesamtgläzischen einmal nur *trên* usw. gesprochen werden wird. Jetzt finden wir, was für die Art der vordringenden Neuerung bezeichnend ist, *ôe*, *âe* nicht nur im Süden der Grafschaft, sondern auch in Teilen des Braunauer Ländchens und des Adlergebirges, also in den Randgebieten, in den Gebirgen. Hier hat die ältere Aussprache einen ungleichen Kampf mit der neuen zu führen.

In Nordböhmen von Reichenberg bis Rumburg wurde einmal allgemein räicht recht, släicht schlecht gesprochen. Heute hört man diesen *i*-Vorschlag vor dem *ch* regelmäßig nur noch in den Dörfern, in den Städten dringt immer mehr räicht, släicht ein. Wir bemerken hier einen Unterschied zwischen Stadt und Land, der durch weitere Beobachtungen noch deutlicher wird. In den preußisch-schlesischen Städten spricht man z. B. *lêzn*, *mon*, *tup*, auf dem Lande meist *lâzn*, *môn*, *tôp*. Dabei dehnt sich merklich die städtische Redeweise auf die Dörfer aus. Es gibt Ortschaften, wo die Bauern nur untereinander ihre mundartlichen Formen gebrauchen, im Verkehr mit Leuten anderer Stände sich dagegen der städtischen Aussprache bedienen. Diese wird bald den Sieg errungen haben. Bei genauerem Zusehen wird man finden, daß vielleicht die jüngere Generation bereits der städtischen Mundart gewonnen ist. In Groß-Schönau bei Wernsdorf sprechen die alten Leute *faikt* Feld, die jüngeren aber *felt*. *faikt* war einst viel weiter verbreitet. Für das ältere Schlesische ist nicht mhd. *koufen*, *glouben*, *houbet*, *loubé*, sondern *kôufen*, *glôuben*, *höut* oder *höup(t)*, *lôube* als Grundlage anzusetzen. Darauf beruht das Umlauts-*ê* in den heutigen Mundarten, z. B. gebirgsschlesisch *glêva*, gläzisch *khêfa*, *hêt*, lausitzisch-schlesisch *lêp*. Heute herrscht in Preußisch-Schlesien, mit Ausnahme des Nordostens, wo *ô* und *au* gelten, in den Städten *ô*. Ebenso hört man in Nordböhmen in den Städten jetzt schon häufig *khôfn*, *glôbn*. In der Stadt Sebnitz spricht man *khôfm*, in den Dörfern ringsum *kheyfm*. *ô* ist die oberfächische Aussprache, die also, wie wir sehen, durchwegs im Vordringen ist, anscheinend als die feinere gilt, zunächst in den Städten Eingang findet, so Breschen in ein geschlossenes Mundartgebiet schlägt, dieses außerdem am Rande, hier also im Westen, angreift.

Es ist das ein Beweis, der sich übrigens auch an der Hand älterer schriftlicher Quellen führen läßt, daß sich der schlesische Sprachraum einmal weiter nach Westen erstreckt hat. Die heutige Westgrenze ist nicht immer da gewesen. Schon früher muß die oberfächische Mundart eine gewisse Überlegenheit besessen haben. Der Prozeß geht noch jetzt weiter. In Nordböhmen wird in den Dörfern noch allgemein *brouche* Brache, *toup* Topf, *rouch* Rauch, *leim* Lehm gesprochen, in den Städten herrscht die oberfächische Aussprache *brôche*, *tôp*, *rôch*, *lêm*. Die Stadt Sebnitz kann heute schon als oberfächisch bezeichnet werden, die Dörfer sind noch lausitzisch. Aber wie lange noch? Ebenso bröckelt das Gebiet der schlesischen Mundart bei Teplitz ab. In Brüx wurde nach Ausweis älterer Quellen vor 4 bis 5 Jahrhunderten eine mehr schlesische Mundart gesprochen, die vom Nordwestböhmisches verdrängt worden ist.

Für den Geltungsbereich mancher Erscheinungen sind die bestehenden Verwaltungsgrenzen ausschlaggebend gewesen. Wenn wir von den Besonderheiten des Gläzischen sprechen, so besagt das nicht, daß von vornherein, seit der Zeit der ersten Ansiedlung, innerhalb der Grafschaft dieselbe Mundart gegolten hat, sondern es ist selbstverständlich, daß sich innerhalb der gegebenen politischen Grenzen

ein Ausgleich vollzogen hat, der erst diesen Eindruck der Einheitlichkeit hervorzurufen vermag. Die Grenzen der Grafschaft waren gleichzeitig Verkehrsgrenzen, so daß sich hier die Grenzlinien der mundartlichen Erscheinungen förmlich stauten. Die Verschiedenheit gegen die Nachbarmundart ist an dieser Linie, die eigentlich ein Linienbündel ist, größer als etwa innerhalb der Untermundarten zu beiden Seiten. Kleinere Ausgleichungen sind dann innerhalb der einzelnen Herrschaften erfolgt. Jahrhunderte lang waren ja die Untertanen im engen Bereich einer Herrschaft zu leben genötigt. Die Herrschaft Friedland in Böhmen stellt z. B. ganz deutlich ein solches Gebiet starker innerer Ausgleichung dar. Während man im Gablonzer Bezirke sonst *hön* *hain*, *frön* fragen spricht, ist in den Gemeinden, die früher zur Reichenberger Herrschaft gehört haben, *hōin*, *frōin* üblich. Untersuchungen nach dieser Richtung hin sind noch notwendig, die wenigen bestehenden zeigen aber, daß sich das östliche Mitteldeutschland vom Westen nur darin unterscheidet, daß die Zersplitterung der Territorien nicht so weit gegangen ist, die Mundarten deshalb einheitlicher geblieben sind.

Durch die Untersuchungen der rheinischen Dialektgeographen, in erster Linie von Frings (vgl. das Buch von Aubin-Frings-Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden), wissen wir, daß die mittelhheinische Sprachlandschaft seit dem Mittelalter grundlegend umgestaltet worden ist durch eine vom Süden kommende Sprachströmung, welche südliche Worte und Ausspracheverhältnisse nach Norden vorgetrieben hat. Die ursprüngliche niederdeutsche Grundlage wurde so in eine mitteldeutsche verwandelt. Die Veränderungen lassen sich längs des großen Verkehrsweges, den der Rhein in allen Jahrhunderten gebildet hat, nachweisen, wobei sich in den Gebirgslandschaften zu beiden Seiten, in der Eifel und im Westerwald, vielfach die ursprünglichen Verhältnisse gehalten haben. Da sie verkehrsärmer, dabei politisch zurückgeblieben waren, wurden sie von den Neuerungen nicht in demselben Maße berührt wie die Ufergegenden. Man nennt solche Gebiete, die älteres Sprachgut in Resten bewahren, Rest- oder Reliktlandschaften.

Solche Kulturströmungen, die gleichzeitig Sprachströmungen sind, lassen sich auch im mitteldeutschen Osten nachweisen. Die Karte 6 des Deutschen Sprachatlases „beiß“ zeigt in Preußisch-Schlesien eine sehr bemerkenswerte Verteilung von *beß*, *bäß*, *bēß*, *bāß* und *beiß*-Schreibungen. Im Neiderlande beiderseits der Oder nördlich Breslau und Liegnitz wird *beß*, *bēß* geschrieben und, wie wir wissen, *bēs* gesprochen. Bei Sprottau und Bunzlau aber bemerken wir, wie sich über die im Süden auffallend gewundene Grenze *bäß*-Schreibungen vorstrecken. Ganz im Südosten finden wir einen gleichen *ä*-Bezirk östlich Bernstadt und, heute abgetrennt vom Hauptgebiet, eine *bäß*-Insel zwischen Brieg, Grottkau und Falkenberg. Das Zwischengebiet bis Breslau ist durch *bäß*-Schreibungen in einzelnen Dörfern ausgefüllt. Der unruhige Grenzverlauf im Süden des *bäß*-Gebietes ist für den Kenner ein Zeichen, daß es sich um eine relativ junge Veränderung handeln muß, die vielleicht noch nicht zum Stillstand gekommen ist. Tatsächlich bemerken wir auch noch einzelne *bäß*-Schreibungen südlich des Bunzlauer Zipsels, die sich bis in den Osten des Zittauer Landes hineinziehen. Von ausschlaggebender Bedeutung für die Einschätzung des ganzen Prozesses ist nun die Tatsache, daß im gesamten Friedländer Lande ebenfalls *bäß* herrscht. Dadurch ist es nun möglich zu behaupten, daß einmal zwischen dem Friedländer Gebiet und dem schlesischen Neiderlande über Bunzlau hinweg eine Verbindung bestanden hat, daß also das Laufitzische vom Gebirgsschlesischen durch einen *bäß*-Streifen getrennt gewesen ist. Diese Brücke ist dann durch eine West-Ostströmung gesprengt worden. Da eine Voraussetzung dafür ist, daß das Sorbenland um Bautzen, das ja im Mittelalter umfangreicher gewesen ist als heute, eingeschränkt worden ist, was gegen Ende des Mittelalters der Fall ist, so kommen wir zum Schluß, daß in dieser Zeit eine Westströmung bis gegen Breslau eingeseßt hat, die die nordschlesischen Formen zurückgedrängt hat, nicht nur im Raume Friedland-Bunzlau, sondern auch bei Breslau, so daß

sich nun auch die Insel zwischen Brieg-Grottkau erklärt. Übrigens dürfte die *bēß*-Ausprache die Diphthongierung von mhd. *bizen* heißen voraussetzen, die im Nordschlesischen erst im 15. Jahrhundert durchgeführt worden sein wird. Erst nachher kann demnach unsere Sprachverdrängung erfolgt sein (s. Skizze).

Durch solche Beobachtungen bekommt die schlesische Sprachlandschaft geschichtliches Leben. Dasselbe, was wir für *bēß* festgestellt haben und was für andere Wörter mit mhd. *i* auch gilt, (z. B. besteht ein ähnliches Gegenüber von schlesischen *švèn*, *švën*: *švain* Schwein), ist ganz entsprechend für die schlesischen Formen von mhd. *hūs* Haus zu belegen. *hōs* wird gesprochen im Nordschlesischen, *hōs* an den Randzipfeln und im Friedländischen. Die Zerstörung der Südfront ist wie bei heißen zu denken.

Als die deutschen Ansiedler im 13. Jahrhundert nach Schlesien kamen, sprachen sie, ob sie nun aus Mittel- oder Oberdeutschland stammten, nur *twingen* *zwingen*, *twirl* *Quirl*. Im 15. Jahrhundert hat sich nun dieses anlautende *tw* im Oberdeutschen zu *tsw* (geschrieben *zw-*), im Mitteldeutschen zu *kw-* (*khw-*) verwandelt. In unserer Schriftsprache besitzen wir beide Neuerungen, freilich verteilt auf verschiedene Wörter. Wir sprechen und schreiben jetzt *zwingen*, aber *Quirl*. Für das aus dem Slawischen entlehnte *tvorog* ist deshalb in der Schriftsprache *Quarg* üblich geworden, während Egerländer und Iglauer vom *tswog*, *tswach* sprechen. Im Schlesischen haben wir mehr *kw*-Formen als in der Schriftsprache. In Ostböhmen kennt man *khwenä* bezwingen, auch *molkwork* Maulwurf im Hohenelber-Arnauer Gebiet, das eine Silbentrennung *mol-twork* statt richtigerem *molt-work* voraussetzt. Da dieses *kw-* aus dem Süden nicht stammen kann, wohl aber im Oberbairischen vorkommt, liegt es nahe zu vermuten, daß die gleiche west-östliche Kulturströmung, die die *bēß*-Formen zurückgedrängt hat, auch die *kw*-Ausprache mitgeführt und durchgeführt hat. Diese Vermutung wird dadurch gesichert, daß wir noch heute *kw*-Formen finden in Wörtern, in denen sie sonst beseitigt worden sind. Da Zwerger sagen jetzt im Volke nur selten erzählt werden, weiß man in vielen Gegenden gar nicht mehr die mundartliche Bezeichnung für Zwerg, die nach schlesischen Gesetzen *khwark* lauten müßte. In der Regel spricht man von den *tsvergn*, wie man in der Schule vom Lehrer hört. Aber durch den ganzen mitteldeutschen Osten ziehen sich viele Flurnamen wie *Quarkloch*, *Quarkstein*, an denen bisweilen sogar noch Zwerger sagen haften. Es handelt sich hier also tatsächlich um Zwergerlöcher, Zwergersteine. Außerdem ist *khwark* in manchen Gegenden noch nicht ganz ausgestorben, es wird noch bisweilen verstanden wie die Weiterbildung *khwarks*. Diese Flurnamen stellen also Restformen einer älteren *kw*-Ausprache dar, die sonst durch das Schriftwort Zwerg verdrängt worden ist. Übrigens läßt sich auch nachweisen, daß *tw*-Formen noch nicht vollständig ausgestorben sind. In der Sprachinsel Schönwald bei Gleiwitz spricht man jetzt noch *twäre* quer, im Hochpreussischen *twar* quer und *twörk* Quarg, in der Oberzips *tvýrlr* Quirl, *tvörých* Quarg. Wir bemerken also zwei Schichten von Restformen: die mhd. *tw*-Ausprache in Resten ganz im Osten in den Sprachinseln, die spätmhd. *kw* noch in Wörtern, in denen die Schriftsprache und zum Teil schon die Mundarten *tsw* haben.

In gewissen Gegenden Schlesiens, besonders im Norden, ist die dunkle Aussprache des *l* weit verbreitet. Sie wird gern als Einfluß des Polnischen ausgegeben, da die Polen ebenfalls ein solches dunkles *l* kennen. Aber es läßt sich nachweisen, daß dieses dunkle *l* (neben anderen *l*) schon im 14. Jahrhundert nicht nur im Nordschlesischen, sondern auch im Friedländischen dagewesen ist, wo fast gar keine Sorben im 13. Jahrhundert gewesen sind. Schon 1381 wird in einem Friedländer Urbar *houlez*, *schaulze*, *Peczould* für mhd. *holz*, *schulze*, *Petzold* (Familiennamen) geschrieben und wurde sicher auch gesprochen, da heutige Mundarten dies voraussetzen. Das zeigt, daß es sich um eine schlesische Aussprache des *l* in gewissen Stellungen handelt, die nicht von den Sorben oder Polen beeinflusst, sondern die mitgebracht worden ist. Die Beschränkung auf das Friedländische, wo es heute

im Untergang begriffen ist, lehrt wieder, daß die uns schon bekannte West-Ostströmung die Verbindung zerrissen haben wird. Das dunkle l kommt auch sonst noch in schlesischen Mundarten vor, so in der Sprachinsel Schönwald und Vielitz im Ruhländchen, in Nordmähren, in der Deutsch-Brodeler Sprachinsel.

Auch andere Neuerungen lassen sich nun eher begreifen. Ein Großteil der Siedler muß im Mittelalter nau, getrau, älter nā, geträ für neu, getreu, mhd. niuwe, getriuwe gesprochen haben, denn es wird bis ins 16. Jahrhundert naw, getraw geschrieben. Heute wird nau bloß noch in Teilen von Mitteldeutschland gesprochen. Es muß also eine ganz bedeutende Einschränkung dieser nau-Formen eingetreten sein, die um so erklärlicher ist, als vor allem seit dem Durchdringen der Schriftsprache die neu stark eindringen mußten. Auch in Nordböhmen muß einmal nau gesprochen worden sein. Tatsächlich gibt es Spuren der älteren Aussprache noch im heutigen Meißnischen. In Wörtern wie knaul Knäuel und knauern, das zu mhd. kniuwen knien gehört, sprechen wir au noch heute, da die Ableitung nicht mehr verstanden wird. Bis in das östliche Erzgebirge und nach Preußisch-Schlesien ziehen sich ferner Ortsnamen mit nau wie Naumburg a. Qu. (in der Mundart namrich), Naumburg a. B., Naundorf bei Sorau. Wir lernen daraus, daß Ortsnamen die ältere Aussprache bewahren können, was sich ja daraus leicht begreifen läßt, daß das Verständnis solcher Namen bald verloren gehen konnte. Wir finden auch bei den Familiennamen ähnliches, man denke an die vielen Naumann neben Neumann, wobei ausdrücklich erwähnt werden muß, daß die Nāman, Nauman sich auf schlesischem Boden bis ins Mittelalter zurückverfolgen lassen.

Für mhd. i, ü, u wird im Altchlesischen in sehr weitem Umfang e, ö, o geschrieben, z. B. i 14./15. Jahrhundert nemin nehmen, gebit gibt, möl Mühle, konie König (mhd. küene), togent Tugend, vochs Fuchs. Das ist nicht etwa nur eine Schreibergewohnheit gewesen, die in der ostmitteldeutschen Kanzleisprache der damaligen Zeit üblich war. Wir finden nämlich noch heute Mundarten, denen die entsprechende Aussprache zukommt. In Preußisch-Schlesien kennt man sie freilich nur im Südosten des Gebirgsschlesischen sowie im Gläzischen, in beiden Landschaften neben i, u. Berücksichtigt man aber die sudetenschlesischen Gebiete und die Sprachinseln, bekommt die Sache ein ganz anderes Gesicht. Wir finden nämlich e, o für mhd. i, ü, u noch sonst in Nordböhmen, besonders auf dem Lande, im Erzgebirge, in Ostböhmen mit Ausnahme der Wedelsdorfer Gegend, im Nordmährischen, im westlichen Oppalände, im Ruhländchen, in Schönwald bei Gleiwitz, in der Vielitzer Sprachinsel, im sogenannten „Breslauischen“ in Ostpreußen, also durchwegs an den Rändern der schlesischen Sprachlandschaft. Da wir diese als konservative Gegenden schon kennen (Gebirge, Sprachinseln), dürfen wir, mit den älteren Schreibungen zusammengekommen, auf einen größeren Zusammenhang im Mittelalter rechnen, d. h. wir müssen annehmen, daß im Großteil des Schlesiens überhaupt nicht bilt, glükke, luft, sondern belt, glekke, loft mit sehr geschlossenem e und o gesprochen worden ist. Die Änderung kann nicht etwa durch ein Gesetz hervorgerufen worden sein, sondern die alten Laute e, o sind durch die obersächsischen und schriftdeutschen i, u ersetzt worden. Die Ränder und Inseln zeigen also noch am ehesten die alte Aussprache, sie sind die Restgebiete des schlesischen Raumes. Ja der Prozeß ist noch heute nicht zu Ende, die Verdrängung geht weiter. In der Grafschaft Glatz läßt sich keine Regel aufstellen, wann i, u, wann e, o gesprochen wird. Diese Regellosigkeit ist ein Beweis, daß die Lautverdrängung im Gange ist. In der Stadt Reichenberg herrscht i und u, während die Umgebung, wieder ohne bestimmte Regel, e o neben i, u hat. Doch gibt es in der Stadt gewisse Wörter, wo nur e, o verwendet wird, z. B. es ist, bessl bißchen, loft Luft, tsocht Zucht, poter Butter. Die Stadt geht also voran, die Dörfer folgen, der typische Vorgang der Lautverdrängung, der sich vor unseren Augen abspielt. Begonnen hat das Eindringen der Neuerung in der zweiten Hälfte

des 15. Jahrhunderts. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts herrscht in schlesischen Schriften i, u fast ausschließlich.

Was klar hervortritt, ist die augenfällige und bis jetzt wenig beachtete Tatsache, daß wir in der schlesischen Sprachlandschaft Gebiete größerer und geringerer Widerstandskraft gegen von außen kommende Neuerungen haben. Die in der Ebene längs der großen Handelsstraße Leipzig—Breslau liegenden Gegenden werden eher und leichter mit westlichem, in erster Linie obersächsischem Sprach- und Kulturgut überschwemmt als die abseits liegenden Gebirge. Das Neiderländische, das ja vielfach seine eigenen Wege geht, war früher größer, reichte weiter nach Süden, verlor und verliert an Boden. Auch die Sprachinseln blieben naturgemäß mehr sich selbst überlassen, wenn sie auch durch den Verkehr nicht ganz vom Hauptgebiete abgeschnitten waren. Es ergibt sich daraus die Lehre, daß gerade diese Ränder und Inseln des schlesischen Raumes gute Dienste bei der Wiederherstellung des Altchlesischen leisten können, daß wir immer damit rechnen müssen, daß ihre Aussprache einst weiter verbreitet gewesen ist. Das zwischen den Sudeten und dem Neiderlande liegende Gebiet der Stammundarten wird auf diese Weise eine Kernzone, von der Neuerungen ausstrahlen.

Die schlesische Mundart war aber auch südlichen Einflüssen, die von Baiern—Österreich über Böhmen—Mähren kamen, ausgesetzt. Die staatsrechtliche Verbindung mit Böhmen im 14. Jahrhundert wird förderlich gewesen sein, der rege Verkehr wird ein übriges getan haben. Überhaupt zeigt sich die bairische Mundart infolge der größeren Einheitlichkeit ihrer Territorien den anderen Mundarten bis in die Neuzeit überlegen. Die Zerdehnung der mhd. i, ü, iu (vgl. mhd. win hūs liute und das schriftdeutsche Wein Haus Leute) hat im Bairischen begonnen, dringt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Nordböhmen und Nordmähren und im Görlitz-Breslauer Gebiet, schließlich auch in Nordschlesien durch, wo dann weitere Veränderungen eintreten, die schon besprochen worden sind. Meißen folgt später, Thüringen bleibt beim Alten, von hier kann die Neuerung also nicht gekommen sein. Die bairischen Ansiedler werden freilich schon im 13. Jahrhundert die Diphthonge ei, ou gesprochen haben. Ähnlich läßt sich feststellen, daß eine ältere Aussprache ss für das althochdeutsche hs einmal gemeinschlesisch war und durch die von Baiern her seit dem 14. Jahrhundert vordringende ks-Aussprache ersetzt worden ist. Noch heute gibt es Restwörter mit s(s), z. B. nordböhmischtaißl Deichsel, lesse Stemmleiste an der Wagenleiter. Der alte Familienname Dressler, ursprünglich ein Berufsname, steht neben Drechsler jetzt noch. Auch diese Neuerung ist vom Süden gekommen, da nur im Bairischen die Möglichkeit vorhanden war, aus dem hier erhalten gebliebenen hs über chs ein ks zu entwickeln, das bekanntlich auch die Bühnenaussprache verlangt, trotzdem noch die alte Schreibung mit chs (Fuchs Deichsel) üblich ist.

Durch diese Sprachströmungen, die sich noch werden vermehren lassen, erfährt die schlesische Landschaft eine außerordentliche Belebung. Wir sehen, wie zunächst bairische, dann obersächsische Einflüsse wirken und ihre Formen weiter tragen, ohne Rücksicht auf politische Grenzen, die sich hier höchstens eine Zeitlang als Hemmstellen auswirken. Heute stellt der obersächsische Dialekt eine Gefahr für den schlesischen dar, der im Westen zusehends zugunsten des Obersächsischen abbröckelt. Dieses steht der Schriftsprache eben näher, das aus Leipzig und Dresden kommende gilt in den Nachbargebieten für feiner, wird zuerst in den Städten, dann auch auf dem Lande angenommen. Wir erhalten dadurch die Möglichkeit, den Ausdehnungsbereich sowohl des Altchlesischen wie der Untermundarten in älterer Zeit ungefähr wiederherzustellen und so zur Vergleichung — nicht etwa mit den heutigen Mundarten, sondern mit den älteren deutschen Mundarten des 13./14. Jahrhunderts — fähig zu machen. Eine Voraussetzung dazu ist natürlich, daß wir auch über die Sprachströmungen in Süd- und Mitteldeutschland unterrichtet

werden, um hier ebenfalls altes und erst später hineingetragenes Sprachgut auseinanderhalten zu können.

Überhaupt ist es am besten, von rückwärts vorzugehen, d. h. vom heutigen Zustande aus den früheren zu erschließen. Erst müssen wir wissen, welche Neuerungen vom 13. Jahrhundert ab im Schlesischen durchgeführt worden sind, dann ist es möglich, zur älteren Grundlage vorzudringen. Eine Vergleichung vom heutigen Standpunkte bringt die große Gefahr mit sich, daß Gegenden und Orte dabei in den Vordergrund treten, die selber erst später die betreffenden Laute von außen erhalten haben. Auch wenn man die lautlichen Veränderungen durch ältere Schreibungen möglichst weit zurückverfolgt, muß das ungefähre einstige Verbreitungsgebiet sowohl im Alt- wie Neulande bekannt sein, um Irrtümer, die ja trotz alledem nicht ausbleiben werden, möglichst einzuschränken. Gerade in dieser Hinsicht bedarf das sonst fleißige Buch von Jungandreas vieler Ergänzungen. Trotzdem werden die Ergebnisse, zu denen er bei seinen Untersuchungen über die Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart und die Besiedlung Schlesiens gekommen ist, im großen und ganzen richtig sein, weil sich unter dem verwendeten Material eben viel Brauchbares befindet.

Das Schlesische ist nämlich eine Mischmundart. Die Ansiedler, die im 13. Jahrhundert hierher kamen, stammten sicher zum größten Teile aus der benachbarten Mark Meissen und aus Thüringen. Hierher weisen die Namen vieler führender Adelsfamilien, hier waren auch am ehesten die Männer, die die Gelegenheit zu nützen verstanden haben werden. Auch Hessen und Baiern haben teilgenommen, erstere mehr im Gebirge und im Osten, letztere mehr im Süden, also in Ostböhmen und Nordmähren, weniger aber Rheinländer, Ostfranken und Niederdeutsche, deren Anteil Weinhold überschätzt hat. Das nordschlesische *n* für *nd* zieht sich durch ganz Mitteldeutschland bis über den Rhein, die verschiedene Behandlung der Vokale vor *r* in den südschlesischen Mundarten wiederholt sich im südlicheren Mitteldeutschen und zum Teil im Bairischen. Die durchgängige Verdampfung des *a* zu *o* in Ostböhmen und Nordmähren erklärt sich ebenfalls am besten durch bairischen Einfluß. Wir haben uns ja die Mischung so vorzustellen, daß zuerst ein Nebeneinander von Mundarten geherrscht hat, dem ein Ausgleich folgen mußte. Der stärkere Teil wird sich nun in der Regel durchgesetzt haben. Wir können deshalb vermuten, daß in Ostböhmen und Nordmähren, zum Teil im Oppaland mehr bairische Elemente beteiligt waren als weiter nördlich, wo wieder nordmitteldeutsche in den Vordergrund getreten sein dürften. Es gibt noch andere Beweise dafür. In Nordmähren finden wir Flußnamen wie Feistritz, Frieße, die mit ihrem *f* für tschechisches Bystrica, Březová schneller Bach, Birkenbach einen nur im Bairischen bis ins 13. Jahrhundert gewöhnlichen Lauterlaut anzeigen. Hier müssen Leute gewesen sein, denen es Schwierigkeiten bereitete, das tschechische stimmhafte *b* im Anlaut auszusprechen. Den heutigen Schlesiern ist das durchaus möglich, weil sie ja stimmhaftes *b* selbst besitzen. Durchgesetzt hat sich auch die Aussprache *ld*, *nd* gegenüber *rt* im Gesamtgebiet trotz der Verschiedenheiten, die ursprünglich da gewesen sein werden. Im mitteldeutschen Altlande war zur Zeit der Auswanderung *d* nach *l* und *n* noch nicht, wohl aber schon nach *r* verschoben, so daß das Schlesische hier wieder ältere Entwicklungszustände bewahrt hat, die im Zentralmitteldeutschen beseitigt sind. Besonders auffallend sind natürlich Ausdrucksweisen, die sich im Schlesischen nur in landschaftlich beschränkter Ausdehnung finden, im Altlande aber wieder auftauchen. Ein giude gute in Schönwald und Wilhelmsau ist beachtenswert, weil im Westen in Nassau noch teilweise briouner Bruder gesprochen wird. Wenn sich in der Bielitzer Sprachinsel bei alten Leuten *dot*, *det*, *gesott* für *das*, *dies*, *gesetzt* findet, so darf nicht ohne weiteres geschlossen werden, daß die Ahnen der Bielitzer aus dem Kölnischen stammen, wo heute noch *dat*, *wat*, *dit* usw. gesprochen wird. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die bielitzische Aussprache früher im Schlesischen weiter verbreitet war, daß aber auch der mittelfränkische

Eigentümlichkeit im Mittelalter ein viel größeres Gebiet zutraf. Wir haben beiderseits Restlandschaften, bei denen nur die früheren Ausdehnungsräume in Verbindung gebracht werden dürfen.

Das Nebeneinander von verschiedenen Mundarten hat nicht immer mit dem Siege der einen geendet. Es konnte dabei auch zu Kompromißformen kommen, so daß ein drittes hervorging, das von beiden Nebenbuhlern etwas angenommen hat. Das läßt sich schon aus der Geschichte der schlesischen Verkleinerungen erschließen. Im Altschlesischen war *-chen* mehr üblich als *-l* oder *-lein*, wenigstens in dem Gebiet, wo die bairischen Einflüsse nicht zu sehr hervortraten. Es heißt in den Schriften des 14. Jahrhunderts z. B. allgemein *gertchin*, *häwschin*, *fleckchin* Gärtchen, Häuschen, Fleckchen, heute aber gelten nur *l*-Formen: *gärtl*, *hoizl*, *flekl*. Nur bei Rosenamen scheint von jeher *l* zahlreicher gewesen zu sein, vgl. altschlesisches *Frenczil*, *Menczil*, aber auch 1381 *Häutchin* (Häuptchen). Noch im 16./17. Jahrhundert waren die Verkleinerungen auf *-chen* durchaus noch nicht verdrängt. Heute freilich ist nur *-l*, *-la* in wahrer Volksmundart üblich. Wir finden aber noch Reste der früheren Gebrauchsweise in Inselmundarten. In Schönwald bei Gleiwitz spricht man *khepecha* Köpfschen, *blimcha* Blümlein, *haischa* Häuschen. *-l* kennt man nur in nicht mehr als Verkleinerungen gefühlten Wörtern wie *kläjo* Knäuel, *ticho* Tüchlein. Auch in der Oberzips ist *-chen* in der Gestalt *ehe* die Regel, z. B. *vylkehe* Wölfschen, *feltehe* Felschen. In Nordböhmen und Schlesien gibt es schließlich noch Ortsnamen mit der älteren Verkleinerungsform wie Hanichen kleiner Hain, in Reichenberg Ejlechen kleine Aue, im Friedländischen Mildeneichen Klein Wildenau. Weit verbreitet ist der Familienname Simmchen Klein-Simon. Als deutlicher Beweis eines einstigen Kampfes zwischen beiden Verkleinerungen sind aber sogenannte Additionsformen zu werten, die in Nordböhmen und im Oppaland vorkommen. In Nordböhmen kennt man von der mittleren Elbe bis einschließlich des Isergebirges Bildungen wie *ischl* kleiner Ofen, *tirchl* kleine Tür, *mätchl* unverständiges Mädchen, in Rochlitz im Riesengebirge nurmehr *kholehl* Knödel (zu mitteldeutsch *küle* Kugel), während weiter östlich dafür *khella* gilt. Dieses *-chl* läßt sich nur durch ein früheres Nebeneinander von *-l* und *-chen* erklären. Im Oppaland tauchen wieder *-ichla*-Additionen auf, wie *štäinichla* kleiner Stein und finden sich in der Bielitzer Sprachinsel wieder. Hier sind offenbar einmal *-ichen* und *-la* nebeneinander gewesen. Aus der Schriftsprache kennen wir ja andere doppelte Verkleinerungen, z. B. *Mädelchen*.

Es gibt sogar Spuren, daß auch die niederdeutsche Verkleinerung *ke* unseren Vorfahren nicht fremd gewesen ist. Weit verbreitet sind Wörter wie *falke* Veilchen, *tilke* kleine Talle, *Mulde*, *ruziŋke* Rosine, weniger *äpske*, womit man in Nordböhmen die Frucht der Eberesche bezeichnet. Aus dem Verbreitungsgebiete dieser Wörter, das auch Teile des anschließenden Mitteldeutschland mit umfaßt, läßt sich aber sehr wahrscheinlich machen, daß diese Verkleinerungen sich nicht erst auf schlesischem Boden entwickelt haben, sondern daß sie schon in der mitteldeutschen Heimat zur Zeit der Auswanderung vorhanden waren, von da mitgebracht worden sind und sich behauptet haben. Ähnlich hat sich in der Schriftsprache *Nette* durchgesetzt, das das mhd. niederdeutsche *negelkīn*, nicht das oberdeutsche *negellīn* fortsetzt. Eine Kompromißform ist wieder im Oppaland *felkla*, das *fella* und *felka* in sich vereinigt.

Wenn wir für anlautendes *pf* in Preußisch-Schlesien, im Kuländchen und zum Teil im Oppaland *f* finden wie in vielen Gebieten Mitteldeutschlands, dürfte das auf einem Ausgleich von *ph*- und *pf*-Sprechern beruhen. In den uns schon bekannten Strichen größeren bairischen Einflusses, aber auch in Nordböhmen ist *pf* die Regel. In der Oberzips kennt man gar *tv* oder *tf*, z. B. *tfarer* Pfarrer, für das aber die jüngere Generation *f* spricht.

Vieles ist noch zur Erforschung der schlesischen Mundart zu leisten, wir stehen erst in den Anfängen. Es fehlen für einzelne Landschaften besonders in den Sudetländern gute Darstellungen überhaupt, dialektgeographische Arbeiten müssen die



Zusammenhänge mit der Landesgeſchichte aufzeigen, die Wortgeographie muß das kommende ſchleiſiſche Wörterbuch vorbereiten. Die ſchleiſiſche Sprachgeſchichte ſchließ-
lich wird wieder einen Teil der oſtmitteldeutſchen bilden.

Gemeinſam hat die ſchleiſiſche Sprachlandschaft ihre Geſchichte. An der Spitze ſtand ein Nebeneinander ober- und mitteldeutſcher Mundarten. Durch gegenseitige Ausgleichung wurde eine im großen und ganzen einheitliche Mundart geſchaffen, die trotz ihrer Unterſchiede im einzelnen einen geſchloſſeneren Eindruck macht als manche Mundart im Altlande. Die Geſchichte des ſchleiſiſchen Raumes iſt vom 13. Jahrhundert ab, ſeit der Wiederbeſiedlungszeit, dieſelbe geweſen. Wie ein Keil ſchiebt er ſich ins Slawenland vor, immer Flankenangriffen ausgeſetzt. Die Mundart, eine der ſchönſten und wichtigſten Seiten des Volksbrauches, hält die Schleiſier dieſſeits und jenseits der Grenze zuſammen. Hoffen wir, daß ein kräftiges ſchleiſiſches Gemeinſchaftsgefühl die Frucht dieſer Erkenntniſſe iſt.

Wichtigſtes Schrifttum.

- A. Weinhold, Über deutſche Dialektforſchung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der ſchleiſiſchen Mundart. Wien 1853.
Derſelbe, Die Verbreitung und die Herkunft der Deutſchen in Schleiſien. Stuttgart 1887.
W. v. Unwerth, Die ſchleiſiſche Mundart (Wort und Brauch, 3. Heft), Breslau 1908.
Derſelbe, Das Entwicklungsgebiet der ſchleiſiſchen Mundart (Mitteil. der ſchleiſ. Geſ. für Volkſt., 13./14. Bd.), 1911.
F. Wenzel, Studien zur Dialektgeographie der ſüdlichen Oberlauſiz und Nordböhmens (Deutſche Dialektgeographie VI) 1919.
Giernoth, Die Sprache des Ruhlands nach der Mundart von Kunewald (Mitteil. d. ſchleiſ. Geſ. f. Volkſt. 19) 1917.
A. Guſinde, Eine vergeſſene deutſche Sprachinsel im polniſchen Oberſchleiſien (die Mundart von Schönwald bei Gleiwitz; Wort und Brauch, 7. Heft) 1911.
F. Feſta, Die ſchleiſiſche Mundart Oſtböhmens (Beiträge zur Kenntnis ſudetendeutſcher Mundarten III) 1926.
A. Wagner, Deutſche Sprachlandschaften (Deutſche Dialektgeographie XXIII) 1927.
W. Jungandreas, Beiträge zur Erforſchung der Beſiedlung Schleiſiens und zur Entwicklungsgeſchichte der ſchleiſiſchen Mundart (Wort und Brauch, 17. Heft) 1928.
Ernst Schwarz, Stand und Aufgaben der ſchleiſiſchen Mundartenforſchung in den Sudetenländern (Mitteil. d. ſchleiſ. Geſ. f. Volkſt. 28) 1927.
Derſelbe, Schleiſiſche Studien (Zeitchrift Leuthoniſta IV) 1928.
Derſelbe, Oſtmitteldeutſche Sprachprobleme (wird in den Beiträgen zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur, 52. Bd., herauskommen.)



Wie Stadtdirektor Schönau aus dem Leben ging

Skizze von Fedor Sommer, Hirschberg

Ein lachender Sonntagmorgen im April des Jahres 1802 brach an und überflutete das Hirschberger Tal mit einem Glänzen und Leuchten, wie es nur über wenigen Strecken des Sudetenlandes zu prangen vermag und in ſo früher Jahreszeit auch für dieſen Strich eine ſehr große Seltenheit bedeutet.

Da ſchritt durch die „Lichte Burggaſſe“ Hirschbergs zwiſchen den ſteifen Patrizierhäuſern die würdige Geſtalt eines alten Herrn. Der blaue Tuchrock mit den goldenen Knöpfen, das vielgefältete weiße Buſentuch unter dem glattrasierten Kinn, die leicht gepuderte Poſtperrücke unter dem kleinen, ſchwarzen Dreieck würben ihn beim erſten Blicke als Standesperſon gekennzeichnet haben, wenn das nicht auch durch die kurzen Schritte, in denen er ſeine Schuhe mit den großen ſilbernen Schnallen langſam abgemessen vor ſich ſetzte, und die gravitatiſche Art, wie er den Ebenholzſtab mit ſilbernem Knopfe handhabte, beſonders unterſtrichen und die ehrfurchtsvollen Grüſſe aller ihm begegnenden Bürger und Bürgerinnen untrüglich bezeugt hätten.

Die Weiſe aber, in der der würdige Herr dieſe Grüſſe erwiderte, verriet große Leutſeligkeit, und in den dunkelblauen Augen über der ſehr kräftigen Naſe leuchtete unverkennbare Herzensgüte. Und ſo lag denn auch in den Blicken aller ihm Begegnenden eine hochachtungsvolle Huldigung.

Freilich vermiſcht mit einem leiſen Verwundern und Befremden!

Denn die wohllehbaren Bürgerſleute waren gewöhnt, dieſe ihr würdige Stadtoberhaupt jeglichen Sonntags um dieſe Stunde zur Gnadenkirche hinaus vor das Schildauer Tor pilgern oder bei ſchlechtem Wetter gleich den Sozietätsherren in ſeiner Kirchenkaſe hinausfahren zu ſehen zum niemals verſäumten Gottesdienſte.

Und heut ſtrebte er, der wohlbelgeborene, hochgelahrte Herr, der Königlich Preußiſche Stadtdirektor Schönau, dem Tore zu?

Wollte er etwa gar gegen den Hausberg und den Helikon zu luſtwandeln?

„Sonderbar, höchſt ſonderbar und vor dieſe Stunde ungewöhnlich, obwohl dieſer verwunderlich ſonnige Aprilmorgen mächtiglich hiezu anlocken mag!“ dachten die beiden Handwerksmeiſter im Vorübergehen. Aber die Frau des Bäckers Junge von der „Lichten Burggaſſe“, die ſie atemlos einholte, erinnerte ſich plötzlich, daß heut der Geburtstag der ſeligen Frau Stadtdirektorin ſei. (Sie mußte das wiſſen, denn ihre Tochter hatte vor ihrer Verheiratung mehrere Jahre bei dem Herrn Stadtdirektor gedient.) Gewiß werde er nun mit ſeinen Gedanken an die Verſtorbene allein ſein wollen draußen in den Anlagen am Helikon, die ſie ja noch bis zu ihrem Tode mit ihm gemeinſam beraten und gefördert habe.

Und die Meiſterin Junge traf das Rechte mit ihrer Vermutung: Johann Chriſtoph Schönau hätte es heut nicht unter den vielen Menſchen in der prunkvollen Gnadenkirche gelitten, und er hätte nicht vermocht, auf die Predigt des Archidiaconus Glaubitz zu achten, ſo gut ſie gewiß wieder ſein wird, und ſo ſehr er dieſen Prediger als Freund und Liebhaber der Wiſſenſchaften auch ſonſt ſchätzte. Heut gehörten ſeine Gedanken excluſiv der Frau, die ihm lange Jahrzehnte eine muſterhafte Lebensgefährtin und viel, viel mehr darüber hinaus geweſen war, und deren Tod ihn vor ſieben Jahren als Achtundſechzigjährigen in einer ſchier troſtloſen Vereinsamung zurückgeſchoben hatte.

So ſchlug ihm denn auch ſein Gewiſſen nicht ſonderlich, als er jenseit des finſtern Burgtores auf der großen Zaſenbrücke das dreistimmige, volltönende,

lodende Geläut der Gnadenkirche vernahm, deren goldenes Kreuz er über ihrer Kuppelrundung in der Morgensonne glühen sah.

Er wandte sich, in seinem Sinnen nun durch keinen Begegnenden mehr gestört, durch einen Hohlweg der baumumwallten Kuppe des Hausberges zu, an dessen Fuße, Schönau zur Rechten, der hastige Faden sich mit dem gelasseneren Bober vereint („Ein trefflich Symbolum unsers Herzensbundes!“ dachte Schönau). Als er am westlichen Hange des sagenumwobenen Berges noch ein Stück aufwärts gegangen und dann links eine benachbarte walidige Höhe erstiegen hatte, winkte ihm schon nach wenigen Schritten ein schattiger Laubgang, an dessen Eingang eine alte Eiche mit der Inschrifttafel prangte: „O fortunatos nimium sua bona si norint Hirschbergae cives!“ (O der übergelücklichen Bürger Hirschbergs, wenn sie auch ihre Güter nicht kennen!).

Am Ende des kurzen Waldsteiges, „Graziengang“ genannt, winkte eine kleine Laube mit einer Bank und drei Sätzen in Pilzform. Die waren den drei Grazien zugeeignet.

Der Stadtdirektor setzte sich auf das Bänkchen und ließ seine Blicke im Halbkreise wandern.

Unter ihm lag die Stadt, in der nun nicht mehr nötigen sichernden Umringung der altersgrauen Stadtmauern, überragt von den Türmen des Rathauses, der katholischen Stadt- und der evangelischen Gnadenkirche, eingebettet in Wiesen- und welliges Hügelland, und im weiteren Kreise umwallt von der gigantischen Mauer des Hochgebirges, von dessen Kamme die spitzen Kuppen der Riesenberge, deren Namen in aller Schlesier Mund sind, in stolzer Erstarrung auf die bunten Menschen-siedlungen zu ihren Füßen herabschauen.

Ungezählte Male hatte Schönau von hier aus und von hundert anderen Aussichtspunkten rund um die Stadt her dies Bild in sich aufgenommen, das man immer lauter auch draußen in der größeren Welt zu preisen begann, je mehr gelehrte Leute das immer noch, ach, so unbekannte Ostland Schlesiens durchreisten, und immer aufs Neue hatte es mit seinem zauberhaften Reize sein Herz umgarnt. Von jenen Tagen an, die nun schon fast vierzig Jahre zurücklagen, da ihn, den siebenunddreißigjährigen Militär-Auditeur, der Befehl des großen Königs als Prokonsul in die Stadt des schlesischen Schleierhandels entsandte, die eben wegen dieses wichtigen Handels mit schleierdünner Leinwand sich Friedrichs besonderer landesväterlicher Fürsorge erfreute.

Mit leisem Seufzen gedachte der einsame Grübler auf der Grazienbank der ersten Jahre seines hiesigen Wirkens.

Denn sie waren nicht leicht gewesen!

Nur mit Widerstreben hatte er, der geborene Thüringer, sich hier, so nahe der polnischen Grenze, festhalten lassen, und die Verwaltungsgebiete, die er unter der Oberleitung des zwar sehr tüchtigen, aber auch leicht mäkeldenden Stadtdirektors Mirus bearbeitete, lagen recht im Argen: neben dem Polizeiwesen die Sorge für die Feuerlöschanstalten, die doch besondere Sorgfalt erforderten in einer Stadt, in der noch gut dreiviertel aller Häuser mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren.

Freudlos hatte er damals jahrelang dahingelebt, nur seiner Pflicht dienend; denn die Kreise der reichen Schleierherren und Mitglieder der Kaufmanns-Sozietät sperren sich schlimmer gegen jeden Neu- und Eindringling ab als eine Adelsgenossenschaft in einem steifen Hochmuth und Kastengeist, die ihm, dem Sohne des gesellig erschlossenen Gotha, geradezu abstoßend erscheinen mußten.

„Nun, das hat sie mir dann alles aus dem Wege geräumt!“ murmelte er mit den weißen Lippen, das Kinn grübelnd auf den Silberknopf des Stodes gestützt. „Sie, die mir der Himmel hier schenkte, obwohl ihr selbst nicht wenig von diesem Patrizierstolz in den Adern rollte.“

Er meinte sie, deren Geburtstag er hier draußen still für sich begehen wollte: Friederica Helena, seine ihm, ach, viel zu früh entriffene Gattin.

Aus der Familie Jäger stammend, die das stattliche Haus an der Ecke zwischen Ring und Langgasse bewohnte, war sie von Jugend an mit dem stolzen Selbstbewußtsein der Schleierherrenfamilien erfüllt; denn mehrfach waren die Senioren der Familie Jäger Oberälteste der Sozietät und Obervorsteher der Gnadenkirchengemeinde gewesen. Wählerisch hatte sie, obwohl nicht gerade Liebreiz oder sonstige körperliche Vorzüge die ein wenig robust-bäurisch Erscheinende auszeichneten, begüterte Freier abgewiesen.

„Ihr Geist forderte mehr, als diese betriebsamen Kaufleute bieten konnten!“ dachte der Alte auf der Grazienbank und empfand es noch jetzt dankbar als Auszeichnung, daß sie dann ihn erhört hatte. Und da sie mit den Häusern der Menzel, Glaser, von Buchs, Gottfried, Smith, Thomann, und wie diese Leinwandgewaltigen alle hießen, verwandt war und verschwägert, zählten sie ihn von Stund an auch unter die Ihrigen und erleichterten ihm auf alle Weise sein Amt.

Er wußte auch, was die Brücke von seinem Herzen zu dem der „stolzen Jägerin“ geschlagen hatte: die heiße Naturliebe, die in ihnen webte, verbunden mit der Freude am ästhetischen Schmücken und Verschönern dessen, was die Natur bietet, hatte das zustande gebracht. In diesen Dingen fanden sie sich eins, und so sollte sie die kräftigste Förderin werden in dem, was seinem Leben den Hauptreiz gegeben hat, nachdem ihn die Gnade seines Königs als Nachfolger des rauhen Mirus zum Stadtdirektor berief.

Sich steifer auf dem Bänkchen emporrichtend, hob sich sein Blick von dem Dächergerwirr der Stadt zu der sanftgeschwungenen Anhöhe, die einen saftgrünen Hintergrund für das Stadtbild abgab, bunt mit allerhand größeren und kleineren Bauwerken und Bauwerklein durchtupft.

Einstmals, als Schönau hierher kam, war die steile Seite, die dieser Berg der Stadt zulehrt, fast unbewachsen, teilweise mit großen Granitblöcken besät, und auf seiner höchsten Spitze drohte das unheimliche Wahrzeichen der hochnotpeinlichen Gerichtsbarkeit, der Galgen, abschreckend auf alle Missetäter herab, eine greuliche Verunzierung des Stadtbildes und der ganzen lieblichen Gegend.

Dennoch hatte ihm, Schönau, Friederica Helena geraten, auf der entgegengesetzten, der sanften Südseite des Berges, wo eine große Fläche zu ihrem stattlichen Erbe gehörte, eine Maulbeerplantage mit Sommerhaus und einen Weinberg anzulegen, wohin sie manchmal aus der dumpfen Straßenenge der Stadt fliehen könnten. Und ihr Beispiel lockte dann noch ein paar andere Besitzer von Grund und Boden auf dieser Seite zu ähnlichem Tun.

Aber immer, wenn sie zu dieser lustig heranwachsenden Anlage hinauspilgerten, er und die gleichgestimmte Gattin, ärgerten sie sich über das abschreckende Bild, das die Vorderseite des Berges bot.

„Gottes Wege sind wunderbar!“ murmelte der einsame Grübler auf der Grazienbank. „Wie haben wir gehebt, als 1778 ein neuer Krieg Friedrichs mit Österreich drohte und uns den General von Favrat mit seinem Corps in die Stadt legte! Nun, der Krieg ließ es gottlob beim Drohen bewenden! Aber Favrat befreite uns von dem scheußlichen Galgen, dieweil er ihn abtragen ließ, um an seine Stelle eine Befestigung, einen ‚Cavalier‘, zu setzen. Noch ehe das aber vollendet werden konnte, zogen die Truppen wieder ab.“

Sich alles das wieder klar in Erinnerung rufend, stellte Schönau bei sich fest, daß es Friederica Helena gewesen sei, die ihm in den Ohren lag, von der königlichen Domänenkammer die Erlaubnis zur Bepflanzung des Berges zu erbitten.

„Und so ist sie die eigentliche Mutter der Anlagen auf dem Kavalierrberge geworden, die man mir zum großen Verdienst angerechnet hat!“ murmelte er.

Mit ihren Mitteln hatte sie sie ja auch ermöglicht. Denn aus ihrem Erbe flossen die Gelder, die zur Beschaffung der Pflanzen notwendig waren, und das Lohn der Arbeiter. Und wie erfindungsreich bewies sie sich in der Planung und Absteckung

der Wege und Anlagen, der Ruhe- und Aussichtsplätzchen, der vielen Treppen, die als Zugang auf der steilen Seite des Berges angelegt werden mußten! Wie sachkundig ging sie ihm zur Hand in der Auswahl und Besorgung der Pflanzenarten zur malerischen Gestaltung des Baumschlages! Und wie rüstig und unverdrossen arbeitete sie selbst mit beim Pflanzen, Seite an Seite mit ihm! Denn die wenigen Arbeiter und die geringen Geldsummen, die ihm die Domänenkammer in den späteren Jahren zu dem Werke bewilligte, reichten ja nicht hin und her, die Tausende von Pflanzen zu bezahlen und an den rechten Ort zu setzen. Da mußten eben immer wieder ihre, Friederica Helenas, und seine Kräfte und Mittel herhalten!

„Aber welche Freude hat uns das Werk auch eingetragen!“ dachte er voll Dankbarkeit. „Wie hat es unsern Herzensbund jung erhalten! Wie getrost fanden wir uns drein, in den frisch heranwachsenden Pflanzen des Berges einen Ersatz zu sehen für die Kinder, die uns der Himmel verpagte!“

Und wie erfindungsreich erwies sich die seltene Frau, deren Streben immer aufs Geistige gerichtet war, dann, diese herrliche Waldpromenade so nahe der Stadt zur Hebung der vermuderten Geselligkeit und rückständigen Bildung der Mitbürger auszunützen!

Hat sie nicht heimlich einige Sozietäts Herren, die noch keine Gärten außerhalb der Stadtmauern besaßen, angeregt, am Saume der neuen Pflanzungen und zwischen ihnen solche zu erwerben und in ihnen schmucke Gartenhäuser zu errichten? Hat sie nicht heimlich dem Gastwirt Kriegel und dem Weinschenk Kamper die Mittel vorgeschossen, daß sie öffentliche Gaststätten am Berge eröffnen konnten, damit auch der gemeine Bürger hier eine Einkaufsstelle fände, wo er am Sonntage sich mit seiner Familie bei Speis' und Trank gütlich tun und an der Aussicht auf das Gebirge und seine Vaterstadt erfreuen könnte, die an Reiz vielleicht ihresgleichen im ganzen schlesischen Lande nicht haben mochte? Und daß sich so viele Sozietäts Herren zusammenschlossen zu einem Verein, der dann das große Gesellschaftshaus am Abhänge des Berges erbaute und unterhielt, Schönau allein wußte es, welchen Anteil sie auch an diesem allen hatte. Jedenfalls war sie es hauptsächlich, die die Anregung gab, daß man in den Kaffeegesellschaften, zu denen sich hier die Sozietätsdamen zusammenfanden, nicht mehr bloß mit Klatschen die Zeit umbrachte, sondern auch Ergözung und Förderung aus den Vorlesungen der Werke Goethes, Schillers, Wielands und der anderen großen Dichter gewann, die damals sich von Weimar aus die Welt eroberten. Den Ruhm hierfür gönnten ihr auch wohl viele willig. Aber sonst? Wie oft hatte er's auf sich nehmen müssen, daß ihm Lob gespendet wurde, das eigentlich sie verdient hatte, weil sie es nicht liebte, vor der Öffentlichkeit als Urheberin solcher Dinge gepriesen zu werden.

Auch sollte ihr niemand nachreden, daß sie ihn in der Leitung der Stadtgeschäfte irgendwie beeinflusse!

Aber der greise Stadtdirektor gestand sich's freudig und dankbar ein, daß das doch geschehen sei.

„Und zum Wohle des gemeinen Wesens!“ murmelte er. „Es fiel immer gut aus, wenn ich auf ihren Rat hörte. Wie sehr fehlt er mir, seit sie für immer den Mund schloß! Und es ist schier, als gehe es mit der guten Stadt da unten seitdem unaufhaltsam rückwärts.“

Wie sehr könnte er gerade jetzt, in diesen unruhigen Zeiten, ihren Rat brauchen! Wieviel schwerer ist sein Amt geworden, seit sie dahinging!

Regte und rührte sich nicht auch hier überall der auffällige Geist, der die Staatsumwälzung bei dem französischen Nachbar drüben überm Rhein herbeiführte?

Und kämpfte das Gewerbe, auf dem Hirschbergs Glück und Wohlstand beruhte, der Schleierhandel, nicht verzweifelt um Ruf und Geltung?

„Von Jahr zu Jahr ist er — gerade seit Friederica Helenas Tode — zurückgegangen in den Unruhen der Napoleonischen Kriege!“ grübelte der Alte. „Nun



Franz Barwig

Ruhländer Bauern

munkelt man gar, der korrige Eroberer gehe mit dem Plane um, die Grenzen des übrigen Europas gegen England hin zu sperren. Das aber würde auch das Ende des Hirschberger Schleierhandels bedeuten!"

Und was dann?!

O, wie sehr fehlte ihm als Stadtoberhaupt sie, die in solchen Tagen immer Trost und Ausweg wußte! Ganz heimlich! Denn sie haßte ja eben nichts mehr, als vor der ganzen Stadt mit ihrem Wirken hervorzutreten.

So, wie sie nichts mehr scheute als den Ruf einer gelehrten Frau.

Und doch war sie auch das bis zu einem gewissen Grade gewesen!

In der Seelengemeinschaft mit ihm, der sich von der Schule her eine innige Zuneigung zu den griechischen und römischen Klassikern bewahrt hatte, frischte sie das halbvergeffene Latein wieder auf, das ihr dereinst ihr Präzeptor beigebracht. Und als die Arbeit am Kavalierberge getan war, mußte sie die größere Muße aus, sich an der Lektüre Vergils zu ergötzen.

Das geschah auch oft im Freien. Und eines Tages im heißen Sommer waren sie mit ihrem Buche hier herauf gewandert und hatten sich im Schatten der hohen Bäume gelagert, um das farben- und formenreiche Bild recht zu genießen, das sich ihnen hier darbot.

Und da — nach langem, beschaulichen Sinnen — hatte die kluge Frau ihn gefragt: „Schönau, ist's nicht so, als säßen wir hier droben am Abhange des böotischen Helikons, von dem wir jüngst so Genaues lasen? Kann man nicht unser liebes Hirschberg an die Stelle von Thesbiae setzen und Cummersdorf an die des Flekens Askra? Und vertritt unser Boberfluß nicht gar stattlich den Thermissus, so sich um den Fuß des Helikons schlängelt? Und haben wir nicht auch am Fuß des Sattlerberges den Mirakel- und den Bederbrunnen, wie der Helikon seine berühmten Quellen Aganippe und Hippotrene entsprudeln läßt? Und war nicht auch eine seiner Seiten mit Wald bewachsen, wie er uns hier im Rücken schattet, während die andere gleich hier dem Ackerbau diene? Freilich, ob der griechische Helikon eine ebenso lachende Aussicht bot, wie dieser unser Berg hier, möchte ich noch bezweifeln. Wie also wäre es, mein Freund, wenn wir unsern Berg umtauschten auf den Namen ‚Helikon‘ und ihn den Mufen weiheten, gleich dem böotischen?“

Und schnell entwidelte sie, wie sie sich das dachte.

Und das war seherhaft geschehen!

Denn nun, nach einem Duzend Jahren, reihte sich von hier aus durch den Wald hin bis in die tiefe, graufige Schlucht des Bobers ein waldumhegtes, mit Bänken und Sitzpilzen versehenes Ruheplätzchen ans andre. Und alle waren den Mufen und anderen mythischen Wesen geweiht oder doch der Erinnerung an jene altklassischen Zeiten, die uns die unvergänglichen Werke Homers, Vergils und der andern unsterblichen griechischen und römischen Dichter geschenkt.

Schlicht und einfach war jedes dieser Plätzchen durch eine Botivtafel dem Wesen gewidmet, das man sich hier besonders waltend dachte.

Und wie viele dieser Inschriften waren voll geheimster Beziehung auf sie, die den ganzen Plan erfunden, und auf ihr Verhältnis zu ihm, den sie vereinsamt und gebrochen zurückließ.

Der Stadtdirektor erhob sich müde von der Grazienbank und schritt nun auf schattigen Wegen dahin, die sich vielgewunden am Abhange des Sattler-Berges gegen die Boberchlucht bald aufwärts, bald abwärts hinschlängelten. Am Plätzchen der Alio vorüber, dessen Tafel rühmte, daß die Muse der Geschichte die Taten besänge und die Vorzeit wiederbringe — vorüber an den Pläze Euterpens, von dem aus der Blick bewundernd über die Berghänge von Grunau, Verbisdorf und Kammerswaldau hinschweift — vorüber am Plätzchen der tanzlustigen Terpsichore, das, zu einem Tanzplatz erweitert, mit seiner Tafel einlud: „Duc laeta puella choreas!“ (Frohes Mädchen, führe die Reihen!) — dann aufwärts zum Pläze

der Thalia, von der die Inschrift kündete, daß auch sie, die Muse des Lustspiels, sich nicht schäme, diese Wälder zu bewohnen. Gleich daneben regten kullissenhaft geschnittene Feden an, sich dem Dienste Melpomenens zu widmen, die (laut Inschrift) „mit traurigem Stöhnen seufzet“. Schönau verließ schnell diesen Platz und wandte sich der kleinen Laube zu, die auf dem benachbarten stand, nur für zwei Personen Raum bietend. Und wie er sich in ihr niedergelassen hatte, zerriß ihm wehmütige Erinnerung das Herz, Erinnerung an Stunden stillen Glückes, die sie ihm hier geschenkt hatte, der dieser Morgen galt. „Salve, Erato! Dulcis nomen amoris habes!“ (Sei gegrüßt, Erato! Du führst ja den Namen der süßen Liebe!) stand auf der Tafel neben der Laube. Seufzend las es der einsame Mann, nickte zustimmend und trat dann ein paar Schritte seitwärts an eine Felsgruppe heran, die einen Vorsprung des Abhanges bildete. Ganz nahe an den äußersten Saum dieses Vorsprunges trat er, und da sah er tief, tief unter sich durch das Gezweig des dichten Fichtenwaldes das Wasser des Bobsers glitzern, der mit seinem Rauschen die tiefe und schmale Schlucht seines Durchbruchtales erfüllte. Wer, von Eratos bitterem Pfeil getroffen, etwa Gedanken des Selbstmordes hegte, konnte sich keine bessere Stelle suchen zu ihrer Ausführung. So dachte auch wohl der greise Trauerer. Denn wie er nun den Kopf hebend, an der geebneten Fläche des Felsens die Worte las: „Heu dir, a Erato!“ (ach, grausame Erato!) nickte er wieder mit müder Zustimmung.

Der steile „Liebessteig“ führte ihn abwärts zu dem „Frauengange“, der sanfter nach links zum Boberlaufe hinab leitete. An seinem Ausgange, nahe dem Flusse, stand eine Tafel, durch deren Inschrift sie selbst einst mit bitterer Ironie das Widerspruchsvolle gezeigelt hatten, das sie beide wie in jedem Menschenwerk so auch in dem ihren erblicken mußten: „Was unterwindest du dich, die Natur durch nachahmende Künste zu schmücken! Mir gefällt der verwilderte Hain, den die Natur nach geheimen Regeln der Harmonie und Schönheit geordnet hat.“

Vor dieser Tafel, ganz nahe an dem rauschenden Flußlaufe, stand eine Bank, und hier endete auch der Weg, der vom Hausberge her, am Bober abwärts, durch seine enge Schlucht führte. Denn hier traten die steilen Felswände so nahe an den Wasserlauf heran, daß auch kein Fußpfad mehr Platz finden konnte. Drüben auf dem andern Ufer aber schlängelte sich der schmale Steig weiter den Fluß abwärts, und so hatte man für besonders Waghalsige eine Reihe großer Granitblöcke quer durch das Flußbett gelegt, die allerdings nur bei mäßigem Wasserstande, wie er eben vorhanden war, über die Wellen emporragten.

Die wunderbar stille, grün umwallte Geschlossenheit dieses Plätzchens an dem glitzernden Wasserspiegel hatte diesem Erdenwinkel den Namen „Elysium“ eingetragen.

Wie oft hatte der Stadtdirektor mit ihr hier gegessen, stumm genießend, anbetend, sich des Glückes voll bewußt, das der gemeinsame Genuß der Naturwunder ihnen bedeutete.

Und nun saß er hier allein und verlassen! Nur noch ein Halber!

Denn nur er wußte ganz, wieviel von ihm mit eingefargt wurde, als man sie vor sieben Jahren auf dem Gnadenkirchhofe in der Familiengruft der Jäger beisezte. Und nur wenige verstanden ganz, was er mit den fargen Worten hatte sagen wollen, die er in den Obeliskten eingraben ließ, den er ihrem Andenken droben auf dem „Paradiesplatze“, ihrem Lieblingswinkel auf dem Kavallerberge, errichtete. Keiner aber wußte, daß sein Leben in diesen sieben Jahren, äußerlich wie immer der strengsten preussischen Pflichterfüllung gewidmet, doch nur die einzige Sehnsucht gewesen war, ihr nachfolgen zu dürfen ins wahre Elysium.

Wann kam sie, ihn dahin nachzuziehen? —

Es war unterdessen Mittag geworden, und die Sonne brütete unnatürlich heiß über dem sonst so kühlen Tale. Die Ermattung der langen Wanderung und die

starke innere Erregung wirkten lähmend auf den alten Mann, so daß ihm das Sinn auf das Spitzengebausch des Busentuches nieder sank: er verfiel in einen leisen Halbschlummer.

Und da modelte sich das Gligern des Wassers, das er als letzten Lichteindruck mit in seinen Schlummer hinüber nahm, in ein überirdisches Leuchten, und die lange Reihe der Steinblöcke, die gerade vor ihm den Fluß durchquerten, ward zur vielfarbigen, flachen Regenbogenbrücke, und das Rauschen des Wassers gestaltete sich zu leisem Murmeln liebesfatter Worte, wie sie allerdings in solcher Süße nie zu seinen Ohren gedrungen waren. Sie klangen herüber vom andern Ufer, wo er nun eine Lichtgestalt die Regenbogenbrücke betreten und auf sich zukommen sah.

„Friederica Helena?“ murmelte er unsicher zwischen den welken Lippen hervor. „Bist du es wirklich? Und kommst du endlich, mich zu holen?“

Die Lichtgestalt nickte und winkte ihm lockend mit der Hand.

Da stand er schlafwandelnd, mit geschlossenen Augen auf, tastete sich mit dem Silberknaufstode den schmalen Ufersaum abwärts, betrat den ersten der Blöcke im Wasser, dann mit weiten Auspreizen der Beine auch den zweiten und dritten nichts merkend und sehend, als das lodende Winken der Lichtgestalt drüben, die sich ihm zu nähern schien. — — —

„Ich komme! Ich komme!“ murmelte er dabei unablässig in leidenschaftlicher Innigkeit. — — —

Dann aber begann's, in seinen Ohren zu dröhnen, lauter und immer lauter: es war das Brausen des Flusses, das nach der Mitte hin zunahm. Lauter und lauter, dröhnte es in seinen somnambulen Schlaf hinein, bis es diesen verscheucht hatte. Lichtgestalt und Regenbogenbrücke verblaßten und zerrannen langsam vor seiner inneren Schau, und er öffnete die Augen.

Da sah er sich mitten im Wasser, auf einem glittschigen Steinblocke balanzierend.

„Mein Gott, wo bin ich?“ stieß er erschreckt hervor und starrte von einem Ufer zum andern, abwägend, wohin er sich am besten zu wenden habe.

Der greise, seiner Glieder nicht mehr sichere Mann versuchte den Sprung zum nächsten Blocke, der ihn dem Ufer näher bringen sollte.

Aber es blieb bei dem Versuche: was er im Traumwandel spielend überwunden hatte, schien ihm nun unmöglich. Zaghast zog er den Fuß zurück und stand nun schwankend auf der glatten Fläche des Blockes, um den das Wasser gurgelnd herum schoss.

Ratlos blickte er sich im Kreise um und überlegte, ob er um Hilfe rufen solle. Aber er unterließ es: er hätte doch das Brausen des Wassers nicht übertönen können, und es war auch nicht zu erwarten, daß um diese Mittagszeit sich irgend jemand außer ihm so weit in die Schlucht hinein verirrt haben werde.

Noch einmal hob er den Fuß zum Sprunge auf den nächsten Block. Aber wieder zog er ihn unschlüssig zurück.

Und da verwirrte ihm das so nahe quirlende und brodelnde Wasser allmählich die Sinne. Fluß und Flußufer begannen, sich um ihn im Kreise zu drehen, und er griff, Halt suchend, mit den Händen in die leere Luft. Dabei entfiel ihm der Stod und schwamm davon.

Und jetzt war's ihm, als forme sich in den Nebeln vor seinen schwindelnden Blicken wieder die winkende Lichtgestalt.

„Kommst du doch, mich zu holen?“ flüsterte er unsicher und starrte flußabwärts, beide Arme verlangend nach vorn streckend.

Er fühlte nicht, wie er durch diese Gebärde das Gleichgewicht verlor und von dem Blocke hinabglitt.

Erst die Kälte des Wassers, das ihm gleich bis an die Brust quoll, spürte er wieder, und wie es ihn unwiderstehlich mit sich forttrieb. Doch brachte ihn auch das nicht mehr zum klaren Bewußtsein zurück; denn schier freudig schrie er auf, daß es das Brausen

Fedor Sommer: Wie Stadtdirektor Schönaus aus dem Leben ging

des Wassers übertönte: „Hab' Dank, Friederica Helena! Ich komme! Komme gern!“ —

Erst nach Wochen fiuchte der Boberröhrsdorfer Mühlknappe seine Leiche aus dem Wehre heraus. —

Die Hirschberger aber bestatteten ihn in großer, tiefer, redlicher Trauer und ehrten ihn mit einem Denkmal von Künstlerhand auf dem Kavalerberge, das in der Grazie seiner Schmuckfiguren manches von dem ahnen läßt, was diesen Mann innerlich erfüllte, leitete und beglückte. —

Über die Art seines Todes aber zerbrach man sich heiß die Köpfe und kam doch zu keiner Klarheit.

Zwar hatten ein paar Waldbummier, die den Gottesdienst versäumten, um sich lieber in den Gebüsch des Rappenberges am rechten Saume der Sattlerschlucht zu verlustieren, ihn gesehen, wie er auf einem der Blöcke im Bober balanzierte und mit seinem Stöcke in der Luft herumfuchtelte. Aber sie waren zu weit weg, um ihm zu Hilfe kommen zu können. Und wie er auf den Block geraten war, hatten sie auch nicht bemerkt.

So blieb sein Tod für die Hirschberger ewig rätselhaft. Denn Selbstmord traute dem frommen Manne keiner zu. Und was ihm die schon lange vor ihm Dahingeshiedene bedeutet hatte, konnte kein einziger in der Stadt richtig einschätzen: Schönaus und Friederica Helena gehörten zu denen, die vor das Allerheiligste ihrer Seele einen dichten Vorhang ziehen. —

In schlesischer Tracht

nennt sich ein Ölgemälde aus der Werkstatt des sudetenschlesischen Meisters Adolf Zbrasila, das wir am Eingang dieses Jahrbuches als Mehrfarbendruck wiedergeben. — Adolf Zbrasila, dessen feinsinnige Kunst (Landschaft, Porträt und Stilleben) ganz im Dienst des Heimatgedankens steht, wurde am 8. Dezember 1868 zu Poruba (Bezirk Wagstadt) in Schlessien geboren. Der Künstler besuchte die Akademien in Wien und Karlsruhe, wurde bald Mitglied der Wiener Sezession, unternahm Kunstreisen an den Rhein, nach Frankreich und nach Holland und ließ sich dann dauernd in seiner Heimat nieder. Meister Zbrasila lebt gegenwärtig in Troppau und kann in diesem Jahre in voller Schaffenskraft seinen 60. Geburtstag feiern.

Bruno Hanns Wittel.

Blick in das Neißetal

Zu dem Bilde von Professor Arnold Busch

Von der Himmelswiese, nahe seinem Sommerhause in der Grafschaft Glatz hat Arnold Busch dieses schöne Stück schlesischen Landes gesehen. Mit diesem und anderen prächtigen Bildern aus Schlesiens Bergen zeigt der geborene Niedersachse, wie fest er in der neuen Heimat verwurzelt ist, seit er etwa vor 25 Jahren als Lehrer an die Breslauer Kunstakademie berufen wurde. Aber nicht bloß die schlesische Landschaft stellt er meisterhaft dar, sondern auch ihre Bewohner. Wie er unzählige andere trefflicher kennzeichnende Porträts, besonders während des Krieges, meist in feinsten Bleistifttechnik geschaffen hat, so malt er mit Vorliebe gerade den schlesischen Bauer in seiner Eigenart. Vor kurzem hat der eben fünfzigjährige Maler sein Lehramt aufgeben müssen, da er sich der heutigen Kunstströmung nicht anzuschließen vermag. Frei aller Fesseln schafft er nun mit neuer Lebenskraft.

B. Schneef

Der Berggeist Rübezahl

Von Dr. Gustav Jungbauer, Prag

Längst ist die Bergwelt in ihrer märchenhaften Schönheit entdeckt und dem Menschen, der die Berge im Sommer durchwandert und im Winter auf Schneeschuhen durchsteigt, lieb und vertraut geworden. Nur schwer kann er sich heute in das Verhältnis des einfachen Naturmenschen früherer Zeiten zu den fernen, hohen und ängstlich gemiedenen Bergen hineinfühlen. Für diesen waren sie etwas Geheimnisvolles und Furchtbares. Denn dort waren Donner und Blitz, Schnee und Regen daheim, von dort drohten Wolkenbrüche, Hagelschläge und verderbliche Überschwemmungen. Und alle diese Naturerscheinungen dachte man sich verursacht durch Geister oder Gottheiten, deren Wohnsitz auf den gar oft von dichten Nebel oder seltsam geformten Wolken eingehüllten Bergen war.

Fast in allen Gebirgsländern trifft man solche Berggeister, die zumeist auch Herren von Wind und Wetter sind. Sie erscheinen bald klein und zwergenhaft, bald in Riesengröße, aber stets besitzen sie eine übernatürliche Körperkraft. Da sind vor allem bemerkenswert die sogenannten Gismannlein der Alpen und besonders Tirols¹⁾, die bezeichnenderweise auch „Wettermacher“ oder „die Alten“ heißen.²⁾ Gewöhnlich zeigen sie sich in Zwerggestalt, haben aber eine furchtbare Stärke. Sie können auch Riesengestalt annehmen, sich überhaupt in alles Beliebige verwandeln. Dieser Wesenszug ist auch für Rübezahl wichtig. Denn er und alle diese Geister versinnbildeten damit nichts anderes als die Natur selbst und ihre Erscheinungen, die das eine Mal ruhig, klein und ungefährlich, das andere Mal im wilden Aufruhr riesig und fürchterlich auftreten. Und es ist daher keinerlei Widerspruch darin zu finden, wenn Rübezahl im Volksglauben bald als kleines Bergmännlein oder in Koboldgestalt, bald wieder als ungeheurer Riese erscheint. Er kann eben die Gestalt wechseln, wie die Natur ihr Kleid und Wesen ändert. Mit den Gismannlein teilt er ferner seine Tätigkeit als Wetterherr. Jene schieben die Gletscher vor- und rückwärts und verursachen das schreckhafte „Fernerbullen“ (Bellen der Gletscher) und das rollende Krachen im Innern der Ferner, jene sind es vor allem, die an heißen Sommertagen unter Donnern und ohne vorhergehenden Blitz plötzlich Schnee und Hagel über die grünen Alpentäler schütten. Ein dritter Wesenszug erinnert ebenfalls an Rübezahl. Die Gismannlein sitzen gern auf Fernerspizen oder auf Felsvorsprüngen und schauen sinnigen Ernstes auf die sie umgebende, unendliche Welt hinaus. Damit ergibt sich schon selbst auch die Beobachtung des Menschenlebens. Und in der Berührung und im Verkehr mit den Menschen äußert sich ein weiterer Wesenszug, den die Gismannlein mit Rübezahl gemeinsam haben. Sie helfen den guten Menschen und strafen die bösen. Doch hat man es bei diesem ethischen Element mit einer Eigenschaft der meisten Geister zu tun, in deren allmächtige Hand der unterdrückte Mensch die richtende Gerechtigkeit, die er unter seinesgleichen so selten fand, legte und die so tausendfache Erscheinungsformen der ausgleichenden Gerechtigkeit Gottes sind. Die Gismannlein bauen gleißende Schneebrücken über Abgründe, führen Gute sicher drüber und bereiten Bösen jähen Absturz. Dem flüchtigen Bösewicht gewähren sie keine Freistatt, sie jagen ihn durch Wetter und Wind und stürzen ihn in die kalte Eismacht grauenhafter Fernerspalten. Brave Menschen aber, die sich verirrt haben, weisen sie auf den richtigen Pfad, helfen Verunglückten und schaffen Erfrorene zum nächsten Friedhof. Bedrängten leiht auch der Berggeist der Karpathen seinen Beistand,³⁾ ferner bestraft er böse Menschen, z. B. den Hirten, der aus seinem „Blumengarten“ einen eisernen Rechen gestohlen hat,⁴⁾ doch scheint für diesen Berggeist Rübezahl das

¹⁾ Vgl. J. N. Ritter von Alpenburg, Mythen und Sagen Tirols (Zürich 1857) S. 86ff.

²⁾ Vgl. das Stichwort „Alte“ im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens (1. Bd. Berlin und Leipzig 1927, S. 328ff.).

³⁾ Vgl. J. Philipp, Sagen aus der Karpathenwelt (Zglo 1881) S. 187ff.

⁴⁾ Ebd. S. 11ff.

Vorbild gewesen zu sein. An eine derartige Abhängigkeit und Stoffübertragung kann dagegen bei den Gismännlein Tirols nicht gedacht werden. Als Beweis dafür, daß sich auf ähnlichem Boden auch bei den entferntesten Völkern ähnliche Vorstellungen entwickeln können, seien die „Schneemänner“ Tibets genannt. Diese großen, haarigen Geschöpfe von unglaublicher Kraft sollen Reste einer primitiven Menschenrasse, der früheren Einwohner des Landes, sein, die aus den Ebenen durch die Tibetaner verdrängt wurden, in den Pässen und unwegsamen Bergschluchten leben und sich für das ihnen geschehene Unrecht an jedem Hirten rächen, der sich in ihren Bereich verirrt.⁵⁾ In Wirklichkeit haben sie mehr oder minder geisterhafte Züge und große Ähnlichkeit mit den Riesen der deutschen Sage. Wie diese sind sie wohl stark, aber auch einfältig und können daher leicht überhölpelt werden.

Aus der Landschaft, aus der Natur des Riesengebirges ist nun auch Rübezahls allzuerst erwachsen. Er ist in mancher Hinsicht nichts anderes als eine Verkörperung des Gebirges, dessen landschaftliche Gegensätze in dem so gegensätzlichen Wesen Rübezahls ihren deutlichen persönlichen Ausdruck finden. „Der gewaltige Bergrücken mit seinen zu wuchtigen Felsmassen aufragenden Gipfeln, mit seinen öden Hochflächen und Mooren und seinen riesigen einzelnen Felsstrümmern, den Resten früherer Kuppen, bildet den überwältigenden Hintergrund für die romantische Schönheit der gegen Süden zu allmählich sich abflachenden Berglandschaft. Gleitet oben auf dem Kamme das Auge über stundenweit sich deh nende einsame Hochwiesen, unterbrochen nur von Sümpfen, Knieholzinseln und Steintrümmersfeldern, so blickt es in den Vorbergen in schroffe Klüfte und finstere Abgründe, in welche sich unzählige Wildbäche rauschend stürzen, auf üppige Bergwiesen und malerische Hügelketten mit ehrwürdigen Tannen- und Fichtenbeständen und in tief eingeschnittene, stille, märchen erfüllte Waldtäler.“⁶⁾

Zu dieser allgemeinen landschaftlichen Grundlage kommen nun noch besondere Naturerscheinungen, die seit je für die Sagenbildung maßgebend waren und es auch bei der Rübezahlsage sind. Die auf dem hohen Gebirge lagernden Wolken und der aus den Tiefen aufsteigende Nebel haben seit je die Einbildungskraft der Menschen angeregt. Vor allem ist der dichte Nebel, in dem sich der Wanderer in unbekannter Waldgegend so leicht verirren kann, der natürliche Ausgangspunkt für das Sagenmotiv des Irregehens oder des Irreführens durch böshafte Geister. Doch darf man dies nicht als die Hauptsache ansehen, wie dies in der neuesten Untersuchung der Rübezahlsage geschieht, die in Einzelheiten wohl aufschlußreich, aber im Kern verfehlt ist.⁷⁾ Viel näher liegen die Wetterverhältnisse des Riesengebirges. Und da zeigt sich der launische Wetterherr Rübezahls als ein klares Abbild der unberechenbaren Witterung des Riesengebirges. „So unvermittelt, wie sich im höheren Teile

⁵⁾ Vgl. William Montgomery McGovern, Als Kuli nach Lhasa. Aus dem Englischen übersetzt von M. Proskauer. Verlag A. Scherl, Berlin, o. J. (1924) S. 81 ff.

⁶⁾ R. W. Fischer, Das Volkstum im Riesengebirge (R. Schneider, Das Riesengebirge und sein Vorland. Wien 1924. S. 12).

⁷⁾ A. Moepert, Die Anfänge der Rübezahlsage. Studien zum Wesen und Werden des schlesischen Berggeistes. (Nr. 6 von „Form und Geist“. Leipzig 1928.) Der von L. Laistner abhängige Verfasser erklärt den Namen Rübezahls als Nebellappe und behauptet, er sei eine Mischform aus altem ra = rauh und einem durch romanische Bergleute eingeführten bezale = Kopfstück (S. 13), er sei, wie es S. 108 mit einer seltsamen Verbiegung vom Kopf zum Hals heißt, das „rauhe Halstuch“. Zur Stütze dieser Behauptung dient die ganz unmögliche Deutung des tschechischen Namens für das Riesengebirge Krkonos als „Halstuch“. Dazu wird erwähnt, daß nach dem Egerer Scharfrichter Huß die böhmischen Frauen (richtig: die deutschen Frauen des vom Riesengebirge ziemlich weit entfernten Egerlandes) die Halstücher über die Schulter geworfen trugen, so „daß es gleichsam eine Kapuze vorstellte.“ Dies genügt, um aus dem „Halstuch“ Krkonos einen „Hutberg“ zu machen, mit dem die „Nebellappe“ Rübezahls schon übereinstimmt. Dem Verfasser ist nicht bekannt, daß der Name Krkonos bereits seine einwandfreie Erklärung als „Knieholzträger, Knieholzgebirge“ durch Bruno Schier (Jahrb. d. d. Riesengebirgsvereins 1925 und Zeitschr. für Ortsnamenforschung II. 1926, S. 61 ff.) gefunden hat. Vgl. Sudöf. I. 1928, S. 173.

des Gebirges landschaftliche Gegensätze berühren, folgen auch die zwei Jahreszeiten aufeinander. Fast gibt es hier deren nur zwei, einen langen Winter und einen kurzen Sommer. Nicht selten überrascht auf dem Kamme den Wanderer mitten im Juli ein heftiges Schneetreiben ... Kaum zwei Monate währt der Sommer mit seinen teils heißen Tagen, in denen die Hochwiesen völlig ausdorren, teils wieder launisch einsetzenden mehrtägigen Niederschlägen ...⁸⁾ Eine sonderbare Naturerscheinung, die uns die Verbindung des im Riesen- und Isergebirge so häufigen Sagenstoffes vom Feuermann oder dem „großen Leuchter“ mit der Rübezahlsage⁹⁾ verständlich macht, ist das besonders im Isergebirge wiederholt beobachtete Auftreten der Kugelblitze, dieser faust- bis knusprig großen, leuchtenden Kugeln, welche sonderbare Bahnen einschlagen und entweder frachend zerplatzen oder geräuschlos verschwinden. Nach einem Bericht der Prager Zeitung „Bohemia“ vom 18. September 1926 haben einige Tage vorher Wanderer im Isergebirge gesehen, wie sich auf einer Waldwiese innerhalb einer Viertelstunde gegen 80 Kugelblitze entluden, wobei ein entsetzliches Getnatter entstand. Es wuchsen immer vier bis acht Flammen vom Wiesenboden auf, die sich etwa bei drei Meter Höhe zu einer Feuerkugel vereinigten, um dann als Kugelblitz hin- und herzufliegen und mit einem schußähnlichen Donner zu verschwinden. Zuweilen wurde im Riesengebirge auch die unter dem Namen Brocken-geipenst bekannt gewordene Erscheinung festgestellt¹⁰⁾, wobei der hochstehende Beobachter bei tiefstehender Sonne auf einer gegenüberliegenden Nebelwand sein Schattenbild, nicht selten in riesigen Ausmaßen, sieht. Derartige Erscheinungen mußten die Sagenbildung fördern, ebenso auch das in jedem Hochgebirge so vielfältige Echo, das man schon im 17. Jahrhundert auf der Koppe durch Lärmen und Schießen zu erproben pflegte.¹¹⁾

Solche Erscheinungen konnten allerdings mehr den Glauben an äffende und schreckende Irregeister begünstigen. Dagegen mußten die reichen Naturkräfte des Riesengebirges mehr zur Annahme eines mächtigen, aber auch gütigen Geistes führen, dem sie gehören und der braven Menschen etwas davon zukommen läßt. Vor allem gilt dies von den Edelmetallen, aber auch von den Heilkräutern und nicht zum geringsten auch von den Quellen des Gebirges, deren heilsame Kraft von den Menschen früh erkannt wurde und heute ihre wissenschaftliche Bestätigung durch genaue Bestimmung der Radioaktivität oder anderer Umstände gefunden hat.

Verwiesen sei endlich noch auf die seltsamen Stein- und Felsbildungen des Riesengebirges, welche der Einbildungskraft Stoff zu allerlei Ausdeutungen gaben. Die meisten, z. B. Rübezahls Badewanne, Kaffeemühle, Handschuh, Zahnstocher, Operngucker u. a., sind aber nichts anderes als zum größten Teil recht abgeschmackte Erfindungen der Fremdenführer, welche einem Wunsche mancher Wanderer entgegenkamen, wenn sie möglichst viele Punkte mit Rübezahls in Zusammenhang brachten.¹²⁾

Die Tatsache, daß in den Alpen und anderen Gebirgen meist eine Mehrheit gleichartiger Berggeister daheim ist, im Riesengebirge aber bloß die einzige übertragene Gestalt Rübezahls sich gebildet hat, kann man vielleicht damit erklären, daß das Riesengebirge in der 1605 m hohen Schneekoppe, die früher Riesenberg hieß und dem ganzen Gebirge den Namen gegeben hat,¹³⁾ eine beherrschende Erhebung besitzt, die dazu beitrug, daß der Glaube an einen einzigen, allmächtigen Berggeist entstand.

Nächst der Landschaft spielt der Mensch und seine Eigenart eine bestimmende Rolle in der Sagenbildung. Das, was ihm die Natur darbietet, formt und gestaltet

⁸⁾ Fischer, Das Volkstum im Riesengebirge a. a. O. S. 13. Vgl. Moepert S. 17 f.

⁹⁾ Vgl. Moepert S. 89 f.

¹⁰⁾ Vgl. ebd. S. 21 f.

¹¹⁾ Vgl. ebd. S. 19.

¹²⁾ Vgl. G. Jungbauer, Die Rübezahlsage (Reichenberg 1923) S. 40 f.

¹³⁾ Vgl. R. Schneider, Die Geschichte der Deutschen Ostböhmens. I. Bd. (Reichenberg 1924) S. 7.

er je nach seinen Anlagen, Wünschen und Bedürfnissen. Aus der vor- und frühgeschichtlichen Zeit gibt es keine Zeugnisse zur Sagenkunde. Daß schon in der jüngeren Steinzeit, die bereits Sesshaftigkeit mit Viehzucht und dürftigem Ackerbau kannte¹⁴⁾, dann in der jüngeren Eisenzeit, in der die keltischen Bojer das Gebiet bis in die Randgebirge hinein besiedelten, die neben anderen Flüssen auch der Iser und Elbe ihre Namen gaben und nicht allein Ackerbau und Obstkultur, sondern auch Bergbau und Handel betrieben¹⁵⁾, und endlich in der germanischen Zeit, die schon im zweiten vorchristlichen Jahrhundert beginnt, in dem sich Germanen, wahrscheinlich Hermunduren, im nördlichsten Böhmen gleichzeitig mit den Kelten nachweisen lassen, während die Marcomannen und Angehörige verwandter Völker erst nach dem Jahre 9 v. Chr. sich über Böhmen verbreiteten und die Silinger und Rugier Schlesien besetzten, daß schon in diesen Zeiten der gewaltige Kamm des unwegsamen Riesengebirges als der Sitz eines Berggeistes oder verschiedener Geisterwesen betrachtet wurde, ist wohl möglich. Vor allem darf dies für die Germanen angenommen werden, die durch fast 600 Jahre in den Sudetenländern ihre feste Heimat hatten, die Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe betrieben, Dörfer und Befestigungen ähnlich denen der Kelten hatten und auch die Eisenverarbeitung weiterführten¹⁶⁾. Eisen fand sich ja auch im Riesengebirge, wenn auch nicht in der Masse wie etwa in der mittelböhmischen Silurmulde¹⁷⁾. Von den im Lande zurückgebliebenen Resten der Germanen haben die slawischen Einwanderer neben keltogermanischen Bezeichnungen wie Elbe, Iser, Eger usw. wohl auch manche abergläubische Überlieferung übernommen. Tatsache ist, daß auch bei den Tschechen der Glaube an einen Geist des Riesengebirges bis in die Gegenwart erhalten geblieben ist¹⁸⁾.

So berichtete 1779 Bienenberg in dem „Versuch über einige merkwürdige Altertümer im Königreich Böhmen“ (II. Band, S. 129), „daß noch heute zu Tage aus der Gegend von Melnik und denen Orten, wo sich die Elbe zu ergießen pfleget, Leute sich am Ursprung der Elbe im Riesengebürg einzufinden und daselbst schwarze Hähne als einen uralten Gebrauch auszulassen pflegen . . . es seye nun daß einige zu Ablehnung schädlicher Wasser Ergießungen dem verrufenen Riebezahls ein Geschenk zu bringen vermeinen, so ist es nur allzuklar, daß dieser Aberglaube noch aus dem Heidenthum der Slawen herühre, deme die jetzigen Christen, ohne daß sie meinen eine Abgötterey zu treiben, als einen uralten Gebrauch und Gewohnheit fortsetzen.“ Krolmus¹⁹⁾ bemerkt, daß er selbst als Knabe im Jahre 1805 und 1814 noch solche Pilger gesehen habe. Die Männer trugen schwarze Hähne, die Frauen schwarze Hennen. Damit wanderten sie zu den sieben Quellen unter dem Schneeberg, wo sie die Hähne im Walde freiließen und die Hennen in irgend einem See, Teich oder Moor ertränkten. Dabei knieten sie nieder und beteten. Nachdem sie einen Tag, mitunter auch zwei, seltener drei Tage dort verweilt, nahmen sie in verschiedenen Gefäßen und Flaschen Wasser mit sich, suchten im Walde, besonders aber auf den Wiesen und in dem sogenannten Garten Riebezahls nach mancherlei Kräutern und Blumen, die sie pflückten oder mit der Wurzel für ihr Vieh und Geflügel ausrissen, und brachten Sträucher und Kränze mit nach Hause.

¹⁴⁾ Fritz Machatschek, Landeskunde der Sudeten- und Westkarpathenländer. (Stuttgart 1927) S. 93.

¹⁵⁾ Ebd. S. 96.

¹⁶⁾ Ebd. S. 97.

¹⁷⁾ Ebd. S. 181.

¹⁸⁾ Zur Riebezahlsage bei den Tschechen vgl. die Aufsätze von J. Kolář und B. Tille in Český Lid V. 1896 und VIII. 1898. Drei tschechische Sagen aus dem Gläser Bergland, wo Riebezahls Livacor heißt, bringen die Povídky Kladské (Gläser Erzählungen) von J. Rubín (Prag 1910/14.)

¹⁹⁾ Staročeský pověstník I. S. 417. Vgl. Grohmann, Aberglaube I. (Prag 1864) S. 74 und Sagen (Prag 1863) S. 110.

Mit dem Wasser wuschen sie dann ihr krankes und gesundes Vieh, die Kräuter mengten sie unter das Futter. Auch räucherten sie die Ställe mit den Kräutern aus und besprengten sie mit Wasser, damit das Vieh gedeihe. Wahrscheinlich handelt es sich hier um einen Frühlingsbrauch²⁰⁾, wie einen ähnlichen Hajek von Libotšchan in seiner 1540/41 gedruckten „Böhmischen Chronik“ erwähnt²¹⁾. Doch haben sich viele Folgerungen daraus als hinfällig erwiesen. So hat man z. B. mit dem Brauch, Hühner zu opfern, auch den slawischen Namen des Riesengebirges in Beziehung gebracht und Krkonos als eine Verbindung von altslawisch korka (Henne) und von nositi (tragen) erklärt, wonach der Name „Hennenträger, Hennen-gebirge, den Ort, wohin Hennen getragen werden“ bedeuten sollte. Diese Annahme entfällt nun mit der treffenden Deutung von Krkonos als Knieholzträger. Da ferner bei den Slawen dem Gotte Swantewit schwarze Hähne geopfert wurden, ist auch die Behauptung aufgetaucht, daß Riebezahls erst später an Stelle dieses Swantewit gerückt ist²²⁾, wofür aber jeder Beweis fehlt. Die gebrachten und andere Belege²³⁾ bezeugen bloß, daß die Bevölkerung und namentlich die Slawen der Elbeniederungen einem mächtigen Geist des Riesengebirges, bei dem sich in christlicher Zeit ein Zusammenhang mit dem hl. Johannes einstellte²⁴⁾, Opfer darbrachten, um ihn günstig zu stimmen, damit er ihre Fluren nicht überschwemme, und daß sie an die Heilkraft der im Gebirge befindlichen Quellen und Kräuter glaubten. Von großen Elementarereignissen, Lawinen, Wasserfluten und Überschwemmungen im Riesengebirge, die natürlich auch das Vorland und Flachland in Mitleidenschaft zogen, berichten alte Aufzeichnungen²⁵⁾. Und es ist einleuchtend, daß die Bewohner des Vorlandes und der Täler als erste an das Dasein eines auf den Höhen hausenden Berggeistes glauben mußten, der diese Stürme, Gewitter und Überschwemmungen verursachte.

Das Bild dieses Berggeistes mußte sich wandeln, als um die Mitte des 13. Jahrhunderts deutsche Ansiedler hessisch-fränkisch-thüringischer Herkunft, teils von Norden her aus den schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts unter den polnischen Fürsten besiedelten schlesischen Vorbergen, teils unmittelbar aus dem mitteldeutschen Stammland kamen²⁶⁾ und tiefer in das Gebirge einzudringen begannen, als diesen später, in größerer Zahl erst im 15. Jahrhundert, zumeist aus dem Harze und Thüringen stammende Bergleute folgten, wozu sich endlich noch im 16. Jahrhundert Holzknechte aus Tirol und Steiermark gesellten. Die letzten gaben wohl die Anregung, daß sich die Bevölkerung, zumal der Bergbau wenig ertragreich war, der Graswirtschaft auf den Weideflächen nahe und über der Baumgrenze zuwandte und so unter Rodung des Waldes der eigentümliche halbalpine Baudenbetrieb mit seinen über die breiten Lehnen verstreuten, ganzjährig bewohnten Winterbauden und den nur während einiger Monate benützten Sommerbauden entstand²⁷⁾. Der mitten in das einst gemiedene und mit furchtsamer Scheu betrachtete Bergland eingedrungene Siedler fand nichts von den erwarteten Wundern. Er sah die Umwelt mit ganz anderen Augen an als der Flachlandbewohner. Die volkskundliche Forschung hat bisher den Unterschieden wenig Aufmerksamkeit geschenkt, die sich aus der räumlichen Entfernung und dem engeren oder weiteren Abstand von den Dingen, namentlich bei der Namengebung und Sagenbildung ergeben. Der am Fuße des Ossers siedelnde deutsche Böhmerwäldler kennt für die zwei

²⁰⁾ Bill-Erich Peudert, Die Sagen vom Berggeist Riebezahls (Jena 1926) S. 9.

²¹⁾ Vgl. Jungbauer a. a. O. S. 6 f.

²²⁾ Der Wanderer im Riesengebirge II. Nr. 14.

²³⁾ Vgl. Moepert a. a. O. S. 53, 104.

²⁴⁾ Ebd. S. 50 ff., 103 ff.

²⁵⁾ Das Riesengebirge in Wort und Bild II. S. 53, 70, 81 ff.; III. S. 26 ff.; Moepert S. 18.

²⁶⁾ Vgl. Machatschek a. a. O. S. 106.

²⁷⁾ Vgl. ebd. S. 292.

Spitzen dieses Berges keine besondere Bezeichnung, dem aus der Ferne zu den Höhen aufblickenden Slawen wurden sie zu „Brüsten der Muttergottes“. Und so nehmen auch Sagen der Umwohner einer Landschaft nicht selten andere Formen als bei den Inwohnern an. Mit der fortschreitenden Besiedlung und Umwandlung des wilden Berg- und Waldbandes in Kulturland mußte sich auch im Riesengebirge der Glaube an den rauhen Berggeist abschwächen. Die Ansiedler brachten aber auch aus ihrer Heimat Sagenstoff mit, der sich mit dem bereits vorhandenen vermischte, und schufen neuen Stoff aus den vielfältigen Eindrücken und Erlebnissen ihres harten und zähen Ringens mit der Natur und ihren Erscheinungen.

Und da ist besonders hervorzuheben, daß der Schlesier, diese Mischung verschiedener Elemente, bald eine selbständige Stammesart entwickelte, mit geistig-seelischen Eigenschaften, die ihn außerordentlich befähigten, sagenbildend tätig zu sein. Von der Volkskunst dieses Stammes, dem Züge des Franken, Hessen und Thüringers eigentümlich sind, wo aber auch slawische Art und polnische, tschechische und wendische Einflüsse sich erkennen lassen, heißt es, daß sie ein Abbild seines Wesens ist, daß neben der Erdgebundenheit und dem nüchternen Wirklichkeits Sinn eine phantastische Sehnsucht steht, aus der Enge der realen Verhältnisse sich in Einbildungen und Fabeleien bis in die Wolken hinaufzuschwingen²⁸). Diese lebhaftes Einbildungskraft mußte sich bei dem schlesischen Bergbewohner steigern, sein einfaches Dasein mußte besondere Gedankengänge auslösen und vor allem die ohnehin vorhandene Neigung zum Übersinnlichen und zum mehr gefühlsmäßigen Erfassen von Gott und Welt nur noch mehr verstärken. In höherem Grade als heute, wo der Spiritismus besonders auf schlesischem Stammesgebiet gar manchen alten Aberglauben ersetzt hat, wurden in früheren Zeiten unklare Vorstellungen vom Leben und Schicksal, Gedanken über das Fortleben der Seele nach dem Tode und allerlei Deutungsversuche rätselhafter Vorgänge und Erscheinungen in der Natur die Quelle mannigfachen Aberglaubens, der sich, wiederum gefördert durch die reiche Einbildungskraft und dichterische Veranlagung, zu Dichtungen, zu Sagen formte²⁹).

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen sei nun kurz auf die Geschichte der Rübezahlsage eingegangen. Schon lange vor 1500 hat Rübezahl, der Berg- und Waldgeist, seinen festen Platz im Volksglauben. Denn er ist bereits in der gelehrten Literatur jener Zeit vertreten. Ihn als einen Winddämon, der aus der Gestalt Wobans hervorgegangen ist³⁰) zu erklären, geht zu weit. Man braucht auch keineswegs anzunehmen, daß Rübezahl stets als ein Riese gedacht war. Wahrscheinlich ist aber, daß dieser Berggeist ursprünglich namenlos war. Es bestand auch kein Bedürfnis, ihm einen bestimmten Namen zu geben. Auch Daniel Casper von Lohenstein erwähnt in seinem Roman „Arminius und Thufnelda“ (1689) den Wasser-, Wald- und Luftgeist des Gebirges, ohne den Namen Rübezahl zu nennen³¹). Diesen Namen erhielt er wahrscheinlich erst dann, als aus der heimischen Sagenwelt ein Flurgeist namens Rübezahl stärker heraustretet und mit dem alten Berggeist verschmolz. Sagen von Flurgeistern, die oft als Hodgeister auftreten und zuweilen Wiedergänger, ruhelohe Tote, sind, gab es seit je und gibt es immer noch in Menge. Diese Flurgeister zeigen nicht selten engste Verwandtschaft mit den Hausgeistern, den Kobolden³²), übernehmen gern Züge von den Zwergen und offenbaren sich hie und da als bloße Deckformen oder Vervielfältigungen des Teufels. Ein wichtiges gemeinsames Kennzeichen ist, daß der Name dieser Geister meist ein Spottname

²⁸) G. Grundmann und R. Dahm, Schlesien (8. Band von „Deutsche Volkskunst“, herausgegeben von E. Rebstock, München o. J.) S. 8.

²⁹) R. W. Fischer, Das Volkstum im Riesengebirge a. a. D. S. 16, 20.

³⁰) E. Mogk, Mythologie (Pauls Grundriß, 2. Aufl. III. 307, 334).

³¹) L. Hillebrand, Das Riesengebirge in der deutschen Dichtung (Breslau 1922) S. 19.

³²) Vgl. P. Quenjel, Thüringer Sagen (Jena 1926) S. 195.

ist, daß der Geist in Zorn gerät, wenn man ihn bei seinem Namen ruft, ebenso wie es die Unterirdischen nicht haben wollen, daß man ihren Namen weiß³³), oder wie es gefährlich ist, einen Toten bei seinem Namen zu rufen, was in gleicher Weise vom Teufel gilt. Solche Flurgeister kannte man schon vor Prätorius. Er selbst kannte den Ragenweit des Voigtlandes, der noch im heutigen Volksglauben lebendig ist, gab über ihn 1651 ein Büchlein heraus und benützte ihn zur „Ragen-Weits-Borrede“ des dritten Buches der Daemonologia (1665). Ferner waren ihm der Geist Hütchen im Hildesheimischen und der im Freiburger Walde hausende Geist Mätschen bekannt³⁴). Aus neueren Sagensammlungen seien aus dem hier am nächsten liegenden schlesischen und sächsischen Gebiet noch genannt: Der Hodge (Hodge-Wiff) beim Ragenbörndl zwischen Petersdorf und Schreiberhau³⁵), der Vogel-hannes im Nesselgrunder Forst (Kreis Glatz), der vor allem Spotten und Schimpfen bestraft³⁶), der Ragenhans, der auf den Feldern zwischen Neudorf und Ertendorf die Wanderer schreckt und auf Irwege treibt, der Scheibenberger Geist, der die Leute äfft³⁷) u. a. Auf böhmischer Seite gehört hierher der Buschhansl, Waldhansl und Grabenmann in der Landskrone Gegend³⁸), der Waldschütz bei Grassitz³⁹) u. a. Zu verweisen ist ferner auf den vielleicht aus einer Ausdeutung des Echo erwachsenen, als Hephmann, Hoimann oder Hemmännchen in fast ganz Deutschland bekannteren neddenden Waldgeist⁴⁰), auf das Uhaml, das eiserne Männlein und das Fiedlmännlein der Iglauer Sprachinsel, auf den Hadelmann bei Bergreichenstein, den von H. Wahlfisch⁴¹) dichterisch zu einem Gegenstück Rübezahls ausgearbeiteten Stilzel und den diesem verwandten „böhmischen Mann“ im Böhmerwald⁴²), dann auf das Hosenmännle, das Blaumännle und andere Sagenfiguren Schwabens⁴³), auf den Geist Pummelpälzchen in Thüringen⁴⁴), den Kludde der Blämen⁴⁵), auch auf den in allen Sagenbüchern vertretenen Grenzsteinversetzer⁴⁶) u. a. Ähnliche Züge begegnen endlich auch bei Hexenmeistern und Zaubern der Sage, so beim Pumphut Sachsens und dem wendischen Krabat⁴⁷).

Um manche dieser Flurgeister haben sich mit der Zeit ganze Sagentreife gebildet. Wie auch die Faustsage oder der Volksschwank (Eulenspiegel u. a.) beweisen, pflegt das Volk oft, wenn es irgend eine Person als Sagenfigur festhält, auf diese alle verwandten Überlieferungen zu übertragen. Ähnlich können wir uns die Entwicklung der Rübezahlsage denken. Als die Menschen im Riesengebirge selbst sesshaft wurden, mußte der Glaube an den einst von der Ebene aus geschauten Berggeist eine Umwandlung erfahren. Überall und jederzeit waren aber Sagen

³³) Volte-Poliska, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, 1. Bd. (Leipzig 1913) S. 496 (Kumpelstilchen).

³⁴) Anthropodemos Plutonicus (Hütchen), Daemonologia III. Nr. 2 (Mätschen). Vgl. Grimm Sagen, 4. Aufl. Nr. 74; A. Meiche, Sagenbuch des Königreiches Sachsen (Leipzig 1903) S. 88 ff., 348 f.

³⁵) M. Cogho, Volksagen aus dem Riesengebirge (Warmbrunn 1903), S. 67.

³⁶) R. Kühnau, Schlesische Sagen (Leipzig 1910–1913) 1. Bd. Nr. 614 ff. Vgl. Peudert, Schlesische Sagen (Jena 1924) S. 158, 173 f.

³⁷) Meiche a. a. D. S. 120 ff.

³⁸) E. Lehmann und F. J. Zandl, Landskrone Sagenbuch (Landskrone 1921) S. 65 ff. E. Lehmann, Beim Kratschenwirt (1922) S. 50.

³⁹) Grohmann, Sagen aus Böhmen S. 115.

⁴⁰) Vgl. G. Jungbauer, Böhmerwaldsagen (Jena 1924) S. 243; P. Zaunert, Westfälische Sagen (Jena 1927) S. 332 f.

⁴¹) Stilzel, der Kobold des Böhmerwaldes (Jena 1926).

⁴²) Jungbauer, Böhmerwaldsagen S. 23 ff., 242 f.

⁴³) R. Kapff, Schwäbische Sagen (Jena 1926) S. 71 ff.

⁴⁴) Ch. L. Wade, Sagen der mittleren Werra, 3. Aufl. (Eisenach 1921) S. 104; Quenjel a. a. D. S. 328.

⁴⁵) G. Gohert und R. Wolter, Blämsche Sagen (Jena 1917) S. 125.

⁴⁶) Vgl. Jungbauer, Böhmerwaldsagen S. 243; Zaunert, Westfälische Sagen S. 319 f.

⁴⁷) Vgl. Meiche a. a. D. S. 495 ff., 538 ff.

von zumeist aus ruhelosen Toten umgeformten Flurgeistern vorhanden. Und einer aus dieser Schar, Rübezahl, dürfte bald in den Vordergrund gerückt sein, wurde mit neuen Eigenschaften ausgestattet und übernahm auch die überlieferten Züge des Berggeistes.

Daß Rübezahl in die Reihe dieser äffenden und schreckenden Flurgeister gehört, beweist sein Name, der nur als Spottname aufgefaßt werden kann. Allen Deutungen, die darauf keine Rücksicht nehmen, fehlt die nötige Beweiskraft. Nach Th. Siebs⁴⁸⁾ soll zal = zagel (Schwanz) eine spätere Anfügung an den auf ahd. hriobo = der Rauhe zurückgehenden eigentlichen Namen sein. Damit sei eine mythische Erscheinung, ein Vergelbe bezeichnet worden, und da zagel ursprünglich außer Schwanz auch Wirbelwind bedeutet, so wäre Rübezahl ein Vergelbe, der Gewalt über das Wetter hat. Abgesehen von rein sprachlichen Einwänden, die sich gegen diese Deutung ergeben⁴⁹⁾, entsteht die Frage, bei welchen Völkern sich diese ahd. Form hriobo erhalten und weiter entwickelt haben soll. Sie müßte bereits bei den germanischen Völkern, die bis um 600 in den Sudetenländern wohnten, entstanden und von den späteren slawischen Umwohnern des Gebirges übernommen worden sein, was kaum glaubhaft ist. Ganz undenkbar ist, daß die von der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an erscheinenden deutschen Siedler den Namen von slawischer Seite, etwa in der Form riebe empfingen. Und nimmt man ein Verbleiben germanischer Reste im Umkreis des Gebirges an, so müßte bei diesen die Bedeutung des Wortes hriobo = der Rauhe lebendig geblieben sein und sich, da hiefür im mhd. die Entsprechung fehlt, in mhd. ruch (ruhe, rä, rouch) verwandelt haben, so daß bei einer späteren Anfügung von zal die Form Rauhenzal zu erwarten wäre. Zur Erklärung von Zagel als Wirbelwind ist zu bemerken, daß das Wort in dieser Bedeutung nur vereinzelt gebraucht wird. Damit wird auch nicht der Wind als solcher bezeichnet, sondern die spitz zulaufende Staubsäule. Die Grundbedeutung von Zagel ist „Spitze, Ende“. Wenn es auch die „gewöhnlichste Verrichtung“ des Berggeistes ist, „nach belieben zu plizen, donnern und hageln⁵⁰⁾“, wenn auch das Wettermachen eine seiner ursprünglichsten Wesenseiten ist⁵¹⁾, so ist doch schwer verständlich, wieso eine Ausnahmeerscheinung, das Aufsteigen eines kleinen, im Nu wieder verschwindenden Luftwirbels, die Hauptsache bei der Namensbildung wurde. Auch die Rübezahlsage bietet hierfür keine Belege, ebenso wenig die ältere Rübezahlliteratur. Martin Helwig stellt auf seiner „Ersten Land-Charte vom Herzogthum Schlesien“ (1561) Rübezahl als ein phantastisches Mischwesen mit einem abenteuerlichen, dreiteiligen Schweif dar⁵²⁾, wobei freilich die Gleichstellung mit dem Teufel ausschlaggebend ist. Prätorius betont, daß das Wort Zahl oder Zagel auch allein, besonders in Schlesien, als Scheltwort oder Schimpfname verwendet wurde, und daß er selbst ein Geschlecht namens Lemmerzähl kenne, welcher Name anfänglich einem Manne zweifellos zum Hohne beigelegt worden sei⁵³⁾. Der bedeutende Philolog J. J. Reiske schrieb am 13. Febr. 1773 aus Leipzig an Lessing⁵⁴⁾: „Der Name (Rübenzahl) heißt nichts anderes als Rübenzagel oder Rübenschwanz. Er ist also der Mann, der anstatt eines Schwanzes, eine Rübe an dem Orte stecken hat, wo man darauf sitzt. So malete man ehemals den Teufel.“ Rübezahl kann also nichts anderes wie Rübenschwanz bedeuten. Jedem Bestandteil, der Rübe und dem Zagel, der sowohl penis als auch cauda bezeichnet,

⁴⁸⁾ Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde X. 1903, S. 53 ff.

⁴⁹⁾ Vgl. Moepert a. a. D. S. 59.

⁵⁰⁾ Daemonologia I. S. 145.

⁵¹⁾ Vgl. Karl de Wyl, Rübezahl-Forschungen (5. Heft von „Wort und Brauch“, Breslau 1909) S. 44 ff.

⁵²⁾ R. Zacher, Rübezahl-Annalen bis Ende des 17. Jahrhunderts, Nr. 3.

⁵³⁾ Vgl. Jungbauer, Die Rübezahlsage S. 8.

⁵⁴⁾ Abh. der sächs. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, 16. Bd. 1897, S. 872.

kam seit je ein verächtlicher Sinn zu, der durch die Zusammenfügung nur noch mehr verstärkt wurde⁵⁵⁾. Diese wird man nicht im Sinne von Taugenichts (wertlos wie ein „Rübenschnitzel“) deuten⁵⁶⁾, sondern am besten auf die körperlichen Merkmale des Geistes beziehen, der verwachsen und verhuzelt ist wie ein Rübenschwanz, wie das untere Ende der Rübe. In gleicher Weise nennen die Siebenbürger Sachsen einen verbutterten Menschen Kopenzogel oder Koppenzuegel⁵⁷⁾. Und so kann man auch für die seit dem 13. Jahrhundert belegten Familiennamen Rübezahl (Rubezagel u. a.), für die allerdings auch die Ableitung von Flurnamen in Frage kommen kann⁵⁸⁾, annehmen, daß sie ursprünglich im Wachstum zurückgebliebene verkümmelte Personen bezeichneten. Anders scheint es sich mit jenen auch als Spottnamen erkennbaren Familiennamen zu verhalten, bei welchen das Bestimmungswort ein Tiername ist, wie bei Rattenzagel, Hasenzahl, Lämmerzähl, Mäusezahl, Boszahl⁵⁹⁾. Hier dürfte beim Grundwort eher die Bedeutung penis in Betracht kommen. Wichtig ist, daß zu Sagengealten gewordene Personen oft ihren Familiennamen oder Rufnamen beibehalten. Zu jeder Zeit hat es auch Sonderlinge oder Schwachsinnige gegeben, die abseits von den Menschen, zuweilen allein im Walde hausten und gewöhnlich einen Spottnamen trugen. Zeigen sie sich, so laufen ihnen die Kinder nach und rufen höhnend den Namen. Solche Gestalten, daneben auch Landstreicher, werden mitunter nach ihrem Tode, besonders wenn sie durch Selbstmord enden, zu Spukgeistern⁶⁰⁾. Auch die Rübezahlsage überliefert wiederholt, daß bestimmte Personen, die nach ihrem Tode keine Ruhe fanden oder wegen Übeltaten in das Gebirge verwunschen wurden, den Anlaß zur Entstehung der Sagengealt gegeben hätten⁶¹⁾. Und es ist durchaus nicht unmöglich, daß tatsächlich eine geschichtliche Person mit Namen Rübezahl am Anfange der Entwicklung steht, die nach ihrem Tode zum Schreckgespenst wurde, dann koboldartige Züge annahm und endlich sich mit dem früher namenlosen Berggeist vermischte, der so zu seinem Spottnamen kam und gleich den Flurgeistern jeden bestraft, der ihn bei diesem Namen nennt. Und so erklärt sich das merkwürdige Zwitterwesen Rübezahl nicht allein als eine Verkörperung der landschaftlichen Gegensätze des Riesengebirges, sondern auch aus der Verbindung des Berggeistes mit dem koboldartigen Flurgeist. Das einmal wächst Rübezahl in riesiger Größe vor dem Wanderer auf und straft mit Blitz, Donner, Hagel und Regenguß, das anderemal aber schrumpft er zu einem winzigen, mutwilligen und boshaften Kobold zusammen, der freilich den angerichteten Schaden oft wieder gutmacht, was sonst die Schreckgeister des Waldes nicht zu tun pflegen. Mit dem Berggeist und keineswegs mit dem koboldartigen Flurgeist hängt eine weitere Eigenschaft Rübezahls zusammen, die alt und ursprünglich ist⁶²⁾. In seinem Reiche wachsen heilsame Kräuter und Wurzeln, deren Kraft und Wirkung ihm bekannt ist. Brave Menschen dürfen sie pflücken oder ausgraben. Daher war auch Rübezahl schon lange vor Prätorius der Patron der Wurzel männer, Kräutersucher, und Händler mit Wurzeln, Kräutern und Arzneien, die sein Bild auf ihren Jahrmärktstuden anzubringen pflegten⁶³⁾. Ähnlich haben noch gegenwärtig Geschäfte

⁵⁵⁾ Vgl. Jungbauer a. a. D. S. 8.

⁵⁶⁾ Moepert a. a. D. S. 63, wozu richtigzustellen ist, daß diese Deutung nicht bei Jungbauer S. 8, sondern bei Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde (Leipzig 1926), S. 120 steht.

⁵⁷⁾ J. C. Schuller, Beiträge zu einem Wörterbuche der siebenbürg.-sächs. Mundart, Prag 1865, S. 51. Vgl. J. f. St. XI. 1901, S. 336 Anm.

⁵⁸⁾ Moepert a. a. D. S. 60 f.

⁵⁹⁾ A. Heinke, Die deutschen Familiennamen, 5. Aufl. (Halle 1922) S. 328.

⁶⁰⁾ Vgl. G. Giesemann, Soziologische und psychologische Zusammenhänge in der Sagenforschung (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie IV. 1928, S. 30 f.)

⁶¹⁾ Vgl. Zacher, Annalen S. 104; K. de Wyl a. a. D. S. 83 ff.; Jungbauer a. a. D. S. 30; Peudert, Schles. Sagen S. 177; Moepert a. a. D. S. 93.

⁶²⁾ Vgl. K. de Wyl a. a. D. S. 30 ff., 150 ff.

⁶³⁾ Jungbauer a. a. D. S. 16; Moepert a. a. D. S. 81.

mit Riesengebirgsleinen, z. B. in Prag, die aus Baumrinde und Moos verfertigte Gestalt Rübezahls im Schaufenster oder neben der Eingangstür stehen. Heilkräuter sammelt man nach weitverbreitetem Glauben am besten am Johannistage⁶⁴. Es ist daher verständlich, wenn nach Prätorius der Berggeist bei den Wurzelmännern, Bergleuten und anderen Nutznießern des Gebirges als Dominus Johannes angesprochen wurde und wenn er bei den Tschechen, die besonders am Tage Johannes des Täufers, des Wasserheiligen, zu den Quellen des Gebirges wallfahrteten, zum Pan Jan wurde⁶⁵. Dem Gebrauche des erwähnten Ehrennamens unter den Wurzelgräbern leistete der in alten Sagen überlieferte Glaube Vorschub, daß der Berggeist jene bestraft, welche ihn Rübezahl nennen, und besonders Leute, welche gegen sein Verbot in seinem Graben die Springwurzeln ausgraben wollen, züchtigt. In einem Falle dreht er einem fürwichtigen studiosus medicinae sogar das Genick um, weil dieser den Namen Rübezahl ausspricht⁶⁶.

Dieser dämonische, teuflische Zug stimmt ganz überein mit dem Bild, das die ältesten Überlieferungen vom Berggeist geben, der früh dem Teufel gleichgestellt wurde. In dem Walenbuch des angeblichen Hans Man aus Regensburg von 1580 (?), das Prätorius vor dem Satyrus Etymologicus mitteilt, heißt es geradezu: „Der leidige Satan aber der Rübe-Zahl thut manchen erschrecken . . .“⁶⁷. Dem teuflischen Geist schrieb man die Schuld an der Hochwasserkatastrophe des Jahres 1576 zu, bei welcher die Schleuse der Klause im Lupatal zersprengt wurde und der Klausenmeister sein Leben verlor⁶⁸. Martin Zeiller bemerkt in seinem Itinerarium Germaniae (1632), daß das böhmische Riesen- oder Schneegebirge „voller Teufflicher Gespenst, so die Inwohner den Ribenzahl nennen“, sei und läßt auf der Karte von Böhmen, die seiner Topographia Bohemiae, Moraviae et Silesiae (1650) beigegeben ist, diese teuflischen Gespenster als beschwänzte Gefellen um die Elbequelle herumtanzen⁶⁹. Auch die von Moscherosch (1648) erzählte Sage von den Riesen, die auf dem von Rübezahl bewohnten Gebirge segeln⁷⁰, zeigt den Zusammenhang mit der Teufelsage⁷¹, die so oft erst aus Riesensagen entstanden ist⁷². Denselben Zusammenhang erkennt man in dem auf Rübezahl übertragenen Motiv vom Mittagsgespenst. Zu diesem wurde der Teufel, wenn er auch Züge von Pan und Faunus übernommen hat, wahrscheinlich im Hinblick auf Psalm 91, 6, wo es heißt: „(Daß du nicht erschrecken müßest) vor Pestilenz, die im Finstern schleicht, vor der Seuche, die im Mittage verderbet.“ Schon Kirchenschriftsteller des 6. Jahrhunderts leiteten verschiedene Krankheiten vom Mittagsteufel her; seinetwegen wurden die Kirchen in der Mittagsstunde geschlossen, was heute noch in Italien hier und da geschehen soll⁷³. Die Pest selbst wurde im Mittelalter morbus meridianus (Mittagskrankheit) genannt⁷⁴. Mit Rübezahl haben besonders die männlichen Mittagsgeister der Slawen manche Verwandtschaft. In der Lausitz⁷⁵ und in der Sächsischen Schweiz⁷⁶ ist das Mittagsmännchen ein koboldartiger Redgeist, bei den Tschechen durchstreift der Poledníček, der Mittagsmann, in der Mittagsstunde die Fluren und straft

⁶⁴ Sartori, Sitte und Brauch 3, 224 f.; Buttle, Volksaberglaube, 4. Aufl. S. 78 f., 104.

⁶⁵ Vgl. Moepert a. a. D. S. 50 ff.

⁶⁶ Vgl. K. de Wyl a. a. D. S. 150 ff.

⁶⁷ Zacher, Annalen Nr. 8.

⁶⁸ Ebd. Nr. 6.

⁶⁹ Ebd. Nr. 19.

⁷⁰ Ebd. Nr. 23.

⁷¹ Vgl. Moepert a. a. D. S. 41.

⁷² Vgl. ebd. S. 27 f.

⁷³ Vgl. E. Stemplinger, Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen (Leipzig 1922) S. 62.

⁷⁴ E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit (Berlin 1867) 1, 67.

⁷⁵ Kühnau, Sagen 2, 210.

⁷⁶ Reiche, Sagen 414 f. Nr. 547.

die, welche ihn beschimpfen⁷⁷. Entfernter liegt der auf die gehörnten Mittagsgeister der Antike zurückweisende gehörnte Mittag der Südslawen⁷⁸. Doch herrscht bei den Slawen der an die Sphinx erinnernde weibliche Mittagsgeist vor, der auf deutschem Boden ein merkwürdiges Seitenstück in der Mittagsmutter oder Mittagsmuhme des Rheinlandes hat, welche mit Ziegenfellen bekleidet ist, wobei an den Fellen noch der gehörnte Kopf sitzt⁷⁹. Alle diese Geister sind nichts anderes als Verkörperungen der für die Gesundheit und das Leben des Menschen gefährlichen Mittagssonne des Sommers, besonders im heißen Süden, und teilweise auch Auswirkungen der Traum- und Alpträume, die beim Schlafen in der heißen Mittagssonne häufig auftreten⁸⁰. Für die Rübezahlsage kommt dabei nur das Motiv in Betracht, daß die Mittagsstunde im Volksglauben ein Gegenstück zur Geisterstunde der Mitternacht ist, daß auch in der Mittagsstunde allerlei Zauber waltet und vor allem das böse Treiben des Teufels zu fürchten ist⁸¹.

Teuflische Züge zeigt Rübezahl auch dann, wenn er als Hüter der Bergschätze erscheint. Doch ist er kein Bergwerksgeist, wie man an Stelle des ungenauen „Berggeist“ vieler Sagensammlungen richtig sagen soll, also kein Grubengeist. Diese seinerzeit hauptsächlich von Regell vertretene Ansicht kann heute im allgemeinen⁸² als endgültig abgetan bezeichnet werden. Neben verschiedenen anderen Gründen⁸³ zeigt den wesentlichen Unterschied zwischen dem Berggeist Rübezahl und dem Bergwerksgeist schon der bloße Vergleich zwischen den zwei Sagengruppen, der Rübezahlsage und der Bergmannsage⁸⁴ und den zwei Sagengefallen, etwa Rübezahls mit dem Berggeist des Erzgebirges⁸⁵ oder mit dem Bergmönch des Harzes⁸⁶. Unstreitbar hat aber die Walensage zur Ausgestaltung des Rübezahlsstoffes beigetragen⁸⁷, wenn auch nicht in dem Ausmaße, wie man neuerdings annimmt⁸⁸.

Zusammenfassend kann man über den Sagenstoff vor Prätorius sagen: Ursprünglich war auf dem Riesengebirge ein Berggeist ohne Namen daheim, der Wetter macht, in die Irre führt, Herr der Heilkräuter, Wurzeln und Schätze ist und vielfach als Teufel aufgefaßt wird. Mit diesem Berggeist verband sich schon vor 1500, vielleicht veranlaßt durch seine Eigenschaft des Irreführens, ein ebenfalls irreführender und schreckender Flurgeist mit dem Spottnamen Rübezahl = Rübenschwanz, so daß uns schon in den ersten Zeugnissen der Geist in dieser sonderbaren Mischform entgegentritt.

Diesen Stoff hat Johannes Paul Prätorius (1630–1680) aufgegriffen und in vier Büchern verarbeitet (drei Bände Daemonologia Rubinzalii Silesii, 1662 bis 1665 und Satyrus Etymologicus, 1672). Er ist weit glaubwürdiger, als man früher angenommen hat⁸⁹. Die aus dem Volksmund geschöpften Erzählungen, die er freilich oft erst mit Rübezahl in Beziehung gebracht hat, hat Prätorius selbst durch die Schlußformel „doch genug“ kenntlich gemacht. Von seinen Neuerfindungen sind jene am häufigsten, in welchen er das Motiv der alten Rübezahlsage, daß sich nützliche Geschenke des Berggeistes in Gold verwandeln, in den verschiedensten

⁷⁷ Grohmann, Sagen S. 111.

⁷⁸ Urquell 3 (1892) S. 202 f.

⁷⁹ Zaunert, Rheinlandsagen (Jena 1924) 2, 239.

⁸⁰ Vgl. Miv. 1 (1898) 81.

⁸¹ Vgl. Jungbauer a. a. D. S. 18.

⁸² Nur das Unterhaltungsbändchen „Rübezahl und sein Reich“ von Joseph Klapper (Breslau 1925) stellt den Bergwerksgeist in den Vordergrund.

⁸³ Vgl. K. de Wyl a. a. D. S. 73 ff., 83 ff.; Jungbauer a. a. D. S. 9 ff.; Moepert a. a. D. S. 9 ff., 81 ff.

⁸⁴ J. B. Quenjel, Thüringer Sagen S. 106 ff.

⁸⁵ Sieber, Sächsische Sagen S. 158 ff.

⁸⁶ Derselbe, Harzland-Sagen S. 297 ff.

⁸⁷ Vgl. Jungbauer a. a. D. S. 12 ff.

⁸⁸ J. B. Moepert S. 41 ff.

Formen immer wieder vorführt. Aus den 241 Erzählungen des Prätorius gehört ungefähr ein Drittel in diese Gruppe⁸⁹). Außerdem verband er mit dem Rübezahlstoff die Sage vom wilden Jäger, die Wassergeistersage, die Faust- und Schwarzkünstlerfrage, die Rattenfängersage und allerlei Volksschwänke, flocht Satiren gegen einzelne Stände, gegen Junker, Soldaten, Bucherer und Juden und gegen die Feinde des lutherischen Glaubens ein und gestaltete durch die Bezugnahme auf Personen und Ereignisse, auf die politischen und sozialen Verhältnisse sein Werk zu einem Spiegelbild Deutschlands nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges⁹¹).

Seit Prätorius ist die Rübezahlsage nicht mehr aus der literarischen Überlieferung geschwunden. Aber auch im Volke lebten die alten Sagen weiter, worüber wir allerdings nur dürftige Nachrichten besitzen, z. B. Eintragungen in den Fremdenbüchern der Gastwirtschaften des Riesengebirges, die bereits zu Ende des 17. Jahrhunderts in Gebrauch kamen, wofür aber auch die Sagensammlungen des 18. Jahrhunderts Belege sind⁹²). Von größter Bedeutung für die Entwicklung der Rübezahlsage wurden die fünf „Legenden von Rübezahl“, die J. A. Mufäus im zweiten Bändchen seiner „Völkermärchen der Deutschen“ (1783) veröffentlichte. Trotzdem er im Sinne der Aufklärung den Stoff verstandesmäßig und spöttisch-satirisch gestaltete, den Berggeist zu sehr vermenschlichte und zuweilen sogar zu einer lächerlichen, unmöglichen Figur herabdrückte⁹³), fanden diese Legenden eine starke Verbreitung und Nachahmung und haben auf den heutigen Volksglauben beträchtlich eingewirkt. Dieser erhielt bis in die neueste Zeit immer wieder von seiten der Literatur, Kunst und Wissenschaft, die sich fortwährend mit dem Rübezahlstoff beschäftigte und ihn in der verschiedensten Weise verwertete, neue Nahrung und Stärkung. Dabei ist deutlich zu erkennen, wie der Rübezahlstoff in der Volksüberlieferung bis zur Gegenwart mehrfache Wandlungen erfuhr und sich den Anschauungen und Verhältnissen einer neuen Zeit angepaßt hat. Vor allem macht sich in der heutigen Überlieferung ein erotischer Einschlag bemerkbar. Von einem Verhältnis des Berggeistes zum weiblichen Geschlecht weiß die alte Volksage nichts, und bei den zwei in Betracht kommenden Erzählungen des Prätorius (Rübezahl buhlet mit einem Weibe, Rübezahl schwängert eine Obristin) handelt es sich um eigenmächtige Übertragungen oder Erfindungen des Schriftstellers. Erst durch Mufäus wird das Motiv dauernd eingeführt. Und so erscheint im Volksglauben der Gegenwart Rübezahl nicht allein verheiratet, wobei seine Frau meist nach Mufäus Emma heißt, in einem Falle aber das Laubweibchen ist, sondern er hat auch eine im Teiche wohnende Tochter und zeigt sich sogar als großer Mädchenverehrer, weshalb er gern zum Tanz in die Dörfer geht⁹⁴).

Diese neuen Züge stehen wohl im stärksten Gegensatz zu dem Berggeist und Wetterherrn, der den Anfang der jahrhundertelangen Entwicklung einer Sagen-gestalt bildet, die aus den natürlichen Voraussetzungen der Landschaft erwachsen ist, im Volke ihr eigentümliches Gepräge erhielt, zum „gehobenen Kulturgut“ wurde und durch das Zusammenwirken von Kräften aus der Oberschicht und aus dem Volke ihre weitere Formung erfahren hat.

⁸⁹) Den Nachweis lieferte K. de Wyl mit seiner gediegenen Untersuchung.

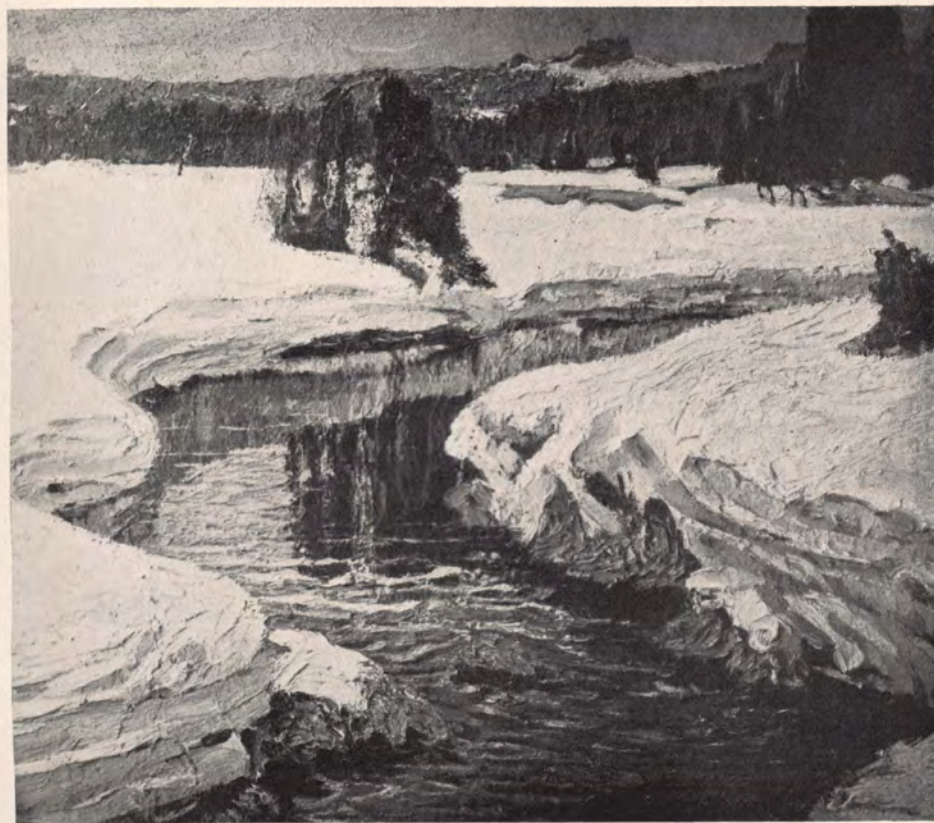
⁹⁰) Vgl. Jungbauer a. a. O. S. 20 f.

⁹¹) Vgl. ebd. S. 28 f.

⁹²) Vgl. ebd. S. 30.

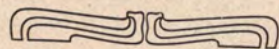
⁹³) Vgl. ebd. S. 30 ff.

⁹⁴) Vgl. ebd. S. 41 f.



Rudolf Engmann

Tauwetter im Isermoor



Johann von Neumarkt

Von Joseph Klapper, Breslau

I.

Als König Ottokar II. die großzügige Siedlungstätigkeit in Böhmen, der Grafschaft Glatz und dem Leobschützer Lande durchgeführt hatte, war die deutsche Gemeinschaft in den Sudetenlanden zwar tatsächlich begründet, aber jene Kaufleute, Handwerker und Bauern des 13. Jahrhunderts kannten noch kein Gefühl der Zusammengehörigkeit, und niemand dachte in jenen neu-besiedelten Gebieten daran, daß hier von nun an auch gemeinsame deutsche Bildungsaufgaben zu lösen seien. Ein einziges gemeinsames Bildungsgut allerdings war schon in das Bewußtsein der neuen städtischen Gemeinden getreten; das gleiche deutsche Recht verknüpfte sie untereinander, und über seine Auslegung und Handhabung tauschten sie gegenseitig ihre Meinungen aus.

In der Zeit der luxemburgischen Herrscher wird der zweite Schritt zur Eini-gung getan. Johann von Böhmen und Karl IV. haben gewiß nicht die Absicht gehabt, den deutschen Siedlern eine Vormachtstellung über die bodenständigen slawischen Bewohner ihrer Lande zu sichern, aber die Hausmachtpolitik der Luxem-burger führte von allein dazu, daß auf der einen Seite der polnische Einfluß in Schlesien bewußt bekämpft ward, und daß anderseits bei dem Versuche, am Prager Hofe eine in Lebensführung und Lebensgefühl ausgeglichene Hofgesellschaft zu schaffen, der deutschen Sprache und der deutschen Bildung die Führerrolle, wenigstens für drei Menschenalter, zufiel. Aber diese deutsche Bildung war nicht mehr die der ritterlichen Gesellschaft des Mittelalters. Sie war wesentlich anders geworden. Die Verwandtschaftsbeziehungen der Luxemburger zu dem französischen Königs-hofe und der lebhafteste Verkehr mit der päpstlichen Kurie in Avignon öffneten neue Wege für Fremdeinflüsse in der Baukunst, der Malerei und der Buchkunst. Prag war zu einem Kulturmittelpunkte geworden, an dem sich die geistigen und künst-lerischen Strömungen vereinigen konnten, die aus Paris und Avignon nach Böhmen fluteten. Als König Johann von Böhmen 1346 in der Schlacht von Crécy im Dienste Frankreichs gegen England kämpfend seinen Tod fand, war die Schlacht selber zum Merkzeichen einer neu anbrechenden Zeit geworden; die Ritter waren den Kanonen unterlegen. Johann hatte sich mit französischen Höflingen umgeben; in Frankreich schreibt man seit 1337 keinen Ritterroman mehr. Die illustrierte Chronik ist an seine Stelle getreten. Der bedeutendste Chronist der Zeit, ein Vor-gänger Froissards, ist Jean le Bel (1290—1370). Karl IV. studiert in Paris; hier und in Avignon wird er mit den Werken und dem Geiste des hl. Augustinus bekannt. Als er nach Prag zurückkommt, arbeitet er zielbewußt daran, daß die Hauptstadt seines Reiches ein Mittelpunkt der neuen Bildung wird. Schon im 13. Jahrhundert hat hier eine Theologieschule bestanden. Auf Karls Bitte genehmigt Papst Klemens VI. am 26. Januar 1347, daß in Prag eine mit gleichem Rechte wie Paris und Bologna ausgestattete Universität eröffnet werde, an der Theologie, Recht, Medizin und die philosophischen Wissenschaften vertreten sind. Schon am 30. April 1344 hat Klemens VI. das Bistum Prag zum Erzbistum erhoben. Von nun an braucht sich der böhmische Herrscher nicht mehr, wie es ihm in Breslau zugestoßen war, als Königlein verhöhnen zu lassen, weil er keinen Erzbischof besitze, der ihn krönen könne. Arnestus von Pardubitz wird der erste Erzbischof; in der zeitgenössischen Lebens-beschreibung, die der Dechant des Wischehrad Wilhelm schreibt, wird Ernst von Pardubitz als ein mit hohen geistigen Gaben ausgestatteter, literarisch gebildeter Prälat geschildert, der hohes Diplomaten Geschick mit einem streng monchischen Lebenswandel verbunden habe. Nach dem Tode Papst Innozenz VI. war er so-gar eine Zeitlang als dessen Nachfolger in Aussicht genommen; er starb im Rufe der Heiligkeit. Begraben ward er nach seinem Wunsche in der Kirche der Johanniter

zu Glas, der heutigen Pfarrkirche; hier ist er auch erzogen worden. Arnestus war der erste Kanzler der Universität; der Kanzler des Erzbischofs aber las an dieser Universität als erster über Kirchenrecht.

Schon 1341 wird der Plan zum Bau des neuen, dem hl. Veit geweihten Doms entworfen; 1344 wird der Grundstein zur Kathedrale gelegt. Prinz Karl hat aus Avignon den Architekten Matthias von Arras mitgebracht, der bis zu seinem Tode 1352 den Bau leitete. Nüchtern steigt der untere Teil des Veitsdomes empor. Die Fortsetzung des Baues liegt von 1356 an in der Hand des Peter Parler aus Gmünd; der obere Teil ist reicher ausgestattet. Im Triforium, das nach alter, in dieser Bauzeit sonst nicht mehr geübter Überlieferung beibehalten wird, finden die farbigen Brustbilder Karls, seiner Gemahlinnen, des Erzbischofs Arnestus und anderer bedeutender Zeitgenossen Aufstellung. Im Jahre 1372 wird der Veitsdom eingeweiht. Er wird heute in alter Pracht wiederhergestellt. Wie er einst wirkte, davon geben die sonderbar gedruckenen und doch edlen, von starker Individualität belebten Malereien und die Mosaikauskleidung der Wenzelskapelle eindrucksvolles Zeugnis. Schüler Peter Parlers bauen die Teynkirche und in der Zeit König Wenzels die Karlsbrücke. Seit 1348 erstet die Prager Neustadt. An der Grenze zwischen Alt- und Neustadt aber steht die Universität.

Von seinem Dombaumeister Matthias von Arras läßt Karl im Jahre 1348 auf einem Kalkfelsen bei Beraun den stolzen Karlstein bauen; der Bau wird 1357 beendet. Nach der neuzeitlichen Wiederherstellung machen die meisten der Innenräume einen nüchternen Eindruck; nur dürftige Reste und Trümmer der alten Ausstattung sprechen von dem einstigen Prunk, der hier entfaltet ward. Wie im Prager Dome begegnen Gold, Edelsteine und die kraftvollen, so naturwahren Gestalten der gotischen Ausmalung in der Marien- und Katharinenkapelle, vor allem in der 1365 eingeweihten, heute so prunkvoll erneuerten Heilige-Kreuz-Kapelle des gewaltigen Hauptturms, wo die Reichskleinode und das Archiv des Kaisers hinter vier von achtzehn Schlössern gesicherten Türen verwahrt ruhen. Hier war auch eine bevorzugte Stätte für die Kreuzreliquie geschaffen, die kostbarste der zahllosen Reliquien, die Karl in seiner Hauptstadt sammelte und die ihr die Weihe einer Metropole der Christenheit geben sollten. Von der Erhabenheit des Ortes, an dem die Reichsinsignien neben den ehrwürdigsten Symbolen der Christenheit gehütet wurden, spricht zu uns die wundervolle Szene in der Heilige-Kreuz-Kapelle, die Raabe in die Erzählung von „Des Reiches Krone“ eingeflochten hat.

Prag besaß längst eine einheimische Malerschule; aber eine Malerzede wird erst 1348 gegründet. Die Gründungssagen sind in deutscher Sprache abgefaßt; der Kern der Malergemeinde war also deutsch. Die Stileinflüsse kommen zunächst vom Oberrhein; Nikolaus Wurms, der eine der beiden hervortretenden Maler stammt aus Straßburg; der andere und bedeutendere, Meister Theoderich, wird wohl gebürtiger Prager sein. Er hat die königliche Kapelle auf dem Karlstein ausgeschmückt. Wenn man bei ihm noch nicht so deutlich die neue Stilart wahrnehmen kann, so sind Einflüsse der Schule Giotto's und Sienas in den Wandmalereien der Marienkapelle und den Tafelbildern der Kreuzkapelle unverkennbar; doch bekundet diese Malerei eine meisterhafte Verschmelzung von Naturwahrheit voll Ernst und Kraft mit idealer Gestaltung; hier finden wir die bezeichnenden Züge für die neue böhmische Malerei.

In der Buchausstattung wird nun die Prager Illuminatorenschule führend. Der Einfluß Avignons, das einen großen Teil des Buchmarktes schon vorher beherrscht hatte, ist besonders ersichtlich in den Kleinmalereien der Drolleries, mit denen die Randleisten ausgestattet werden, und in der Naturtreue der Pflanzenornamente. Die geistliche Umgebung des Kaisers wetteifert geradezu in Anregungen und Aufträgen für solche Prunkhandschriften; schöne, beherrschte Sinnlichkeit und würdige Frömmigkeit halten sich hier die Wage.

So war dem Bildungstreben der Hofgesellschaft wie des Bürgertums eine neue Bahn gewiesen; die Geburtsstunde der Neuzeit war auch in Böhmen angebrochen. Aber daß hier auf dem durch deutsche Arbeit erschlossenen neuen Kulturboden nicht einfach französisch-italienische Bildung nachgeahmt wird, wie Jahrhunderte später in der Aufklärungszeit, verdankt Böhmen anderen starken Einwirkungen. Noch um 1330 lag die Gefahr bloßer Nachäffung nahe; die *Annales Aulae Regiae*, die königsaalen Jahrbücher, fassen die Klage über die Neuerungsucht der Zeit in den Satz zusammen: „Hier hat das landläufige Sprichwort seinen Ursprung: Wie ein Affe benimmt sich der Böhme; was er andere tun sieht, tut er auch.“ Der lebendigen Berührung mit dem jungen Humanismus Italiens verdankt die Prager Kultur, daß die neuen Ansätze zu edler Gesellschafts- und Kunstpflege erweitert und emporgehoben wurden in ein neues Weltgefühl, in Ahnungen und Träume, an deren Verwirklichung das übrige deutsche Land in kraftloser Selbstbescheidung schon längst nicht mehr glaubte.

In Italien hatte schon ein Menschenalter vorher Dante die Sprache des Volkes über die lateinische Sprache gestellt und als edelstes Mittel der Dichtkunst gepriesen. Er hatte die Unverjährbarkeit der Ansprüche seines Volkes, das göttliche Anrecht Italiens auf die Führerrolle unter den abendländischen Völkern verkündet. Und nun machte Petrarca in genialer Anlehnung an die Stilmuster der römischen Antike die lateinische Sprache fähig zum Ausdruck leidenschaftlichen Gefühls wie gewandt vorgetragener Bildungsinhalte. Rom erlebt am Ostertage 1341 das Schauspiel, daß der Künster der Liebe zum Vaterlande die Dichterkrone auf dem Kapitol empfängt. Neben dem in Gefahrzeiten lebenslang zurückhaltenden Dichter aber steht der Enthusiast der Tat, Cola Rienzo, der Ritter des Heiligen Geistes, der Tribun des römischen Volkes, der am 8. Oktober 1354 dem politischen Traume, der Welterneuerung unter Roms Führung zum Opfer fällt. Die religiöse Weihe erhält die neue Geistesbewegung Italiens durch das Aufblühen einer in den Gedanken des hl. Augustinus wurzelnden Frömmigkeit. Während in den Kreisen der spiritualistischen Franziskaner Ahnungen von der Fülle der Zeiten die politische Bewegung fördern, beleben klare, ruhige, zielstrebige Menschen, wie der Bologneser Rechtslehrer Johannes Andreae aufs neue den Kult des hl. Hieronymus, der wegen seiner unübertroffenen sprachlichen Fähigkeiten und seiner unerschöpflichen Schaffenskraft als Schriftsteller zum Schutzheiligen der neuen gelehrten Welt erhoben wird, und der neben dem hl. Augustinus, den Karl IV. bereits in Frankreich in seiner Jugend hochschätzen gelernt hatte, in dem nun besonders begünstigten Augustiner-Eremiten-Orden eine besondere Stätte der Verehrung findet. Eines der deutschesten Bilder, Hieronymus im Gehäus von Albrecht Dürer, ist die volksmäßig-deutsche Übertragung der Bilder des Heiligen mit dem Kardinalshute und dem Löwen, wie sie in Italien in jener Frühzeit des Humanismus, hauptsächlich von Johannes Andreae († 1348), verbreitet werden.

Cola Rienzo kommt 1350 nach Prag, wo er in Schutzhaft bis 1352 lebt; von Karl IV. erhofft er die Verwirklichung seines Kaisertraumes. Der Römerzug Karls knüpft längst angespannte Beziehungen zu dem vergötterten Petrarca enger. Wenn Karl auch die dunkle, mystische Seele Colas nicht verstanden hat, das Bild des toten Volkstribuns wird ihm doch bei seinem Einzuge in Rom vor den Augen gestanden haben; Erneuerung der kaiserlichen Macht, Wiederherstellung ihrer Weltgeltung sind auch die Leitsterne seiner Prager Kulturpolitik gewesen.

II.

An der Seite des Kaisers steht in diesen entscheidenden Jahren ein Mann, dem die Aufgabe zufällt, die Ströme des jungen italienischen Humanismus herüber nach Prag zu leiten, Kanäle zu schaffen, in denen sich die italienische Stil- und Sprachform mit ihrer Gedankenwelt durch das Land ergießen kann.

Vermittler von Kulturgütern fremder Nationen brauchen weder Genialität noch Tiefe. Je treuer sie das Fremde wiedergeben, je mundgerechter und für die Bedürfnisse des eigenen Volkes angemessener sie das Fremde auswählen und anpassen, desto stärker wird ihre Wirkung sein. An die Stelle schöpferischer Kraft tritt hier ein naiver Glaube an den unvergleichlich hohen Wert des Kulturgutes, das sie bringen; ein hohes Bewußtsein von der Aufgabe, die man erfüllt; ein persönlicher Stolz auf die Rolle, die einem durch das Vermittleramt zufällt, und Vertrauen auf die eigenen Fähigkeiten; kluge Gewandtheit in der Ausnützung aller Möglichkeiten, wie sie durch Zeitneigung und Modelaune geboten werden; Meisterschaft des Wortes und gesellschaftlicher, weltmännischer Takt.

Der Mann, der mit diesen Gaben ausgestattet der vollendete Spiegel der Geistigkeit der Prager Gesellschaft geworden ist, ist des Kaisers Kanzler Johann von Neumarkt. Er hat durch die starke Wirkung, die von ihm ausging, den Bildungsgang des gesamten Deutschlands der Sudetenlande und darüber hinaus für die nächsten hundertfünfzig schicksalsschweren Jahre vorgezeichnet und, was uns heute noch wertvoller erscheint, in diesen Landen, die damals zu einer politischen Einheit neu zusammengefaßt wurden, das Bewußtsein ihrer Bildungseinheit begründet.

Johann ist um das Jahr 1310 als deutscher Bürgersohn in Hohenmauth geboren. Die Stadt, die von Chochen 8 km, von Leitomischl 16 km entfernt ist, liegt in saftigem, welligem Wiesenlande und bietet noch heute mit ihren drei großen Stadttürmen, dem massigen Vogteiturm und dem rechteckigen geräumigen Markte das echte Bild einer deutschen Kolonistenstadt des 13. Jahrhunderts. Deutsch waren Verfassung und Recht; weit überwiegend deutsch waren die Familien, die für den Rat und die Schöffen die Mitglieder stellten. Noch im Jahre 1395 stellt König Wenzels Unterkanzler Blachnico de Weytemule für den König den Bürgern eine deutsche Schulverschreibung aus. Aber der Wandel des Stadtnamens deutet die Geschichte ihrer Bewohnererschaft an. Aus der königlichen und Leihbedingstadt Alta Muta, zur hohen Mautte, die als Mautfeste an der von Prag nach Schlesien führenden Landstraße am erhöhten Ufer des Flüsschens Loučna erbaut ist, ist heute Byškové Myto geworden, und unter den 10 000 Einwohnern zählt man kaum noch 300 Deutsche. Über Johanns Jugendjahre wissen wir nichts. Seine Angehörigen sind aus gelegentlichen Urkundennotizen, vornehmlich aus seinem Briefmusterbuche, der heute als Cancellaria Johannis Noviforensis bekannten Sammlung, nachweisbar; hier handelt es sich, soweit noch lebende Familienmitglieder in Frage kommen, vorwiegend um Johanns Verwandtenkreis aus den siebziger Jahren. Vater und Mutter sind um diese Zeit längst tot; aus den Totenbüchern des schlesischen Zisterzienserklosters Heinrichau und des Nachbarlosters von Heinrichau Camenz erfahren wir ihre Namen Nikolaus und Margaretha. Sein jüngerer Bruder Matthias wird uns noch öfter begegnen. Außer ihm hat er mehrere Schwestern; eine ältere Schwester ist an den Hohenmauther Stadtrichter Rudolfus (Rudlinus) Rott verheiratet; ihr Sohn Johann ist wohl der Verwandte, der am meisten die Förderung des angesehenen Oheims erfahren hat; im Jahre 1394 ist er ein bedeutender Lehrer und Dekan an der Prager Universität. Aber auch andere Verwandte werden von dem späteren Bischof und Kanzler genannt und gefördert. Irgendwie kommt der junge Kleriker, der natürlich in Prag seine Ausbildung erhalten haben muß, in Beziehung zu der dem lausitzischen Uradel entsprossenen Familie der Pannwitz, die schon zu jener Zeit in Schlesien und der Grafschaft Glatz reich begütert ist. Drei Brüder Pannwitz, Nikolaus, Wolfram und Johann, nennt er als seine besonderen Wohltäter in seiner hilflosen Lage in der Jugendzeit: „Der Herr der Heerscharen hat mir Euch, da es mir noch schlecht erging (sub minore nostra fortuna), zu Gönnern gegeben, und ich hatte keine Zufluchtsstätte und keinen Beschützer mir zum Troste als Eure ehrwürdige Person (den späteren Breslauer Domkustos Nikolaus Pannwitz); in Eurem Schoße wie in der Obhut eines teuren Vaters,

an Eurem Herzen ward mein Leben froher, ruhiger und glücklicher.“ So schreibt Johann im vorgerückten Alter an den erkrankten väterlichen Freund. Wolfram Pannwitz, der uns ständig im Gefolge Johanns von Böhmen und des Markgrafen Karl begegnet, läßt sich von Karl mit dem Patronatsrechte der Kirche von Kengersdorf in der Grafschaft Glatz belehnen, die Stadt Braunau von Johann verpfänden und wird am 6. Juli 1341 Burggraf von Glatz. Nikolaus Pannwitz erhält am 1. Februar 1341 von Markgraf Karl als dessen Kaplan, Doktor des Kirchenrechts und Breslauer Domherr zum Dank für seine Dienste Rechte auf Güter im Glatzer Lande zugesprochen. Seit dem Jahre 1336 ist nach endgültiger Beilegung der ersten Lehnstreitigkeiten Herzog Bolko II. von Münsterberg Herr von Glatz geworden unter der Oberhoheit Karls. Hier muß auf die Empfehlung der Brüder Pannwitz Johann, der wohl bis dahin als Schreiber (scolaris) in dieser Familie gelebt hat, in den Hofdienst des Herzogs Bolko aufgenommen worden sein; denn seit dem 16. Juni 1340 tritt Johann in den Urkunden Bolkos als Hofnotar auf. Dies ist der erste urkundliche Nachweis aus seinem Leben. In Münsterberg erwirbt er ein Haus und nimmt wohl als ältester Sohn auch seine Eltern zu sich. Den jüngeren Bruder Matthias gibt er zur Ausbildung in das älteste und vornehmste Zisterzienserkloster Schlesiens Leubus. Zu den beiden Münsterberg benachbarten Zisterzienserkloöstern Heinrichau und Camenz, die in den vorangegangenen Zeiten unter Herzog Bolko viel zu leiden hatten, tritt er in freundschaftliche Beziehungen, die durch sein ganzes Leben anhalten. Von nun an ist Johanns Lebensgang gesichert. Ein Jahr nach seinem Übertritt in den herzoglichen Dienst, am 29. Mai 1341, nennt er sich mit seinem vollen Namen Johannes de Altamutha, und jetzt ist er bereits Kanonikus des Breslauer Kreuzstiftes. Am 11. Juni 1341 stirbt der Herzog Bolko; er wird in der Heinrichauer Zisterzienserkirche begraben; seine Gattin Jutta überlebt ihn nur ein Jahr; sie stirbt am 2. Mai 1342 und wird an seiner Seite beigesetzt. Bolkos Nachfolger ist sein Sohn Nikolaus der Kleine (Parvus), der am 11. Juni 1341 den Thron besteigt. Vom 9. August 1341 an nennt sich Johann in den Urkunden Hofprotonotar. Am 6. November 1344 bestellt er als seinen Vertreter in herzoglichen Geschäften den Zisterziensermönch Johann von Wagenrode in einer von dem herzoglichen Notar Johannes von Magnasalina (Großsalze bei Kalbe) ausgestellten Urkunde. Den Grund dafür enthält das Schriftstück selbst; denn hier wird Johann zum ersten Male bezeichnet als discretus vir dominus Johannes de Altamuta, plebanus in Novoforo, prothonotarius incliti principis dei gracia domini Nicolai ducis Slesie et domini in Munstirberk. Er hat also vor kurzem sein neues Amt als Pfarrer in Neumarkt bei Breslau angetreten. Von nun an nennt er sich nach seiner Pfarre mit Vorliebe Johannes de Novoforo oder Noviforensis. Unter diesem Namen ist er in der deutschen Bildungsgeschichte bekannt. Lange und oft wird er in seiner Pfarrei nicht gewesen sein. Das Hofleben bot ihm mehr. Am 13. September 1346 gestattet ihm der Papst, mit der Wahrnehmung der Pfarrgeschäfte Brieger Mönche zu betrauen, und am 16. Oktober 1347 ist er bereits als Notar in der Kanzlei des Königs Karl IV. nachweisbar. Am 11. Januar 1349 erhält er eine Domherrnstelle am Breslauer Dome; dazu kommen noch vor dem 26. Oktober 1351 eine Domherrnpründe in Großglogau, vor dem 14. Juni 1351 eine solche in Olmütz, und am 11. Juni 1353 besitzt er die Anwartschaft auf eine gleiche Stelle am Dome zu Prag. Seit dem 19. September 1352 ist er Protonotar in der Reichskanzlei. Als Cola Rienzo in Prag festgehalten wird, tritt er in persönliche Beziehung zu ihm. Schon ist er erwählter Bischof von Raumburg, da wird das Bistum Leitomischl frei. Am 9. Okt. 1353 wird in Avignon seine Ernennung zum Leitomischler Bistum ausgefertigt. Damit ist er der Diözesanbischof seiner Heimatstadt Hohenmauth geworden. Er gibt mit dieser Ernennung seine bisherigen Kanonikate auf, aber die persönlichen Beziehungen zu dem alten Bekanntenkreise pflegt er treulich weiter. Nach Überwindung gewisser Schwierigkeiten, die seine

Fesselung an den Königshof durch die Protonotartätigkeit verschuldet hatte, wird er endlich im Dezember 1353 geweiht. Schon am 26. Dezember desselben Jahres ist der neue Bischof Kanzler, „oberster Schreiber“, in der Reichskanzlei. In dieser Stellung begleitet er seinen König auf der Romfahrt. Der Weg führt von Regensburg über Udine, Aquileja, Padua, Mantua, wo Petrarca eine Woche lang der Gast Karls ist, nach Mailand, Piacenza und Pisa, wohin der Prager Erzbischof mit Karls Gemahlin nachreist. Über Lucca und Siena trifft der Zug am 2. April, dem Gründonnerstage, in Rom ein, wo am Ostermontage 1355 die Krönung durch den päpstlichen Legaten vollzogen wird. Johann von Neumarkt hat daheim zu seiner Vertretung in bischöflichen Handlungen seinen Bruder Matthias zurückgelassen, der aber erst am 31. Juli 1355 unter dem Titel eines Bischofs von Trebinje zum Weihbischof in Leitomischl ernannt wird. Diese Würde hat er bis zu seinem Tode am 1. April 1370 bekleidet. Am 3. Juli 1355 ist Karl wieder von seinem Krönungszuge heimgekehrt. Johann von Neumarkt hat nun Gelegenheit gehabt, die in Italien aufgetauchten Kulturschätze mit eigenen Augen zu bewundern und mannigfache Kostbarkeiten von dort heimzubringen; begeistert preist er in kirchlichen Wendungen dieses Ereignis: *Salve festa dies toto venerabilis evo, qua gressus meos versus felicem Italiam lineavi!* Auch Petrarca ist er wohl schon damals persönlich entgegengetreten; im Jahre 1356 ist der gefeierte Dichter in Prag. Ein lebhafter Briefwechsel hält die Beziehungen aufrecht. Unter den Briefen über Privatangelegenheiten Petrarca's (epistolae de rebus familiaribus) sind vorhanden vierzehn an Kaiser Karl, einer an die Kaiserin, zwei an den Erzbischof Arnestus und acht an Johann von Neumarkt; dieser aber feiert Petrarca als seinen teuersten Freund und nennt ihn *timende magister et domine venerande*. In überschwenglichen Lobpreisungen buhlt er um die Gunst des führenden Humanisten; nach Möglichkeit ahmt er seinen Briefstil nach. In Italien hat er sich der Verehrung des heiligen Hieronymus zugewandt. Von dort bringt er wohl auch das Exemplar der lateinischen, dem hl. Augustinus zugeschriebenen Selbstgespräche der Seele mit ihrem Gotte, *Soliloquia animae ad deum*, mit, das er in des Kaisers Aufträge übersetzen wird; seit dieser Zeit ist er auch der unermüdliche Förderer der Augustiner-Eremiten, denen er in Leitomischl ein Kloster gründet. Schon am 29. September 1357 können die Mönche in der noch heute bestehenden Kapelle der hl. Margaretha den ersten Gottesdienst halten. Für die eigentliche Klosterkirche erbittet er von dem französischen Kronprinzen eine Partikel des Heiligen Kreuzes. Für dieses Kloster hat er noch in seinem Testamente gesorgt. Aber die Leitomischler Einkünfte reichen bald für seine Lebensführung nicht mehr aus. Als Arnestus von Pardubitz am 30. Juli 1364 stirbt und der Olmützer Bischof Odo von Wlaschitz sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Prag wird, erbittet Kaiser Karl die Olmützer Stelle beim Papste für seinen Kanzler. Am 23. August 1364 ernennt ihn Papst Urban V. zum Bischofe von Olmütz. Auch in seiner neuen Würde bleibt er Leiter der Reichskanzlei. Als Gründung des Markgrafen Johann von Mähren ersteht in Olmütz schon am 9. November ein neues Augustiner-Eremiten-Kloster; der Bischof hat diese Gründung gewiß längst vorher mitangeregt. Nun werden die Generalkapitel der Diözese auf den Hieronymustag verlegt, um den Heiligen dadurch zu ehren. Am 1. Mai 1365 wird der Bischof mit der Würde eines Grafen der königlichen böhmischen Kapelle ausgezeichnet (*comes regalis capellae Boemiae*) und diese Würde bleibt auch seinen Nachfolgern zugesichert. Er übernimmt damit die Verpflichtung, den Gottesdienst in der Palastkapelle auf dem Karlstein zu überwachen. Von jetzt an wird er durch die vielseitige Verwaltungsarbeit in seinem Sprengel, auch durch mannigfache Streitigkeiten, in die sein Domkapitel verwickelt ist, in Anspruch genommen. Das führt wohl zu langfristiger Abwesenheit von Prag. Im Jahre 1374 scheint ihm der Kaiser seine Gunst entzogen zu haben; der Bischof klagt über diesen Stimmungsumschwung, über seine mangelhaften Einkünfte, die ihm den Auf-

enthalt am kaiserlichen Hofe verbieten; er klagt auch über das Nachlassen seiner Kräfte und ein zunehmendes Augenübel. So verbringt er, durch jüngere und regsamere Hofbeamte verdrängt, den größten Teil des Jahres auf seiner Burg Mödritz oder in seiner Besitzung in Kremsier, soweit er nicht in Olmütz festgehalten ist. Dem alternden Manne, der, an eine glänzende Gesellschaft gewöhnt, nun seine Kraft in den zunehmenden Streitigkeiten in Olmütz verzehrt, wird die Stelle, die er bekleidet, zur Last. Als in Breslau das Ableben des ihm befreundeten Bischofs Prezlaus von Pogarell vorausszusehen ist, bemüht er sich um die Zusage der Nachfolge auf dem Bischofsstuhle dieses „goldenen Bistums“. Prezlaus stirbt am 6. April 1376. Der Kaiser fördert die Bewerbung seines einstigen vertrauten Kanzlers, aber die Ernennung zieht sich hinaus. Karl stirbt inzwischen am 29. November 1378. Am Anfange des Jahres 1380 schreitet das Breslauer Kapitel zur Wahl; sie fällt auf Johann von Olmütz. Doch noch ehe er in seine neue Diözese übersiedeln kann, überrascht ihn der Tod. Am Weihnachtsabend des Jahres 1380 ist der etwa Siebzigjährige in Olmütz gestorben. Nach seinem Wunsche ward er in dem von ihm gegründeten Augustiner-Eremiten-Kloster in Leitomischl beigesetzt.

III.

Ein ruheloses, an äußeren Erfolgen reiches Leben war beschloffen. Die Bedeutung dieses Lebens liegt nicht in der kirchlichen oder staatlichen Laufbahn, die hier durchschritten worden ist; sie liegt in der zielbewußten Pflege neuer literarischer, religiöser und sprachlicher Strömungen am kaiserlichen Hofe. Johann von Neumarkt ist der Begehrter, der Sammler, der Vermittler, der dem neuen Geistesgute auch ein lockendes, kunstvolles Gewand zu geben vermag und die Schriften, in denen es beschloffen ist, durch deutende Übersetzungen in die Landessprache erst der schöngestigen Hofwelt erschließt. Ohne Unterlaß vermehrt er seine Bücherei und macht sie so zu einer der bedeutendsten Sammlungen seiner Zeit. In Leitomischl, in Kremsier und auf seinem Schlosse in Mödritz unterhält er fast immer Schreiber, die ihm Handschriften abschreiben und schmücken. Seine Neigung gehört den zeitgenössischen Werken Italiens. Er besitzt Dantes göttliche Komödie, er läßt den Fürstenspiegel (*Liber de regimine principum*) des Aegidius Colonna († 1316) und die Evangelienpredigten (*Evangelia dominicalia*) des durch seinen musterhaften Stil berühmten Augustiner-Eremiten Simon Fidatus de Cassia († 1348) abschreiben. Dafür gibt er viel Geld aus. Den zum Lobe des heiligen Hieronymus von dem Rechtslehrer Johannes Andreae († 1348) zusammengeschriebenen *Liber Hieronymianus* verbreitet er in der vornehmen Hofgesellschaft. Die wohl auf seine Anregung, vielleicht sogar unter seiner Mitarbeit im Sinne der neuen Redekunst umgearbeitete und erweiterte Lebensbeschreibung des heiligen Landespatrons Wenzel läßt er mit Bildern versehen. Auch von anderen Werken, denen er seine Neigung zuwandte, haben wir Nachricht. Von der Pracht der in seinem Dienste gepflegten Buchausstattung zeugen zwei Handschriften, deren Text er selber zusammentrug. Im Museum in Prag wird sein Reisebrevier, der sogenannte *Liber viaticus* als eine der herrlichsten Miniaturhandschriften Böhmens aufbewahrt; das Buch ist wohl noch vor 1355 entstanden; und die Kapitelsbibliothek in Olmütz besitzt in Johanns Meßbuch einen ähnlichen Schatz.

Die Handschriften seiner eigenen Übersetzungen wird er gewiß mit gleicher Sorgfalt haben ausstatten lassen. Zwischen 1358 und 1363 verfaßt er auf Wunsch seines Kaisers die für die Geschichte der deutschen Hochsprache so bedeutsame Übersetzung der dem hl. Augustin zugeschriebenen *Soliloquia*, denen er den Titel „Buch der Liebfosung“ gibt. In kühner wortschöpferischer freier Wiedergabe sucht er hier an den rhetorischen Schwung des lateinischen Vorbildes heranzureichen. Betrachtungen über Gottes Unendlichkeit, Erhabenheit und seine Gnade wechseln mit Lobpreisungen, die ein Sichversenken, eine volle Hingabe der Seele an Gott

künden. Ein durchaus unmittelbares Verhältnis zwischen Gott und Menschenseele ist hier der entscheidende Wesenszug, und wenn auch nichts von dem schroffen Augustinismus der Gnadenwahl darin zu spüren ist, so sind es doch Gedanken Augustins, die hier dem religiös gestimmten Menschen erschlossen werden in einer Sprache, deren Rhythmus und kühner Ausdruck den Leser zum Beter werden läßt.

Als Bischof von Olmütz widmet er seinem Kaiser eine neue Arbeit, die Zusammenstellung von drei lateinischen Briefen, die dem hl. Eusebius, Augustinus und Cyrillus zugeschrieben wurden und den Tod, die Lehren und Wunder des hochverehrten Hieronymus behandeln. Dem überschwenglichen Lobe des Heiligen sind hier novellenartig ausgespinnene Wunderberichte eingeflochten, die sehr wohl als eine lateinische Vorstufe der nun neu erblühenden italienischen Novellistik angesehen werden können, auch hinsichtlich der seelischen Verfeinerung und der teilweise gewagten Situationen, die hier angedeutet werden. Zu diesem lateinischen bekannten Schriftstellern entlehnt, verfaßt er gegen 1377 eine deutsche Übersetzung, die er nun der Markgräfin Elisabeth, der Witwe Johanns von Mähren, widmet. Diese beiden deutschen Übersetzungen des Kanzlers, besonders das Hieronymusleben, haben sich in zahlreichen Abschriften in Hof- und Klosterkreisen verbreitet; von dem Hieronymusleben sind noch heute gegen dreißig Handschriften erhalten. Von diesen beiden Werken scheint vornehmlich eine neue, eigenartige Welle der Religiosität gespeist worden zu sein, deren Geist sich am klarsten in den deutschen Gebeten ausdrückt, die Johann und sein Kreis für die gebildete Gesellschaft schreiben. Gerade diese Gebete bringen ihm das Lob des Erzbischofs von Prag Johann von Jenstein ein, daß er der tiefste Theologe seiner Zeit sei. Auch hier ist es der Wunsch des Kanzlers, seiner Gönnerin Elisabeth von Mähren zu dienen. Die fürstlichen Frauen lassen sich in Nachahmung des französischen Brauches der Zeit Gebetbücher aus solchen Gebeten zusammenstellen, wie auch die Eremiten und Karthäuser für die Verbreitung in bürgerlichen Laienkreisen sorgen. Die Zahl dieser Gebete Prager Herkunft beträgt nicht ganz hundert. Davon sind unter dem Namen Johanns von Neumarkt überliefert ein Schutzengel- und ein Apostelgebet, Tagzeiten zum Leiden Christi und zum Mitleiden Mariens, zwei Gruppen von Gebeten zur Dreifaltigkeit. Zuzuschreiben sind ihm ferner Umformungen von Stellen aus dem Buch der Liebföhung und aus dem Hieronymusleben. Dazu kommen aus stilistischen Gründen eine Anzahl tägliche, Kommunion- und Mariengebete. Heute muten diese Gebete den Leser recht kühl an. Sie sind eben nicht Ergüsse eines übervollen Herzens, sondern wollen als Kunstwerke gewertet sein, die bei vorsichtiger Abwägung des dogmatischen Ausdrucks auf Eleganz des Wortbildes und rhythmisch gegliederten, oft kühnen Periodenbau sehen, Übersetzungen aus kirchlich anerkannten Theologen, die gleichzeitig als stilistische Muster gelten; Athanasius, Augustinus, Petrus Damiani, Anselm von Canterbury, Bernhard und Bonaventura sind hier vertreten, und auch Johanns selbständige Schöpfungen weisen in Form und Inhalt deutliche Abhängigkeit von diesen Vorbildern auf. Wir müssen auf Grund von Briefstellen bei dem Prager Erzbischof Johann von Jenstein annehmen, daß Johann von Neumarkt auch lateinische Hymnen oder Cantica, vornehmlich zu Ehren Marias gedichtet hat. Sie lassen sich heute noch nicht nachweisen. In einem Briefe an den Prager Erzbischof übersetzt er deutsche Verse auf die Gerechtigkeit, die ein gewisser Johann Frauenlob verfaßt hat, ins Lateinische. Die Neigung für die lateinische religiöse Poesie bekundet er auch in dem Anhang zu dem lateinischen Hieronymusleben; er bittet den Kaiser, diese Auswahl von Lobversen auf Maria vor jeder Messe zu beten. Es sind Stellen aus dem Floridus aspectus des Mönches Hildebert, die er fälschlich Bernhard von Clairvaux zuschreibt, ein Marienlob aus Arator, aus dem Anticlaudianus des Alanus ab Insulis, aus Sedulius und aus den „Tröstungen der Philosophie“ des Boethius. Den Schluß aber bilden Stellen aus dem Hieronymus-

mianus des Johannes Andreae zum Lobe des Lieblingsheiligen. Diese Verse geben uns schon einen Einblick in den Umfang der theologischen Bildung des Kanzlers; auch Ockam, Burley, Papst Gregor den Großen kennt er; und aus klassischer Zeit müssen ihm Werke des Aristoteles, Plato, Cicero, Ovid, Vergil, Horaz, Lukan bekannt gewesen sein; dreimal erwähnt er die deutsche Sagenwelt der Kriemhild.

Eine umfangreiche Summa cancellariae lehrt uns, daß Johann selbst, wohl in seinem Alter, aus seinen Briefen und den Urkundenformeln der kaiserlichen Kanzlei eine Auswahl von Mustern vorgenommen hat. Er hat die kaiserlichen Notare an eine festere Ordnung im Geschäftsgange gewöhnt; diese Notare haben die aus seiner Hand hervorgehenden Schreiben gern zu Mustern gewählt und in privaten Formelbüchern vereinigt und verbreitet. Das zeigen uns mehrere für Johanns Leben und die Kulturgeschichte seiner Zeit unschätzbare Sammlungen solcher Schriftstücke, an denen auch der Olmüzer Offizial Sander und der kaiserliche Registrator Johann von Gelnhausen einen Hauptanteil haben. Wenn bis dahin die lateinische Sprache noch überwiegt, so sehen wir als ein Ergebnis dieser Kanzlertätigkeit Johanns nun ein Anwachsen der deutsch ausgefertigten Urkunden; die Briefe werden von jetzt an vorwiegend deutsch geschrieben.

So ist die Wirkung Johanns von Neumarkt auf seine Zeitgenossen und auf die deutsche Bildung der kommenden Zeit von hoher Bedeutung geworden.

Die Verbreitung seiner Formelbücher in fürstliche, bischöfliche, städtische und klösterliche Kanzleien wird die Voraussetzung für die neue einheitliche Urkundensprache, in der nach dem Vorbilde der feinen deutschen Hofsprache maßvolle Züge oberdeutscher Mundarten mit einer im wesentlichen ostmitteldeutschen Sprache verschmolzen werden. So wird sich Luther später auf den Sprachgebrauch der ober-sächsischen Kanzlei berufen können. Wenn der Stil Johanns in seinen deutschen Werken noch all zu stark unter dem Einflusse Petrarcas und Ciceros steht und in falsch verstandener Nachahmung dieser Vorbilder Häufungen von Worten ähnlicher Bedeutung, Umschreibungen, Umstellungen und langatmige Satzgefüge bevorzugt, so wird wenige Jahre nach seinem Tode, im Jahre 1400, dieser Mann gebrochen und von einem wahrhaft originalen Geiste, der seine Muttersprache in überlegener Freiheit meistert, der „Adermann von Böhmen“ geschaffen als schönstes Zeugnis des Bildungsgehaltes dieser jungen deutschen humanistischen Bewegung. Hier sind Hymettus, Parnassus, Phoebus, Apollo Delphicus, Pegasus, Musen, Pierides nemoris Eneidarum, Mercurius, Ulysses, color Sydoneus und all das gelehrte Flickwerk überwunden, mit dem Johann seinen Stil zu zieren glaubte, und der Weg zu einem nationalen deutschen Stile scheint gebahnt. Hussitenstürme und Späthumanismus, der Buchgelehrsamkeit mit Leben verwechselte, haben dafür gesorgt, daß die Ansätze zerstört wurden und die Verklavung an die Antike von neuem überwunden werden mußte. Daß die Saat, die damals aufging, nicht ganz vernichtet werden konnte, verdankt das deutsche Volk den Nachbarstämmen der deutschböhmisches Lande, Meissen und Schlesien, die die von ihnen bereitwillig übernommenen Anregungen über die Hussitenzeit hinweg ins 16. und 17. Jahrhundert entwickelt und treu gehütet haben. Nun ist das Bürgertum in die neue Bildung hinaufgehoben, der Unterschied zwischen Bürger und Adelskreisen verringert sich; ein neues Schrifttum vereinigt beide Stände. Die Verehrung gemeinsamer Lieblingsheiliger wie Hieronymus und Augustinus befruchtet die bildende Kunst. Die von einem maßvollen Augustinusgeiste beseelten neuen deutschen Gebete zeigen, daß es kein Zufall ist, wenn später aus dem Orden der Augustiner-Eremiten Grundanschauungen der Reformationszeit ausgehen. Der Kulturzusammenbruch der Hussitenzeit kann die Malerei, die Handschriftenkunst, die gesamte materielle Kultur mit sich in den Untergang ziehen; was an geistiger Regsamkeit, an sprachlicher Bildung und an Einheitsbewußtsein für die Deutschen Böhmens, Sachsens und

Schlesiens im 14. Jahrhunderte errungen worden ist, kann aber für alle Zukunft nicht mehr ganz verloren gehen.

Die Zeitgenossen haben die Bedeutung Johanns von Neumarkt gefühlt. Die Damen der kaiserlichen Familie haben ihn hochgeschätzt; sie hatten Sinn für die aufgeklärte Religiosität, die Eleganz und den neuen Lebensstil in der Persönlichkeit des Kanzlers. Die von ihm begünstigten Augustiner-Eremiten künden seinen Ruhm auch noch nach seinem Tode. Erzbischof Johann von Jenstein aber, selbst ein Mann der neuen Bildung, ein bedeutender Schriftsteller und Johanns geistiger Erbe, klagt über den Hingang seines Lehrers: „Ein ungewöhnlich tiefer Schmerz treibt mich, dir (Meister Nikolaus) diesen Trauerbrief zu schreiben, da unser ehrwürdiger Vater in Christo, der hochbedeutende Sprachgestalter und Dichter, dahingegangen ist. Ein beklagenswerter Verlust für uns alle! Am Vorabende der Geburt des Herrn ward er von den erzürnten Himmelsknechten aus unserer Mitte abgerufen. Ich hoffte, daß die Günst der Musen, denen er in seinen Dichtungen so treu gedient, die er in Lobgesängen pries, die er zu den ihnen gebührenden Ehrensitzen in seinen Briefen erhoben hat, ihm all dies lohnen und ihm dafür Unsterblichkeit verleihen würde. Denn nichts konnten diese Götterinnen ihm vorwerfen; er ist ihr würdiger Kanzler gewesen.“ Doch, so hofft der Schreiber, die Himmelskönigin Maria werde ihm alles vergelten, was er ihr zum Lobe sang, und seine süße Gabe der Beredsamkeit ist nicht verloren, da viele Klöster seine Werke besitzen.

Freunde und Hausgenossen verloren an ihm einen unermüdlichen Förderer. Oft suchte er am Kaiserhofe oder an der päpstlichen Kurie in Avignon seinen Einfluß geltend zu machen, um ihnen Pfarr- oder Domherrenpfünden zu vermitteln. Seine Bücher wurden in seinem Testamente den Augustiner-Eremiten in Leitomischl zugebracht. Außer dem Liber viaticus und dem als Liber pontificalis bezeichneten Meßbuche des Bischofs ist aber heute aus seinem Besitze nur noch eine lateinische Predigtsammlung des Spaniers Nicolaus Gorram im Augustinerkloster zu Alt-Brünn nachweisbar. Seine übrigen Kostbarkeiten erbte sein Kammerer Johann von Münsterberg; von ihm erwarb sie Markgraf Jodok von Mähren. Höchst wahrscheinlich aber ist uns in einer herrlichen von der Hand eines Avignoner Künstlers illuminierten Foliobandschrift, die aus dem Camenzer Zisterzienserkloster in die Staatsbibliothek zu Breslau gekommen ist, ein Geschenk Kaiser Karls IV. an Johann von Neumarkt erhalten geblieben; der Kaiser wird ihm beim Austritt seiner Leitomischler Bischofsstelle diesen Liber pontificalis, der bischöfliche Benedictionen und Weihen enthält, gewidmet haben. Die Handschrift stellt sich in ihrem Werte unmittelbar neben die übrigen Prachthandschriften der Prager Kunst jener Zeit.

Wir besitzen das Bild Johanns von Neumarkt. Im Liber viaticus ist er mehrmals kniend, im bischöflichen Ornate mit Bischofsstab und betend erhobenen Händen dargestellt, gleichzeitig mit einem Wappenschild, den ein einfaches Kreuz in vier Felder teilt. Das Gesicht des Kanzlers ist bartlos, voll, die Gestalt erscheint gedrungen; ein Bild, wie man es bei einem weltmännischen Prälaten erwartet, der auch Fiedlern und Musikanten nicht abhold ist und gern von vergangenen Jahren spricht, wo er im trauten schlesischen Freundeskreise mit Nikolaus von Pannwitz und Otto von Donyn sein Glas Schweidnitzer Bock oder gutes Märzenbier trank.



Die Piastenbibliothek des Brieger Gymnasiums, ein Denkmal altschlesischer Kultur

Von Franz Nieländer, Brieg, Bez. Breslau

Das 1564 vom Herzoge Georg II. nach dem Vorbilde des Breslauer Elisabethanum gegründete Brieger Gymnasium teilt sich heute mit mehr als hundert höheren Lehranstalten Nieder- und Oberschlesiens in die ehrenvolle Aufgabe, für den geistigen Nachwuchs zu sorgen, soweit er berufen ist, dereinst führende Stellen einzunehmen. Selbstverständlich kann es jetzt hierbei keine Sonderstellung mehr für sich in Anspruch nehmen, wie in der ersten Zeit seines Bestehens, wo höhere Lehranstalten nur in geringer Zahl vorhanden waren und wo es, von einem der bedeutenderen Fürsten der schlesischen Piasten in wahrhaft fürstlicher Weise ausgestattet, auf vorgeschobenem, vielfach hart umrandetem Posten über die Grenzen Schlesiens hinaus in ganz besonderer Weise als ein Bollwerk deutscher Kultur gelten konnte.

Schlesien ist zwar erst seit seiner Vereinigung mit Preußen durch Friedrich d. Gr. völlig deutscher Bestandteil geworden; aber diese Vereinigung hatte doch zugleich eine beklagenswerte Trennung von schlesischen Randgebieten und vor allem von den Sudetenländern zur Folge. Jahrhundertlang hatte es mit diesen Ländern, mit denen es gemeinsam zur ursprünglich deutsch eingestellten Krone Böhmens gehörte, die innigsten wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen unterhalten. Wenn daher heutzutage die politische Trennung schmerzlicher denn je empfunden wird, so lebt dafür aber auch stärker denn je die Erkenntnis auf, daß geistige, auf gemeinsamer Kultur beruhende Zusammengehörigkeit durch politische Schlagbäume nicht getrennt werden kann.

Das Brieger Gymnasium kann dabei, wie gesagt, den Ruhm in Anspruch nehmen, von jeher Träger und Vorkämpfer des deutschen Gedankens im besten Sinne gewesen zu sein. Seine von 1604 an zum größten Teile uns noch erhaltenen Schülerlisten geben uns ein Bild davon, wie groß der Andrang zu dieser Bildungsstätte war. Als stolzes Gymnasium illustre konnte es durch die an ihm zugleich gebotenen theologischen und juristischen Darbietungen sogar auch den Besuch einer Universität ersetzen, so daß es in der Lage war, mitunter unmittelbar den Bedarf an Pastoren, Lehrern und Verwaltungsbeamten zu decken. Sein erfolgreicher und als Verfasser der Schlesischen Chronik bekannter Rektor Jakob Schidfuß, dessen Name noch heute als Schidfuß von Neuendorf in Schlesien einen guten Klang hat, ließ es sich im besonderen angelegen sein, den Zuzug aus Ländern auch weit außerhalb der schlesischen Grenzen zu fördern. Die Zahl der Schüler überstieg mitunter 500. Neben Schlesiern waren Märker, Pommern, Sachsen, Pfälzer, Preußen, Kurländer, ja Polen, Ungarn, Siebenbürger und nicht zum wenigsten Böhmen und Mähren vertreten. Ein Beweis, welche Anziehungskraft damals deutsches Geistesleben ausübte und welche großartige Kulturaufgabe das Brieger Gymnasium erfüllte.

Besonders reizvoll ist es dabei, den engen Beziehungen zu Mähren nachzugehen, das uns Schlesiern gerade heute so nahe steht. Angehörige der vornehmsten mährischen Familien werden als Schüler unseres Gymnasiums genannt: Baron Zdenko Waldstein, Herr von Ungersberg und Budowitz, die Barone Paul Wolchard und Weichard Auersberg, Karl Zierotin, Heinrich Zahrodez, Johannes Felix Podstatsky von Pruschnowitz, Joachim Wilhelm von Pflanz u. a. Daneben sandten auch eine Reihe, in der Matritel als mährisch bezeichnete Städte ihre Jugend nach Brieg zur Ausbildung. Besonders zahlreich ist Sternberg vertreten, daneben Bodenstadt, Goldenstein, Jglau, Kremsier, Olmütz, Trübau, das unbekannte Langendorf und Schillersdorf, sowie das später zu Böhmen gerechnete Kreuzberg und Leutomischel. Die Namen der Schüler wie: Faber, Gotsch, Gresner, Grönder, Kretschmer, Laubner, Seidel, Sohr u. a. bekunden durchaus deutsche Abstammung.

Die allgemeine große Anziehungskraft des Brieger Gymnasiums war aber in erster Linie wohl eine Folge der hier herrschenden Unterrichtsmethode. Auf Anordnung des Herzogs Georg II. hatte der Brieger Rektor Peter Sid eine eigene ausführliche Schulordnung entworfen und sie 1581 unter dem Titel *Illustris scholae Bregensis Constitutiones* in Breslau bei Joseph Scharfenberg drucken lassen. In enger Anlehnung an die von Peter Vincentius 1570 entworfene Breslauer Schulordnung atmeten sie den Geist Trozendorfs und Sturms. Christentum und ciceronianisches Latein waren das Hauptziel; öffentliche Disputationen und Deklamationen sollten Beherrschung des Stoffes und Fertigkeit im lateinisch Sprechen herbeiführen. Gegen hundert Jahre haben diese Schulgesetze am Gymnasium Geltung gehabt und wurden als ehrwürdiges Vermächtnis seines herzoglichen Stifters trotz ihrer Länge jährlich der versammelten Schullugend vorgelesen.

Wichtiger als die besten Schulgesetze ist der an der Anstalt herrschende Geist, das an ihr wirksame wissenschaftliche Streben. Einen Gradmesser hierbei bildet die bei ihr vorhandene Bibliothek. Sie ist der Niederschlag wissenschaftlichen Lebens und zugleich dazu bestimmt, auf diesem Gebiete neues Leben zu wecken und zu fördern. Hier ist unserem Gymnasium ein Schatz anvertraut, der in seiner eigenartigen Zusammensetzung und mit seinen wertvollen Bestandteilen ein für ganz Schlesien fast einzigartiges Kulturdenkmal darstellt. Es lohnt sich die Aufgabe, ihn auch weiteren Kreisen bekanntzumachen.

1. Die Entwicklung der Gesamtbibliothek.

Eine besondere Urkunde über die Errichtung der Bibliothek ist ebensovienig vorhanden wie über die Errichtung des Gymnasiums selbst. Solch eine Stiftungsurkunde vorauszusetzen, würde aber Unkenntnis mit den damaligen Zeitverhältnissen bedeuten. Herzog Georg II. war durchaus nicht gewillt, das von ihm großzügig ins Leben gerufene Brieger Gymnasium etwa der Stadt Brieg zur Verwaltung zu übergeben; er behielt es völlig in seiner Hand und hatte daher keine Veranlassung, über die Errichtung eine Stiftungsurkunde auszustellen. So wissen wir auch nur ohne jede Urkunde, daß er gleich von Anfang an auf die Beschaffung einer Bibliothek bedacht war; heißt es doch im Vorberichte eines vom Rektor Thilo im Jahre 1691 angefertigten Kataloges, daß der Gründer des Gymnasiums, Herzog Georg II., den Anfang und Grund zur Bibliothek gelegt habe, indem er am 20. Mai 1569 dazu ein geräumiges Zimmer einräumen und dorthin seine eigenen Bücher aus dem fürstlichen Kabinett schaffen ließ. Zur selben Zeit ließ er auch die wertvollen Bücher des früher katholischen Hedwigtstiftes, die in dem Chöre der Domkirche in einem gewölbten Zimmer untergebracht waren, von dort auf das Gymnasium bringen.

Gelehrte, Kirchen- und Schulmänner, wissenschaftlich eingestellte Hofbeamte wetteiferten, durch mehr oder weniger große Einzelzuwendungen dem Beispiele ihres herzoglichen Herrn zu folgen, so daß die junge Bibliothek, da die nachfolgenden Herzöge ihr gleiche Pflege zukommen ließen, auf etwa 800 Bände angewachsen war, als sie am 20. August 1622 in einem besonderen Kataloge, dem sogenannten *catalogus antiquus*, zusammengefaßt wurde.

Der Dreißigjährige Krieg, der in Schlesien so manche wertvolle Bücher Sammlung, wie z. B. die Breslauer Dombibliothek vernichtete, hat unserer Bibliothek kaum geschadet. Der damalige Rektor Laubanus berichtet uns wohl, daß er sich Weihnachten 1620 — nach der für die Reformierten unglücklich verlaufenen Schlacht am Weißen Berge — für Flucht und Exil bereit gemacht und dabei auch die Bibliothek eingepackt habe. Er kann damit aber nur seine Privatbibliothek gemeint haben, die, etwa 300 Bände stark, im „Museum“, dem Studierzimmer, aufgestellt war. Laubanus hat übrigens seine Bücher lange genug verpackt gelassen; denn ohne daß

Die Pflasterbibliothek des Brieger Gymnasiums, ein Denkmal altschlesischer Kultur

seine Flucht nötig geworden war, fing er erst am 22. März 1622 an, die Bücherkiste wieder auszu packen und die Bücher in die alte Ordnung zurückzustellen.

Da er kinderlos war, vermachte er seine Bibliothek dem Gymnasium. Er starb am 1. Mai 1633. Die damals für Brieg besonders unruhige Kriegszeit und eine obendrein ausgebrochene Pest brachten es mit sich, daß der Schulbetrieb zeitweise völlig eingestellt und das Lehrerkollegium entlassen wurde. So wurden Laubanus' Bücher erst am 30. Oktober 1637 vom Pastor Augustin Fuhrmann, der in der Zwischenzeit mit Genehmigung des Fürsten das Museum des Rektors bewohnt hatte, in Gegenwart des Stiftsverwalters Güttner an den Nachfolger im Rektorat, den Magister Johann Günther, übergeben. Da mag die Bibliothek ein beschauliches Leben geführt und manche Spinnweben mögen sich über die alten Folianten gezogen haben. Im August 1638 hören wir dann, daß die Herzöge Georg und Ludwig aus Anlaß der Hochzeitsfeier eines ihrer Hofbeamten im Hauptauditorium des Gymnasiums auch den Rektor in seinem Studierzimmer aufsuchten und sich auf dessen besondere Aufforderung die Bibliothek zeigen ließen. Vorher hatten sie sie noch niemals gesehen.

Sie muß dann weiterhin in den langen schweren Kriegsjahren in Verfall geraten sein; denn im August 1646 wird von einer Erneuerung des Bibliotheksraumes durch die drei herzoglichen Brüder Georg, Ludwig und Christian berichtet. Dann aber hat sie bald auch größeren Zuwachs zu verzeichnen, als ihr am 3. September 1647 die nachgelassenen Bücher des 1639 in selbstgewählter Verbannung gestorbenen Herzogs Johann Christian von dessen Söhnen überwiesen wurden, denen dann am 9. November desselben Jahres die aus dem Nachlasse des Hofmeisters Peter von Sebottendorf gekauften Bücher folgten. Die letzte Zuwendung vor dem Aussterben der Pflaster waren dann die von Georg III. hinterlassenen Bücher, die dessen Tochter Dorothea Elisabeth am 3. Januar 1665 dem Gymnasium verehrte.

Der schon erwähnte Vorbericht in dem Kataloge des Rektors Thilo bedauert es, daß über die „neuen und raren“ Bücher der beiden letzten Herzöge Christian und Georg Wilhelm anderweitig bestimmt wurde. Sie hätten die fürstliche Bibliothek „sehr vermehrt und stattlich gezieret“. Allein auf Anordnung der verwitweten Herzogin Luise wurden sie nach dem Tode des letzten Pflaster nebst anderen Allodialstücken 1676 nach ihrem Witwensitze Ohlau gebracht und nach ihrem Absterben 1680 von deren Tochter, einer Herzogin von Holstein, dem damaligen fürstlichen Hofmeister Franz Heinrich von Hohenhausen und dem Hofprediger Anton Brunsenius um einen geringen Preis verkauft.

Im Jahre 1664, hundert Jahre nach Gründung des Gymnasiums, verzeichnete der Rektor Johannes Lukas sämtliche bis dahin vorhandenen Bücher in einem Kataloge. Er war z. T. sehr unleserlich geschrieben; darum ließ ihn Rektor Thilo im Jahre 1691 unter Berücksichtigung der 1665 hinzugekommenen Bücher im Auftrage der kaiserlich österreichischen Regierung sauber abschreiben. Nach einer genauen Zusammenstellung betrug „die Summe aller annoch vorhandenen Bücher bis ultimo Decembris Anno 1691 2839 Stüd.“

Thilo verzeichnet dann noch eigenhändig 15 vom Stiftsamte gekaufte Bücher. Weitere Erwerbungen oder Zuwendungen in der österreichischen Zeit sind nicht bekannt. Leider hat Thilo die Bibliothek nicht gut verwaltet. Das bezeugen die noch vorhandenen Verhandlungen bei der Übergabe der Bibliothek durch die Erben Thilos an dessen Nachfolger Bernhard Winkler, später als von Sternheim geädelt. Es hatte sich eine ganze Reihe Abgänge, teilweise sehr wertvoller Stücke, herausgestellt. Da gewährt es einen eigenen Reiz, die sich gegenüberstehenden Ansichten über den Wert des geleisteten Erfasses kennen zu lernen. Leider müssen wir uns dabei durchgehend der Ansicht des die Bibliothek übernehmenden neuen Rektors anschließen, der in den meisten Fällen mit seinem Unwillen über die Erfassstücke nicht zurückhält. In seinem Berichte an den Inspektor des Gymnasiums, den Re-

gierungsrat und Konsistorialpräsidenten Nikolaus von Kolbnitz bedauert er den Abgang vieler wertvoller Bücher „als eine altgeschriebene Chronika, Chronologia latina illustrissimi Johannis Christiani Msc. und andere mehr, welche allezeit unter die besten Cimelia hiesiger Bibliothek seynd gerechnet worden“. Die dafür eingestellten Bücher waren so beschaffen, daß sie den Wert der fehlenden bei weitem nicht ersetzten. In einer besonderen Anlage gibt er eine genaue Aufstellung. Dabei ist er nur in ganz wenigen Fällen mit dem geleisteten Ersatze einigermaßen einverstanden; meistens heißt es: „ein kleines Büchel, kommt dem Verlohrnen an Werth bey weitem nicht gleich . . . ein kleines, altes und zerrissenes Büchel . . . ein kleines, elendes Büchel . . .“ und so fort. Dementsprechend lesen wir auch in den Schlesischen gelehrten Nachrichten vom Jahre 1738, S. 326 über die Bibliothek des Brieger Gymnasiums, daß sie kurz vor des Herrn Rektor Thilonis Absterben noch nicht in guter Ordnung gewesen ist.

Raum hatte Thilos Nachfolger, Bernhard Winkler von Sternenheim, die Bibliothek wieder in Ordnung gebracht, als ihr bei der Einnahme Briegs 1741 durch Friedrich d. Gr. völlige Vernichtung drohte. Neben dem Schlosse und der Schloßkirche stand auch der Dachstuhl des Gymnasiums in Flammen. Zudem geriet eine Anzahl Soldaten in den Bibliotheksraum, wo sie mehrere Bücher zerhieben und zerstachen. An vielen, z. B. dem ersten Bande der kostbaren Biblia Complutensis, sind diese Mißhandlungen sehr sichtbar.

Noch nachteiliger war der Siebenjährige Krieg, da der große Examenssaal, der damals an die Bibliothek grenzte, mit Getreide beschüttet und dadurch die Bibliothek unzugänglich geworden war. So hatten, wie es in einem Berichte heißt, die Ratten und Mäuse völlige Freiheit und zernagten und beschädigten viele Bücher. Rektor Theune brachte dann nicht lange vor seinem Tode (1771) die Bibliothek mit Hilfe der Professoren Weinschenk und Meier wieder in Ordnung, fand aber, daß mehrere Bücher beschädigt und andere so zerrissen waren, daß sie nicht mehr ausgestellt werden konnten.

Sonst war in der preussischen Zeit mit dem Gymnasium auch die Bibliothek wohl sichergestellt, aber Überweisungen größerer, wertvoller Sonderbibliotheken, wie in der Piasenzeit, sind nicht mehr zu verzeichnen, außer der Bibliothek des 1773 verstorbenen, jedoch 1743 bereits außer Amt befindlichen früheren Rektors Winkler von Sternenheim und einer Anzahl Bücher, die in einem Kataloge als „auf dem Tisch gestanden“ angegeben sind. Dafür werden aber bereits von der damaligen vorgesetzten Behörde, dem königlichen Konsistorium zu Breslau, hin und wieder Gelder zum Ankauf von Büchern angewiesen. So konnte den Bedürfnissen der Lehrer wohl besser Rechnung getragen werden, aber die Erwerbungen fielen naturgemäß in den Rahmen einer ausgesprochenen Gymnasialbibliothek und können ein allgemeines Interesse nicht mehr beanspruchen.

2. Die Sonderbibliotheken.

Wie aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht, ist unsere Piasenbibliothek ihrer ganzen Entwicklung nach keine ununterbrochene, planmäßige Büchersammlung, sondern eine Zusammenstellung einzelner, voneinander unabhängig zustande gekommener Sonderbibliotheken, die z. T. ausgesprochen das Gepräge ihrer ursprünglichen Sammler aufweisen.

An erster Stelle kommt die sogenannte bibliotheca antiqua. Sie enthält über 800 Bände, über die ein 1622 aufgestellter und im Original noch vorhandener handschriftlicher mit dem herzoglichen Siegel versehener Katalog Rechenschaft gibt. Sie galt mit der Aufstellung des Kataloges im wesentlichen als abgeschlossen. Wenn es jedoch weiterhin zu einigen Einzelzuwendungen kam, so wurden auch diese ihr in der Regel zugeteilt. Besondere Erwähnung verdienen dabei die Schenkungen

der nach Polen gezogenen mährischen Brüder, denen bei der Zerstörung Lissas 1656 in Brieg von den reformierten Herzögen Unterkunft gewährt wurde. Einer der Flüchtlinge, Johannes Felinus, wirkte auch als Lehrer am Brieger Gymnasium. Ein anderer, Petrus Figulus, bekannt als Schwiegersohn des Amos Comenius, war Vater des Lissaer Rektors Daniel Ernst Jablonski. Aus Dankbarkeit für die genossene Aufnahme schenkten diese mährischen Brüder vierzehn, z. T. recht wertvolle Bücher, in denen sich auch aus den Jahren 1658–60 eigenhändige Eintragungen der beiden genannten Männer Felinus und Figulus wie eines sonst wenig bekannten Daniel Wetter befinden.

Die bibliotheca antiqua ist aber auch selbst wieder eine Zusammenstellung einzelner kleinerer Büchersammlungen. Ihren wertvollsten Bestandteil bildet die zum einstigen Collegiatstifte gehörende Dombibliothek. Sie hatte sich der besonderen Fürsorge Herzog Ludwigs I. (1352–98) zu erfreuen, der selbst großes literarisches Interesse besaß und sich auch um die schlesische Geschichtsschreibung besondere Verdienste erworben hatte. Er hatte 1353 den Auftrag zur Anfertigung einer lateinischen Hedwigslegende erteilt und eine Abschrift der alten Chronica Polonorum besorgen lassen. Auch besaß er selbst eine nicht unbedeutende Büchersammlung; so trifft er bereits in einem Testamente vom Jahre 1360 Bestimmungen über eine ganze Reihe von Büchern, die wir später in der Dombibliothek vorfinden. 1386 wird sogar die Einrichtung eines besonderen Bibliotheksraumes bei der Collegiatkirche geplant. Die Brieger Piasenbibliothek kann daher, wenn man sie als Fortsetzung der in ihr aufgegangenen Dombibliothek ansieht, auf ein Alter von mehr als 540 Jahren zurückblicken.

Die Dombibliothek wurde aber damals nicht bloß, wie meistens, zu gottesdienstlichen, sondern auch zu ausgesprochen wissenschaftlichen Zwecken benutzt. Sind doch zu jener Zeit am Hedwigstifte Männer gewesen, die selbst literarisch tätig waren. So ist der Brieger Domherr Peter Bitschen der Verfasser der 1385 entstandenen Chronica principum Poloniae. Auch weitere schriftstellerische Betätigung innerhalb des Domstiftes läßt sich herleiten aus den Ausgaben, die Herzog Ludwig in seinem Lagerbuche gelegentlich vermerken läßt. Dort heißt es zum Jahre 1395: Dem Schreiber der Historie sechs Groschen, für Pergament zur Historie drei Groschen. Zum Jahre 1397: Dem Schreiber der Historie sechs Groschen.

Zum Stift kam bald die Schule. Schon 1371 wurde dem Dechanten die Pflicht auferlegt, für einen Schulmeister zu sorgen. Auch Schulbücher werden erwähnt, für deren Verwaltung das Kapitel zuständig war. Es lassen sich auch noch verschiedene Bücher dem Titel nach anführen. Sie verschaffen uns einen Einblick in die im Mittelalter in schlesischen Schulen gebrauchten Lehrbücher.

Aus dem allen gewinnen wir ein ansprechendes Bild von dem geistigen Leben des jungen Hedwigstiftes besonders zu Ausgang des 14. Jahrhunderts. Doch 1398 starb sein Schutzherr Ludwig I., und der Hof wurde bis 1488 meist nach Liegnitz verlegt. Zudem war das 15. Jahrhundert in Schlesien wegen der zerrütteten politischen Verhältnisse für die Pflege der Wissenschaften ungünstig. Brieg litt besonders unter den verheerenden Hussitenkriegen. Zweimal wurde es den Hussitenhorden preisgegeben. Selbst die Kirchen blieben nicht verschont. Die Hedwigskirche wurde 1428 geplündert, ausgebrannt und zum Pferdestalle eingerichtet, so daß auch die in ihr untergebrachte Bibliothek ihr Ende fand. Nur wenige jetzt noch vorhandene Handschriften aus dem 14. Jahrhundert konnten sich erhalten, da die Domherren unter Mitnahme der wertvollsten Kostbarkeiten nach Breslau flüchteten.

Nach der mit den Hussitenkriegen eingetretenen Notlage war, wenn die Wiederherstellung des Stiftes auch bereits 1436 in Angriff genommen wurde, wegen der drückenden Schulden an Neuwerbungen von Handschriften nicht zu denken, zumal ein Gönner wie Ludwig I. fehlte. So ist es der inzwischen erfolgten Erfindung des Buchdrucks zu danken, wenn es zu einer Wiederherstellung der alten, fast völlig

vernichteten Dombibliothek kam. Die Anschaffung von Büchern erfolgte durch die einzelnen Domherren. Sie hielt sich anfangs in engen Grenzen und läßt sich auch verhältnismäßig erst spät nachweisen. Der älteste vorhandene Druck stammt aus dem Jahre 1473. Auch muß die Unterbringung der Bücher zeitweise sehr zu wünschen übrig gelassen haben, denn am 26. Februar 1482 beschließt das Kapitel in Erwägung, daß die Bücher infolge schlechter Aufbewahrung mehr und mehr zugrunde gehen, im hinteren Teile der Marienkapelle eine Liberei mit größerer Kunstfertigkeit anfertigen zu lassen, worin die Bücher fortan aufbewahrt und angefettet werden sollen.

Auch jetzt fehlt es dem Hedwigsstifte nicht an Mitgliedern, die den Wert einer Bibliothek zu schätzen wußten. So wird 1468 ein Brieger Dechant Jeronimus Bedenslohr unter den Gesandten genannt, die dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg die böhmische Königskrone anbieten. Ein Doctor decretorum Martin Lyndner vermachte 1483 dem Kapitel vier, freilich nur noch dem Titel nach nachweisbare, wissenschaftliche Bücher. 228 Biegendrucke weist die Brieger Gymnasialbibliothek auf. Ein Teil stammt von späteren Zuwendungen, der größte Teil wurde von Mitgliedern des Domstiftes angeschafft. Zahlreiche handschriftliche Randbemerkungen legen Zeugnis davon ab, daß sie auch wirklich eifrig gelesen wurden. Allerdings findet sich darunter auch ein alter, bis jetzt noch nicht einmal ganz aufgeschchnittener Druck. Die bis zur Auflösung des Stifts 1534 herrschende geistige Regsamkeit bezeugen weiterhin zahlreiche Buchdrucke aus dem 16. Jahrhundert. Es sind hauptsächlich Vertreter des gerade in Schlesien liebevoll gepflegten Humanismus. Ihnen reiht sich eine große Zahl reformatorischer, fast nur lateinisch geschriebener Flug- und Streitschriften an, darunter über fünfzig Lutherdrucke.

Diese ehrwürdige Dombibliothek war dann berufen, den wertvollen Grundstock zu der von Herzog Georg II. 1569 eingerichteten Bibliothek des neuerbauten fürstlichen Gymnasiums zu bilden. Neben dem künstlerisch ausgebauten Schlosse war das Gymnasium dieses Herzogs Lieblingschöpfung. Ihm hat er auch seine nicht unbedeutende Privatbibliothek überwiesen. 54 Bände lassen sich als ihr zugehörig nachweisen. Es sind zumeist Folioabände, gediegen in Leder gebunden, vielfach mit schweren Metallbeschlägen versehen. Auf dem Vorderdeckel ist in den meisten Fällen der ausdrückliche Zueignungsvermerk an die Bibliothek angebracht. So heißt es: Diesen Theuerdank . . . Dieses Kunstbuch . . . Diese Chronikam . . . Dieses Cantional und so fort — hat der durchlauchtige, hochgeborene Fürst und Herr, Herr Georg, Herzog in Schlesien zur Liegnitz und Bries, in diese Bibliothekam gnädig gegeben. Anno 1569 oder 1570 oder ohne Jahreszahl. Innen in den Büchern steht dann noch seine eigenhändige Namens-eintragung: Georg, Herzog zur Liegnitz und Bries m. p.

Die so zustande gekommene Büchersammlung bestand im ganzen aus etwa 400 Bänden. Sie nahm aber das Ganze, dafür zur Verfügung gestellte, zehn Meter im Geviert große Zimmer in Anspruch, da die Bücher nicht wie heutzutage in Repositorien mit dem Rücken nach vorn eingestellt, sondern auf Pulten niedergelegt und mit Ketten an einer oben langlaufenden eisernen Stange befestigt waren. 395 Bücher, sogenannte catenati, lassen noch jetzt die Spuren der einst angebrachten Kette erkennen. Bei drei Büchern ist die Kette noch vorhanden. Zahlreiche Einzelzuwendungen haben dann unter dem nachfolgenden Herzoge, dem gelehrten Joachim Friedrich, die Bibliothek auf etwa 800 Bände anwachsen lassen. Der catalogus antiquus vom Jahre 1622 gibt darüber genaue Auskunft.

Die weiteren Sonderbibliotheken können kürzer behandelt werden. Die Bibliothek des Rektors Laubanus (Rektor von 1614—1633) umfaßt nur 300 Bände. Besonderen Wert besitzen sie nicht. Auch ihre Ausstattung ist meist dürftig. Zu den Einbänden sind vielfach Pergamentblätter alter Handschriften theologischen Inhalts der Brieger Bibliothek genommen worden. Es sind zumeist

reformierte Streitschriften. Am 31. Oktober 1637 wurde sie der Gymnasialbibliothek einverleibt.

Größeren Wert besitzt die Büchersammlung des Herzogs Johann Christian. Sie zählt etwa 750 Bände, ist also beinahe so umfangreich wie die bibliotheca antiqua. Sie ist um so bedeutungsvoller, da sie durch ihre Zusammenfassung und die zahlreichen Eintragungen einen genauen Einblick in die Entwicklung eines literarisch gebildeten herzoglichen Bücherliebhabers gestattet. Herzog Johann Christian gehört zu den liebenswürdigsten Vertretern der Brieger Piasien. Umjubelt von den Einwohnern seines Ländchens, hat er, kaum großjährig geworden, mit achtzehn Jahren 1609 die Regierung übernommen und bald den vom Kaiser bewilligten Majestätsbrief bekanntgeben können. An der Seite der gefeierten und allseitig beliebten Dorothea Sibylla, einer brandenburgischen Prinzessin, hat er einige Jahre innigen, ehelichen Glückes verleben können, als der Dreißigjährige Krieg ihn vor Aufgaben stellte, denen er nicht gewachsen war. Im fernem Osterreich in Preußen starb er 1639 gebrochenen Herzens.

Unter seinen theologischen Büchern nehmen die schwärmerisch-mystischen einen großen Raum ein. Neben Schwendfeld hat ihn vor allem Weigel beeinflusst. Daneben findet sich eine große Zahl der z. T. sehr seltenen Schriften der sogenannten Rosenkreuzer. Werke über Festungskunst, Mathematik und Astronomie stehen neben dem phantastischen Theophrast Paracelsus oder Büchern über chymische Philosophie und dem Stein des Weisen. Große Folianten mit zahlreichen Kupfern erläutern die Wunder der neuen Welt, daneben die zierlichen, jetzt so gesuchten Elzevire im Duodezformat.

Erhalten haben sich auch die Bücher aus seiner ersten Knabenzeit; so seine wohl erste lateinische Grammatik, der Donatus Scholae Gorlicensis, den er nach dem Ausdrücke auf dem Vorderdeckel 1598, also im Alter von sieben Jahren bereits durcharbeiten mußte. Die Cyropaedia nova et Christiana hat er bereits mit zehn Jahren gelesen. Als Sechzehn- und Siebzehnjähriger liest er französische und italienische Bücher; und während er bisher Eintragungen in deutscher und lateinischer Sprache machte, macht er sie jetzt in französischer und italienischer. So hat er bereits in seiner Jugend angestrengt lernen müssen. Und doch, ob Prinz oder Bürgerkind, es ist kein Unterschied; auch er hat als Elbjähriger, wie so viele vor ihm und nach ihm, Karikaturen in seine Bücher gemalt, mit denen er Respektspersonen, wenn auch unvollkommen, hat wiedergeben wollen. Er ist dann doch noch ein ernster Mann geworden.

Zu seiner Bibliothek kam dann bald noch die Bibliothek des Hofmeisters seiner Söhne, Peters von Sebottendorf. Sie umfaßt 548 Bände und enthält neben vielen seltenen historischen Werken eine reiche Sammlung italienischer und französischer Bücher. Sebottendorf hat mit den ihm anvertrauten Prinzen ausgedehnte Reisen ins Ausland gemacht und bei dieser Gelegenheit sich eifrig Bücher angeschafft. Auf einer solchen Reise ist er 1632 in Namur gestorben. Da er unverheiratet war, wurde von seinem Erben, einem Hans Georg von Strachwitz, die Büchersammlung um hundert Taler durch den Schulgestiftsverwalter Johannes Matitius 1660 für die Gymnasialbibliothek endgültig angekauft, nachdem sie schon seit dem 9. November 1647 vorläufig in der Bibliothek untergebracht worden war.

Die letzte Sonder-sammlung aus der Piasienzeit stammt von Georg III. Sie wurde nach seinem Tode von der Tochter Dorothea Elisabeth am 13. Januar 1665 dem Gymnasium verehrt. Sie enthält nur 304 Bände ohne besonderen Wert.

Aus der österreichischen Zeit kommt noch die etwa 450 Bände umfassende Bibliothek des Rektors Bernhard Winkler von Sternenheim hinzu. (Rektor von 1725—43, † 1773.) Unter seinen Büchern befinden sich viele fremdsprachliche, besonders englische. Vor seiner Berufung zum Rektor hat er ausgedehnte Reisen als Erzieher eines jungen Adligen durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich, Italien und England gemacht und hierbei wohl einen großen Teil seiner Bücher erworben.

3. Die wertvollsten Bestandteile der Bibliothek.

Die schlesischen Pfaften haben besonders in ihrer letzten Zeit unter vielfach geradezu drückend empfundener Geldknappheit zu leiden gehabt. Daher kann die von ihnen mit so großer Liebe ins Leben gerufene Bibliothek nicht mit anderen alten schlesischen Bibliotheken, die aus größerer Fülle schöpften, auf eine Stufe gestellt werden, aber dennoch besaß oder besitzt sie z. T. noch besonders in ihren älteren Bestandteilen Schätze, die auch über die Grenzen Schlesiens hinaus von Bedeutung sind. Ein Teil davon ist leider unauffindbar im Laufe der wechselreichen Jahrhunderte verloren gegangen, andere sind nur der Brieger Bibliothek entfremdet und in neue Hände übergegangen, so vor allem die alte illustrierte Hedwigslegende vom Jahre 1353 und die *Chronica Polonorum* von 1385/86.

Die Schicksale der für Schlesien so bedeutungsvollen Hedwigslegende verdienen eine eigene kurze Schilderung. Sie wurde im Auftrage Herzog Ludwigs I. in Lüben von einem Nikolaus von Preußen geschrieben, von dem wahrscheinlich auch das eine ganzseitige und die sechzig halbseitigen Bilder mit Darstellungen aus dem Leben der hl. Hedwig stammen. Nach dem Testamente Ludwigs vom Jahre 1360 wurde sie den Predigermönchen in Liegnitz vermacht. Nach Einrichtung des Hedwigsstiftes zu Brieg, im Jahre 1369, hat Ludwig diese testamentarische Bestimmung aufgehoben und die Legende seiner zu Ehren der hl. Hedwig erfolgten Lieblingsstiftung in Brieg anvertraut.

Bei Eröffnung des Brieger Gymnasiums 1569 ist sie dann mit der gesamten Dombibliothek des 1534 aufgelösten Hedwigsstiftes auf Anordnung Georgs II. in die neugeschaffene Gymnasialbibliothek gebracht worden. Von dort entlehnte sie Herzog Johann Christian nach einer am 12. Januar 1630 dem damaligen Bibliothekar Buchwald ausgestellten Bescheinigung. Im *catalogus antiquus* steht an der Stelle, wo die Handschrift verzeichnet ist, von der Hand des späteren Rektors Johannes Günther († 1644) die Notiz: „Diese Historie haben Ihre F. Gn. Herzog Joh. Christ. nach der Reiffe, nisi fallor, Herrn Breuner verehret“. Breuner war damals Bistumsverwalter in Reiffe. Wahrscheinlich wollte der Herzog, der sich damals in bedrängter Lage befand, durch das Geschenk den einflussreichen Bistumsverwalter sich geneigt machen. Lange ist die Handschrift aber nicht in Reiffe geblieben. Sie gelangte, wie aus einem noch heute in ihr vorhandenen Exlibris hervorgeht, in die Bibliothek des Kaiserlichen Rats Franz Gottfried von Troilo und nach dessen um die Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgten Tode in den Besitz der Prinzessin Maria Benigna, der Gattin des Feldherrn Oktavio Piccolomini, die sie den Schlackenwerther Piaristen überwies. Nach Aufhebung des Piaristenkollegiums kam dessen gesamte Bibliothek und mit ihr unsere Hedwigslegende in den Besitz der Stadtgemeinde Schlackenwerth, die im Jahre 1911 sämtliche Bücher für 100 000 Kronen an das Wiener Antiquariat Gilhofer und Rauschburg verkaufte. Von dort wurde das wertvollste Stück, die Hedwigslegende, trotz den angestrengtesten Bemühungen des damaligen Direktors der Breslauer Universitätsbibliothek, dies Denkmal schlesischer Büchermalerei der Heimatprovinz wieder zuzuführen, an Baron von Guttmann in Wien verkauft, der sich jedoch bereit erklärt hat, die Handschrift der Forschung jederzeit zur Verfügung zu stellen. Ob sich die Hedwigslegende jetzt noch in seinem Besitze befindet, ist nicht bekannt. Eine getreue Nachbildung, besonders der Illustrationen, wurde 1848 von Wolfskron veranstaltet.

Ein zweiter, nicht minder herber Verlust ist der der *Chronica principum Poloniae*, die, wie oben gesagt, 1385 von einem Brieger Domherrn, Peter Bischof, geschrieben wurde. Nach Ausweis des handschriftlichen Kataloges vom Jahre 1691 ließ sie der Senator Kaspar Scholz 1674 holen, um sie dem Briegischen Kanzler Friedrich von Roth zu übermitteln, der sie laut eines Berichtes nach Hofe an den Obersten Kanzler Grafen von Nostitz sandte. Sie ist dann in die Hände des Breslauer

Gelehrten Martin Hanke gekommen, der über sie einen wissenschaftlichen Aufsatz veröffentlichte. Von ihm kam sie in den Besitz seines Sohnes, des Breslauer Pastors Gottfried Hanke, aus dessen Nachlaß sie wahrscheinlich in die dortige Rhedigerische Bibliothek gelangte. Jedenfalls befindet sie sich jetzt in der Breslauer Stadtbibliothek, zu der die genannte Rhedigerische als Unterabteilung gehört.

Als hoffentlich nur vorübergehende Entfremdungen haben zwei weitere wertvolle Bestandteile der Brieger Bibliothek zu gelten: Die fast einzigartige Musikalien-sammlung aus dem 14. bis 17. Jahrhundert und ein wertvoller alter Gobelin, der zur Erinnerung an die Errichtung des Gymnasiums vom Herzog Georg II. in Auftrag gegeben wurde. Beides wurde unter ausdrücklicher Wahrung des Eigentumsrechtes bis auf weiteres der Staats- und Universitätsbibliothek bzw. dem Kunstgewerbemuseum in Breslau als Leihgabe zur Aufbewahrung anvertraut. Die Musikalien, eine Reihe wertvoller Handschriften und Drucke, wurden von Friedrich Kuhn in Breslau nach wissenschaftlichen Grundsätzen 1897 katalogisiert. Unter ihnen befinden sich auch mehr oder weniger umfangreiche Beiträge des Fürstlich Liegnitzischen Kapellmeisters Johannes Knöfel, der Brieger Kantoren Johannes Golberg und Georg Leuschner, ja selbst des Rektors Sebastian Büchel (1575–76), der als guter Lautenist bekannt war. Die Musikalien wurden auch fleißig in Gebrauch genommen. Besonders fanden sie, wie aus den Eintragungen hervorgeht, Verwendung bei festlichen Gelegenheiten, so unter anderem bei Verlesung der Siedschen Schulgesetze und beim Tode Georgs II.

Der für die Kenntnis der alten schlesischen Teppichweberei wichtige Gobelin wurde, nachdem er lange unbeachtet im Verborgenen gelegen hatte, in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei Arbeiten unter dem Dache des Gymnasialgebäudes aufgefunden. Der damalige Gymnasialdirektor, der seine nähere Bestimmung und vor allem seine für das Gymnasium wertvolle Bedeutung nicht erkannte, ließ ihn dem Breslauer Kunstgewerbemuseum als Leihgabe übermitteln. Im zweiten Bande des Jahrbuches des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer wurde er unter Beigabe eines Lichtdruckes genau beschrieben. Man ist dabei unter Außerachtlassung alter Gewährsmänner zu dem falschen Ergebnisse gekommen, ihn als Rückflaken oder Wandbehang zu bestimmen, während er unzweideutig als „Tafelteppich“ für den im Bibliotheksraume befindlichen Tisch bezeugt wird.

Abgesehen von diesen Verlusten hat sich aber noch eine beträchtliche Reihe wertvoller Schätze erhalten. Neben einigen kostbaren, z. T. mit prächtigen Initialen geschmückten Pergamenthandschriften aus der Mitte des 14. Jahrhunderts befinden sich unter den 228 Wiegendruckten Seltenheiten, die selbst der Preussischen Staatsbibliothek fehlen. Besonders reichhaltig sind die Flugschriften aus der Reformationszeit vertreten. Unter den fünfzig Lutherdrucken nimmt einen hervorragenden Platz der von mir 1913 entdeckte erste, nur in vier Exemplaren nachweisbare Druck der Lutherischen Ablassthesen vom 31. Oktober 1517 ein. In diesen Drucken befinden sich auch vielfach wertvolle Eintragungen von alter Hand. Erst vor einigen Jahren habe ich unter solchen Eintragungen Reime aus dem alten Magdeburger Rathause auffinden können. Es sind zweiundsechzig Zeilen, die bis auf zwei nach dem Brande des Rathauses 1631 völlig verschollen waren. Sie waren, wie aus den Schlusszeilen: „Wer zu Meideburg ist gewesen, Im rathause hat er dise Ding wol gelesen“ und den beiden in der Magdeburger Schöppenchronik als „Prophetenreime“ erwähnten Zeilen hervorgeht, am dortigen Rathause angebracht und legen in vielfach muster-gültiger Weise Zeugnis ab von altem, gesundem Bürgerinne, dem gerade im Mittelalter so viele deutsche Städte ihr Aufblühen zu danken hatten.

So bietet unsere Bibliothek dem stillen Forscher reiche Gelegenheit. Voraussetzung dafür aber ist, daß sie auch zusammenbleibt und nicht, wie schon manchmal angeregt wurde, einer größeren Bibliothek einverleibt wird, weil damit so mancherlei Fäden, die jetzt vielfach erst ein Verständnis ermöglichen, abgerissen würden.

4. Die kulturelle Bedeutung der Bibliothek.

Liebe zu einer Bibliothek und Stolz auf sie verführt leicht dazu, nur auf einzelne wertvolle Bestandteile aufmerksam machen zu wollen. Doch sogenannte Prunkstücke machen durchaus nicht den eigentlichen Wert einer Büchersammlung aus. Wie beim einzelnen Buch, so muß auch bei einer ganzen Sammlung eine Art von Seele zu spüren sein, die uns etwas zu sagen hat. Sie muß Zeugnis ablegen können von den Gesichtspunkten, nach denen sie zustande gekommen ist, Zeugnis von den geistigen Interessen, von denen sich der Sammler leiten ließ. Unsere Brieger Pflaumenbibliothek erfüllt diese Forderung. Das macht sie in erster Linie wertvoll, daß sie in ihrer Gesamtheit eine Zeit von mehr als einem halben Jahrtausend umfaßt und hierbei ein Bild zumeist regen geistigen Lebens in Schlesien bietet. Die in ihr vorhandenen oder einst vorhandenen und wenigstens noch nachweisbaren Handschriften, Bücher und Anschauungsmittel zeigen, welche Empfänglichkeit und welches Verständnis kulturellen Fragen entgegengebracht wurde. Wie Herzog Ludwig I. († 1398) aus frommem und wissenschaftlichem Interesse nach Spuren des einstigen vorübergehenden Bischofssitzes in Ritschen bei Brieg graben ließ, so half er eine schlesische Literatur schaffen dadurch, daß er Bibeltexte, wichtige Legenden und Chroniken abschreiben ließ und sie der mit seiner Lieblingschöpfung, dem Brieger Hedwigstift, verbundenen Dombibliothek anvertraute. In noch umfangreicherer Weise zeugt die Bibliothek für Herzog Georg II. († 1586). Gelehrte, Künstler und Kunsthandwerker waren sicher, bei ihm Verständnis und vor allem Hilfe in ihren mancherlei Nöten zu finden. Mit zahlreichen Anliegen traten sie an ihn heran. Ihn bittet man, wenn es gilt, eine wissenschaftliche Arbeit auch im Druck erscheinen zu lassen. Ihm widmet der gelehrte Breslauer Rektor Martin Helwig seine erste, 1561 erschienene Karte Schlesiens; ihm bietet der Saganer Instrumentenmacher Barthel Schram 1569 seine großen Instrumente zum Kauf an, weil er weiß, daß der Herzog ein großer Liebhaber der Musik ist; ihm übersendet 1560 Adam Krammer ein „Pundzenirer“ in Breslau Georgs „Contrafeit von eyner besonder hochloblichen Kunst und Arbeit gemacht, welches darzu dienet, daß man es E. F. G. zu Ehren und zu eynem herrlichen, hochloblichen Gedächtnis, in ein ehrlich Gemach anhangen, aufheben oder sonst verwahren mag“ und bittet, ihm bei Ausübung seiner Kunst behilflich zu sein, ihn „mit eyner Steuer nach E. F. G. Wohlgefallen“ bedenken zu wollen.

Bei diesen im Breslauer Staatsarchive befindlichen Bittgesuchen gewinnt das erst Leben, was in der Brieger Pflaumenbibliothek sich als eine Stiftung Georgs nachweisen läßt. Die von ihm geschenkten Bücher und Musikalien haben sich zum größten Teile noch erhalten, abhanden gekommen ist leider die Helwigische große Wandkarte. Das einzige noch vorhandene Exemplar wird in der Breslauer Stadtbibliothek als Schatz gehütet. Wir müssen uns damit begnügen, sie nur in dem alten Kataloge von 1622 verzeichnet zu finden, wie neben ihr noch eine tabula coelestis von Johannes Garcäus († 1575), eine tabula elementaris von Cornelius de Jodanis († 1600) und drei große tabulae universales. Wir erfahren wenigstens aus diesen Angaben, welchen Wert Herzog Georg auf einen anschaulichen Unterricht legte. Herzog Johann Christian ist ihm neben seiner Vorliebe für Mystik und Alchemie darin gefolgt. Er ließ 1618 für den Unterricht in Mathematik, Sphärica und Geometriae synopsis, wofür zwei Stunden angesetzt waren, zwei Globen aus Danzig um 23½ Taler kaufen und ebenso 1623 einen radius geometricus und circinus proportionum Galilaeus.

Nehmen wir dazu die reiche Auswahl an Musikalien, an französischer, italienischer und englischer Literatur, so mutet uns, wenn die lateinischen und griechischen Schriftsteller auch bei weitem vorwiegen, diese Vielgestaltigkeit bei der Zusammenstellung der wissenschaftlichen Bücher, Lehr- und Anschauungsmittel geradezu neuzeitlich an. Gewiß hat das geistige Leben zeitweise darnieder gelegen: Hussiteneinfälle,

Die Pflaumenbibliothek des Brieger Gymnasiums, ein Denkmal altschlesischer Kultur

Dreißigjähriger und Siebenjähriger Krieg haben auch der Bibliothek ihren Stempel aufgedrückt. Inter arma silent Musae! Aber wenn die leitenden Stellen aus Geldmangel oder mitunter auch aus Interesslosigkeit versagen mußten oder versagten, dann legten doch mehr oder weniger umfangreiche und kostbare einzelne Zuwendungen von dem Fortbestehen geistigen Lebens Zeugnis ab, ein um so schöneres Zeugnis wenn solche Zuwendungen von dankbaren früheren Schülern kamen. Daß die Bibliothek auch nicht bloß wie ein toter Schatz gehütet wurde, beweisen die mannigfachen wissenschaftlichen Abhandlungen, zu denen sie von jeher Anregung gab. Nur so beweist sie aber auch ihre Daseinsberechtigung.

Doch müßte man diese alten, wertvollen Bestände von der später eingerichteten eigentlichen Lehrerbibliothek, der sie seit Beginn des vorigen Jahrhunderts ohne rechtes Verständnis z. T. geradezu sinnlos eingereiht wurden, völlig auscheiden und am besten in einem besonderen Raum getrennt unterbringen. Das ist ohne Schwierigkeit durchzuführen, da die Zahl der hierfür in Betracht kommenden Bände 3000 nicht viel überschreitet. Außerdem haben wir noch vom Chronisten Lucä eine genaue Schilderung des alten Bibliotheksraumes kurz nach dem Aussterben der Pflaumen.

Wir haben auch noch die alten handschriftlichen Kataloge, nach denen sich die Bücher leicht in der Weise aufstellen lassen, wie sie früher gestanden hatten.

Welchen erzieherischen Wert hätte es, in solch einen mit Liebe und Verständnis eingerichteten Raum mitunter die Schüler nicht bloß unseres einstigen Gymnasium illustre, sondern auch der ganzen Stadt zu führen, um sie es empfinden zu lassen, in welcher Weise Brieg von jeher in vorbildlicher Weise für Pflege und Ausbreitung wahrer Kultur gesorgt hat! Baudenkmäler sucht man gewissenhaft durch Konservatoren vor Schädigung durch unberufene und unverständige Hände zu schützen, die ehrwürdige Pflaumenbibliothek des Brieger Gymnasiums, ein fast einzigartiges Denkmal altschlesischer Kultur, verdient solchen Schutz in erhöhtem Maße.



Weiß eine goldene Brücke

Von Bruno Hanns Wittel

Weiß eine goldene Brücke,
Die ist gar kühn gespannt —
Zwischen der Welt da draußen
Und meinem Heimatland.

All meine seligen Wünsche
Wandern im Prunkgewand
Über die goldene Brücke
Weithin in fremdes Land.

Trägt am gülden Geländer
Funkelndes Edelgestein,
Aber die stärksten Pfeiler
Ruhn in dem Herzen mein.

Naschen wie Bienlein im Garten
Blumen und Honigschmaus,
Fliegen, vom Weltgift trunken,
Balbe wieder nach Haus.

Ewige Jagd nach dem Glück!
Gott siehst ihr lächelnd zu —
Seligstes Licht auf der Brücke —
Heimat, geliebte, bist du!

Wencel Scherffers „Lob der Musik“

Von Privatdozent Dr. Peter Epstein, Breslau

Wie man um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Schlesien über die Tonkunst dachte, was man von zeitgenössischer Musik wußte, das lehrt uns ein umfangreiches Poem des Dichters und Komponisten Wencel Scherffer von Scherffenstein, der zu damaliger Zeit als Schloßorganist in Brieg lebte. Seine doppelte Eigenschaft als Dichter und Musiker ist es, die uns das erste Buch seiner „Deutschen Gedichte“ (1652) besonders wertvoll macht; denn durch sie ist er in der Lage, den hier von ihm gewählten Stoff, „Der Musik Lob“, nicht nur mit Liebe, sondern zugleich mit Sachkenntnis zu behandeln. Daher gibt uns Scherffer nicht lediglich allgemeine Lobsprüche auf die Musik, sondern im Rahmen seines Vorleses eine kurzgefaßte „Musikgeschichte“, einen Abriß der Musiktheorie und schließlich — was für uns am wertvollsten ist — einen Überblick über das zeitgenössische Schaffen, soweit es ihm bekannt ist.

Wencel Scherffer (geboren in Leobschütz) ist in der schlesischen Barockliteratur weniger durch seine dichterische Leistung hervorgetreten, als vielmehr durch seine Arbeit an der deutschen Sprachbewegung. Als Anhänger der Deutschgesinnten Genossenschaft Philipp v. Zesen stellte er sich bewußt in den Dienst der Bestrebungen, für die — wie Scherffer sagt — „unser schlesischer Schwan, der sinnreiche Opitz, in der deutschen Poeterei vor etlichen zwanzig Jahren die Bahn gebrochen“, als er nämlich „mit seinen leichtfließenden Reimen handgreiflich gewiesen, wie man hin- für ein deutsches Gedicht, auch ohne allen Zwang und Einmischung fremder Sprachen Worte in unserer ohnedies sehr wortreichen Muttersprache schreiben und setzen könne“. Scherffer war einer der ersten, die sich die Wiederentdeckung der deutschen Sprache als Dichter zu eigen machten. In der Widmung des zweiten Buches seiner Gedichte spricht er sich über das Unrecht aus, das unserer „heroischen“ und natürlichen Sprache bisher geschehen sei, und verzeichnet mit Stolz die Tatsache, daß seit Opitz „von Jahr zu Jahr immer ein dapperer Kopf nach dem andern sich hervorgetan“, um die deutsche Sprache von Fremdwörtern mit Hilfe der Poesie zu reinigen — mit dem Erfolge, „daß man nun andere Sprachen kühnlich herbeirufen und sie befragen möge, ob die deutsche Reinkunst nunmehr nicht ohne einzige fremde und angeklebte bunte Lappen, von anderen Sprachen entlehnet, ansehnlich und prächtig aufziehen und bestehen könne.“ Galt diese poetische Arbeit der deutschen Schriftsprache, so führte der eingeschlagene Weg Scherffer zugleich auf ein für die Heimatkunde besonders wesentliches Gebiet, zur Volkssprache. Er wurde durch seine Gedichte nicht nur einer der ersten Vorkämpfer für die erneuerte hochdeutsche Sprache, sondern gehört außerdem zu den frühesten schlesischen Dialektschriftstellern. Seine mundartlich geschriebenen Dichtungen sind für die schlesische Sprache und ihre Entwicklung so bedeutsam, daß der erste Biograph Scherffers, Paul Drechsler, über dieses Gebiet seines Schaffens noch eine weitere Arbeit vorlegen konnte (1895). Durch die genannten Forschungen ist zwar das Leben und die Hauptleistung Scherffers für die Gegenwart genug erschlossen, nicht aber die inhaltliche Seite seiner Dichtungen erschöpft.

Scherffer war keineswegs wählerisch in bezug auf den Gegenstand seiner Poesie. Es schien ihm ebenso verdienstvoll, eine fürstliche Hochzeit, wie eine vom Herzog erlegte dreibeinige Wildsau zu besingen, und nur das eine bleibt für die Beurteilung maßgebend, daß die meisten seiner Gedichte überhaupt Gelegenheitswerke sind. Daher ist ihr Wert meist von dem gewählten Gegenstande abhängig. Und dies ist es, was Scherffers Gedichte musikalischen Inhalts auszeichnet: in ihnen wird die lehrhafte, oft unerträglich breite Anlage seiner Dichtungen wettgemacht durch das gegenständliche Interesse, das man ihnen auch heute noch entgegenzubringen vermag. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß sogar eins seiner Dialektgedichte musikalischen Inhalts ist. In diesem Fall wurde die Person des Angebildeten ausschlag-

Peter Epstein: Wencel Scherffers „Lob der Musik“

gebend: Apelles v. Löwenstern, zu dessen Wiedervermählung im Jahre 1637 Scherffer ein ganzes Buch „Hochzeitslieder“ dichtete. Löwenstern, wie sein Freund Scherffer Dichter und Musiker zugleich, wird in einem dieser Gesänge als Leiter der Bernstädter Kirchenmusik vorgeführt, jedoch nicht im „trockenen Tone“, der vielen sonstigen Ergüssen dieser reinfrohen Zeit eignet, sondern durch ein Gespräch dreier Bauern in schlesischer Mundart. Das umfangreiche Gedicht, das demnächst neu erscheinen soll, ist trotz seiner satirischen Färbung eine Fundgrube für die Musikauffassung und Musikpflege in Schlesien vor dreihundert Jahren. Läßt sich doch sogar die darin behandelte „Auferstehungshistorie“ mit gutem Grund als das Werk Heinrich Schüzens von 1623 wiedererkennen, sodaß uns durch Scherffers Bericht Schlesiens reger Anteil am damaligen musikalischen Schaffen in einem bezeichnenden Beispiel gezeigt wird. Außer diesen für die Kirchenmusik wichtigen Feststellungen finden sich in den genannten Hochzeitsliedern wertvolle Angaben über das weltliche Musizieren; in einer Ansprache Terpsichores an die Musiker ist die musikalische Umrahmung einer herrschaftlichen Hochzeit im damaligen Schlesien getreulich festgehalten. Eine vollständige Kapellmusik von Sängern und Instrumentisten ist aufgeführt. Ein reichbesetztes Orchester: Streicher, Bläser und Accordinstrumente (Violen, Posaunen und Lauten sind genannt) steht zur Verfügung. Die Sänger wetteifern in der Hervorbringung künstlicher „Clausulen“ (Verzierungen): die italienische Gesangsmanier ist also auch in Schlesien bereits siegreich geblieben. Wir erfahren sogar die Namen der Komponisten: Finetti, ein „Wälscher“, dessen überaus „schöne und liebliche Concerten, wie man sie jetzt nennet“ Scherffer rühmt, und Joh. Herm. Scheins „Waldbliederlein“ (1621) und „Hirtelust“ (1624) werden genannt. Die lehrhafte, etwas pedantische Natur Scherffers, die wohl das Haupthindernis wirklicher dichterischer Entfaltung gewesen ist, hat in diesem Falle uns eine wertvolle Zugabe beschert in Gestalt zahlreicher Anmerkungen, in denen der Dichter sich über den Inhalt der Hochzeitslieder sehr ausführlich verbreitet. Im letzten der Gedichte zu Löwensterns Hochzeit sind auch zwei Volksliederanfänge mit den Noten angeführt: „Will mir mein Rätlein wohl selber heimführ'n“ und „Wer weiß, wer unser Schwager ist.“

Soviel Wissenswertes musikalischer Art in diesen Hochzeitsliedern, dem achten Buch der Gedichte, auch enthalten ist, der Anlaß ist doch nur die zufällige Vorliebe des Hochzeiteres für Musik und Gesang. Daher ist das erste Buch, eben jenes eingangs genannte „Lob der Musik“ von wesentlich größerer Bedeutung, indem hier die Musik methodisch behandelt wird und den Hauptgegenstand der Dichtung ausmacht. Die Widmung vom 10. Februar 1562 ist an fünf Organisten gerichtet, nämlich Ambrosius Prose zu St. Elisabeth, Bernhard Beyer zu St. Maria-Magdalena in Breslau, Balthasar Hildebrand zu St. Peter und Paul in Liegnitz, Andreas Hammer Schmidt in Zittau (der bekannte Komponist, aus Brück in Böhmen gebürtig) und Leonhard Pfeffer „zur Lissau in groß Polen“. Bei den genannten Kirchenmusikern, die gleich ihm „des höchsten Lob auf Orgelwerken zu befördern“ verbunden sind, hofft Scherffer besonderes Verständnis für sein Lobgedicht zu finden. Dieses selbst legt er aber nicht in der ursprünglichen Fassung vor, die noch während des Dreißigjährigen Krieges („vor Jahren bei noch rumpelnd- und polterndem Kalbfell“) entstanden war, sondern in etwas vereinfachter, oder — wie Scherffers Ausdruck lautet — „entmagert“ Form: sicherlich zum Vorteil des auch jetzt noch ausreichend schwülstigen Gedichtes. Über seine Entstehung läßt sich der Dichter weiter vernehmen: „Ob nun jemand sagen möchte, daß die Musik meines geringfügigen Lobes nicht bedürfe, weil selbe sich wohl selber wegen ihrer Lieblichkeit und Wunderkraft bei hohen und niedrigen Standes Personen, denen die Natur nur musikalische Ohren (welche nicht bei jedermann anzutreffen) verliehen, annehmlich macht und einlobt, so hab ich doch ihr zu Ehren zur Zeit eines anmutigen Frühlings mich in ihrem Lobe üben wollen, hierzu mir gleich die ganze Natur bei ihrer Erneuerung

und Verjüngung den Kiel in die Hand gegeben: dessen ich mich so ferne gebraucht, als meine geringe Erfahrung und Wissenschaft in der Musik gereicht. . .“

So verwundert es uns nicht, das Gedicht mit einer Schilderung des Frühlings beginnen zu sehen und Apolls Zuruf an den Dichter zu vernehmen:

„Weil alles lebt und weht, so laß dir nicht zuwider
mein Anbefehlen sein: Ergreif auch deine Lieder
und gib dem Federvolk im Singen nichts bevor;
sing uns die Märie her und heb ihr Lob empor.“

Obwohl sich der Dichter häufig durch gelehrte Zitate oder gar Anmerkungen, etwa über die schwankende metrische Betonung des Wortes Musik, unterbricht, ist er mit seinem Lobgedicht bald im besten Zuge:

„Du Zeitvertreiberin, Freund aller Gasterei,
Du Bannerin und Zwang der tollen Raserei,
Du Kummerwenderin, du Kind der Pierinnen,
auf dich, mein liebstes Lieb, verweh' ich all mein Sinnen . . .“

Nun begibt sich Scherffer nach der Sitte seiner Zeit auf das Gebiet der Mythologie und führt, reichlich mit Zitaten prunkend, alle einschlägigen Sagen des Altertums an, am ausführlichsten natürlich Orpheus und Arion, um alsbald zu der Frage überzugehen, „wannher der Musik doch ihr erster Ursprung sei“. Das Lied bei der Arbeit wird hier angeführt, der Mutter Wiegenlied nicht vergessen und — gestützt auf Plinius — ein Abschnitt zur Naturwissenschaft hinzugefügt, von dessen Art nur zwei Verse zeugen mögen:

„Der Pfeifen sich ein Hirsch noch gerne zugesellt,
dem Elephanten auch das Singen wohlgefällt.“

Eine lange Anmerkung nach Kirchers „Musurgia“ macht uns mit einem westindischen Wundertier bekannt, das Tonleitern singt. Die Nachtigall wird als die Lehrmeisterin der modernen „fürstlichen Kapellen“ gepriesen.

„Was ist adagio? Was praesto? Was pian?
bei dieser Sängerin man alles merken kann.
Ihr forte weiß sie ja so zierlich auszusingen,
ihr Ritornello drauf die Lieblichkeiten bringen“,

wobei die Kunstausdrücke in einer Anmerkung sogleich verdeutscht werden. Für die Belesenheit Scherffers zeugt, daß er bei der folgenden Behandlung der Harmonie den Pythagoras mit Johann Kepler in Beziehung setzt: ein Deutscher habe den Griechen in Erklärung der Weltharmonie übertroffen! Mit Luther weiß Scherffer sich einig in seinem Zorn gegen die Musikverächter:

„Was sollte das vor Spott bei klugen Leuten bringen,
wenn einer immer kann ein Kunst-Lied mite singen?
Nicht-singen können ist vielmehr und allemal
Gelehrten eine Schand' . . .“

Man müsse froh sein, daß die musenfeindliche Kriegszeit vorüber, und nun der Tonkunst eifrig pflegen, wie es dann im einzelnen ausgeführt wird. Denn hier ist nun Scherffer in seinem Element. Angefangen von der Choralmusik, dem gregorianischen Gesang, kommt er bald zur Figuralmusik oder — wie er sie nennt — „Musica ambrosiana“, „in der viel Stimmen gleich mit Lust zum Ende laufen“. Diese werde oft mit „Stimmwerk untermischt und mit Trompetenklang am Freudenfest erfrischt“. Zur Knabenstimme trete die liebliche Viole, „die Zinke recht gedämpft viel Lieblichkeit zubringet“, Alt und Tenor werden durch Posauern verstärkt. Bei

der Orgelbegleitung wechselt man gern zwischen Flöten- und Schnarrwerk, wie man auch die Oktavlage (2', 4', 8' und 16-Fuß) der Begleitung einrichtet, um bald stärker, bald „subtil“ zu spielen, je nachdem es Lied und Text erfordern. Hier spricht der Praktiker und aus dem folgenden langen Abschnitt über die Orgel insbesondere der mit seinem Instrument verwachsene Kirchenmusiker.

Drei Arten musikalischer Tätigkeit sind es, die Scherffer zuletzt im einzelnen ausführlich behandelt: Singen, Sezen und Instrumentenspiel. Die Singstimme, deren verschiedene Tonlagen ebenso wie das Kastratentum nicht übergangen werden, wird in ihrem weiten Bereich geschildert, der „Cantus durus“ und „mollis“ genannt, erst später aber die alten Kirchentönearten. Am fesselndsten ist der lange Abschnitt über die musikalische Komposition, der nach einer Abhandlung über die hebräische Musik gleich zu den Meistern des 16. Jahrhunderts und seiner eigenen Zeit übergeht und mit Orlando di Lasso beginnt: „Hat nicht Orlando uns recht singen erst gelehrt?“ Die beiden Gabrieli werden erwähnt, des Luca Marenzio Madrigale, Finettis Motetten, Frescobaldis Orgelwerke gerühmt. Der „kluge“ Viadana ist als Erfinder der „konzerten“ bezeichnet. Von dem „an Musikanten reichen“ Lande Italien geht Scherffer über zu Goudimel, dem Vertoner der Lobwasserschen Psalmen, sowie den Orgelmeistern J. P. Sweelinck und Samuel Scheidt, „der neben Schützen kann recht zum Gemüte zielen“. Joh. Herm. Schein gilt offenbar Scherffers besondere Vorliebe. Auch hier nennt er seine Werke „Wald-Music“, „Israelis Bronnen“ und „Hirtelust“. Die Hamburger „Schulke“, Hieronymus und Jacob Praetorius, folgen, besonders eindringlich aber Michael Praetorius und seine „Musae Sioniae“, „sein ausgedrucktes Werk, das etlich tausend Stück in sich zu singen hält“. Nach dem Franken Theod. Riccius, in dessen Liedern man angeblich das „Rücken“ spürt (!), wird auch einmal ein Breslauer Meister des 16. Jahrhunderts, Gregor Lange, genannt:

„Da wo der Odersfluß und Ohl' einander grüßen,
ließ Langius zur Zeit der Musik Ader fließen.“

In frischem Andenken stehen nach Scherffer auch Jac. Handl (Gallus) und Seth Calvisius, dessen ernste Chöre noch immer gern aufgeführt werden. Einen langen Nachruf widmet er sodann dem früh verstorbenen Theoretiker Joh. Vippius und nennt schließlich mit Auszeichnung Bartholomäus Gesius, Hans Leo Haßler und Melchior Franck, sowie seinen verstorbenen oberchlesischen Landsmann Matth. Apelles von Löwenstern.

„Und hier im Vaterland hat Musik ihr erzogen
Apellem, der sie mit der Muttermilch gezogen,
dem mit Verwundern floß ein Liedlein aus der Hand,
da sonst von andern wird viel Sinnens drauf gewandt.“

Einen Bierzeiler widmet er auch Andreas Hammerschmidt, an den ja die Widmung mit gerichtet ist, und der „ohn' Heuchelei gered't“ „den Hammer wohl in Lieder-Schmieden führet“.

Mit drei Fürstlichkeiten: Herzog Moriz von Hessen, der Herzogin von Braunschweig und Kaiser Ferdinand III., schließt die lange Reihe der von Scherffer genannten Komponisten, aus der wir uns ein sehr gutes Bild machen können, welche Meister um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Schlesien wie anderwärts in Deutschland besonders geschätzt waren.

Der Schlußabschnitt über die musikalischen Instrumente gibt Scherffer noch Gelegenheit, sich über die Kirchentönearten und ihre ästhetische Wirkung auszusprechen. Von diesem schwierigen Thema aber ist es für den Autor nur ein kleiner Schritt bis zu den einfachsten und menschlichsten Begleiterscheinungen des Musizierens, z. B. den Gesichtsverzerrungen des Sängers, die er sehr derb zu schildern weiß:

„Beim Singen machen wir nicht all' ein zierlich Maul!
Sperrt einer das nicht auf, so spricht man, er ist faul;
eröffnet man's zu sehr, so finden sich, die sagen,
es ging ein Fuder Heu hinein mit Roß und Wagen“.

Dann werden noch zwei uralte Themen abgehandelt: der Musikantendurst und die Heilkraft der Musik.

Somit hat Scherffer das ganze Gebiet musikalischer Betätigung durchleuchtet und schließt mit einer Aufzählung um die Musik besonders verdienter Fürsten; hier ist eine musikkundliche Antwort Königs Sigismund III. von Polen besonders hübsch in Verse gebracht:

„Ihr wißt, daß Wir Euch nicht pflegen zu beschweren
mit Jägern, denn Uns darf niemand von euch ernähren
der Hund' ein ganzes Heer, als etwa sonst zur Lust
Vor Uns den Königen das Land erhalten muß!
Als laßt Uns die Musik unausgeredet bleiben:
denn sie die Zeit uns baß' als Jagen kann vertreiben;
so haben Wir uns fest in Unfern Königs-Ohr'n
viel lieber die zu hör'n, als anders was erfor'n.“

In diesem Zusammenhange ist auch, außer dem brandenburgischen Hofkapellmeister Rif. Zangius, Heinrich Schütz nochmals ehrend genannt:

„Weltkundig ist zugleich von Dänemark und Sachsen,
wie beide bei Musik, um daß sie möge wachsen,
viel Kosten angewandt, daß durch geübten Wiß
sie täglich höher bracht' ihr noch ergebner Schütz.“

Am Ende seines langen Lobgedichtes aber gedenkt Wencel Scherffer der Heimat:

„In unserm Schlesiens und lieben Vaterland,
als wo nicht minder auch der Krieger Mord und Brand
im Schwange ging, hat Gott doch mitten unterm Klingeln
der Waffen die Musik, ihm Ehr' und Lob zu singen,
erhalten, durch den Schutz und freie milde Hand
der Häuser, die den Stamm und ihren Herzogs-Stand
von königlichem Blut in langer Reihe führen...“

Mit dem Wunsche, daß die Musik auch weiter der Pfaffen Schutz finde und auf ihrem hohen Stand erhalten werde („denn höher sie kaum steigt“), schließt Scherffers „Lob der Musik“. Man mag den Kunstwert der Dichtung gering anschlagen, unbestreitbar ist sie ein schönes Zeugnis für die Beteiligung des Grenzlandes an den kulturellen Bestrebungen der deutschen Heimat. Vergessen wir nicht, daß sie in Brieg geschrieben wurde, wo durch Jahrhunderte Gesangbücher in polnischer Sprache erschienen, wo im Gymnasium ausnahmsweise neben der lateinischen die deutsche Unterhaltung den Schülern gestattet war, um den polnischen Zöglingen Gelegenheit zu deren Erlernung zu geben. Auch im Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges war Schlesiens ein Vorposten des Deutschtums, waren Männer wie Wencel Scherffer mit vollem Bewußtsein Kämpfer für einen großen, vaterländischen Gedanken.



Das schlesische Stammland als Kulturlandschaft

Von Professor Dr. Patscheider, Troppau

Entscheidendes Kraftfeld der abendländischen Kultur war stets der deutsche Volks- und Kulturboden. Mit seiner Zersetzung und inneren Auflösung in der Kulturkrise des 18., besonders aber des 19. Jahrhunderts erhebt sich immer drohender die Frage nach dem Kulturschicksal des Abendlandes, bis sie im 20. Jahrhundert scheinbar überzeugende Antwort findet im „Untergang des Abendlandes“.

Holt das mitteleuropäische Kraftfeld des Abendlandes zu neuem kulturschöpferischem Wurf aus, gewinnt die deutsche Gesittung wiederum die lebensvolle Einheit von Wissen und Glauben, wird „deutsche Kultur“ zu notwendig gestaltendem, eigenwüchsigem Leben, dann stehen wir an der Wende zum neuen Aufstieg des Abendlandes.

Viele Anzeichen sprechen dafür, daß ein neuer Frühling im deutschen Schicksal sich vorbereitet. Beseelung und Besinnung sind am Werke. Man sucht wieder zusammen zu schauen, was zerbröckelt ist. Der Organismus Volk kommt neu zur Geltung gegenüber dem mechanisierten Staat. Das deutsche Volkstum, schon einmal aus seinen Urquellen gedeutet von Sehern und Suchern der Romantik, sucht und findet sich gegenüber einer mechanistischen Vermassung und ringt um lebensrechtlichen Ausdruck.

Sippengefühl, Stammesgefühl, Volksbewußtsein wirken ineinander. Den einzelnen vergemeinschaftet die Sippe, die Sippen vergemeinschaftet miteinander und mit der im Lebenswirken beseelten Landschaft der Stamm, die Stämme klingen im Volk zusammen. Volks- und Kulturboden durchdringen einander im Westen unvermittelt, im Osten von Mitteleuropa vielfach nur mittelbar und gebrochen; denn im Osten liegt die Aufgabe noch ungelöst, Blut und Boden zur Einheit durchzugestalten.

Die abendländische Kultureinheit wurde niemals gestört durch die mitteleuropäische Stammesvielfalt, erhielt vielmehr von daher die stärksten Impulse. Die Sorge, Stammländer könnten das Volksgemeinland sprengen, hat höchstens tagespolitischen Sinn, kulturpolitisch ist sie hinfällig. Das deutsche Volk in der Vielheit seiner landschaftlichen Bindungen, in der Vielheit seiner geschichtlichen Überlieferungen, in der Fülle seiner Sippenverflochtenheiten, hat in den Stämmen seine organischen Glieder; ihre Bildung, ihr Werden und Wirken verbürgen die Lebenskraft der Gesamtheit.

Der deutsche Kulturboden gliedert sich seinen Stämmen gemäß in organische Kulturlandschaften, die mit den Grenzen alter und neuer Kleinstaaten nichts zu tun haben. Wenn der nun vorliegende deutsche Sprachatlas von Wenker-Webe — leider beschreibt er nicht den ganzen deutschen Volksboden — die Bedeutung solcher kleinstaatlichen Hoheitsgebiete für die Entwicklung und Begrenzung mundartlicher Einzelheiten zu erweisen scheint, so ist zweierlei zu bedenken: In der mundartlichen Eigenheit erschöpft sich die Kulturlandschaft eines Stammes nicht, und zur zerlegenden Arbeit der naturwissenschaftlich geschulten Sprachforschung muß die Zusammenschau der einer solchen Landschaft gemeinsamen Sprach- und Denkbilder kommen, zur Analyse die Synthese. Es läßt sich so die Vielheit der Mundartstämme auf größere Einheiten, auf die Kulturstämme, führen.

Dann ergibt sich eine tragfähige Mitte zwischen kleinstaatlicher Heimatbildung und heimatloser Morddeutschheit, eben die Kulturlandschaft des Stammes. Sie ist bedeutungsvoll in jedem Sinn, aber besonders für die grenzdeutschen Fragen entscheidend, weil sie zur zwanglosen, kulturellen Einordnung der grenzdeutschen

Gebiete in den deutschen Volks- und Kulturboden führt, weil sie weder an außenpolitische noch an innerpolitische Grenzen gebunden ist. Wir finden auf diese Weise neun Stammländer-Kulturlandschaften: Niederfranken und Niedersachsen, Mittelfranken (einschl. Hessen u. a.) und Thüringsachsen, Großschwaben und Bayern, das sind die sechs Kulturlandschaften der Altstämme, dazu die drei Landschaften der Neustämme: Nordostmark (Ost- und Westpreußen), Schlesien (Ostmitteldeutschland) und Südostdeutschland (Österreich).

Es ist hier nicht der Ort, um näher auf die Bildung der Neustämme einzugehen und besonders (in Ergänzung zu Nädler) darzutun, welche Gründe dafür sprechen, die Südostdeutschen östlich etwa der Linie Böhmerwald—Donau—Ems—Alpenkamm (dem alten *limes Avaricus*) zu den Neustämmen zu rechnen. — An dem Werden der Neustämme, die zusammen mit ihren Landschaften noch vielfach als Bruchstücke erscheinen, sind Kräfte aller Altstämme, besonders aber Franken, Thüringer, Sachsen und Bayern beteiligt, außerdem aber auch starke westslawische Elemente und ostlich fremder Zusatz. Dennoch ist die selbständige Eigenart dieser Neustämme an Sprache und Gesittung deutlich erkennbar, besonders im oberdeutschen Osten, in Österreich, und im mitteldeutschen Osten, in Schlesien.

Aus den Beiträgen zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgegeschichte der schlesischen Mundart, die uns in jüngster Zeit Wolfgang Jungandreas beschert hat, geht hervor, daß am schlesischen Stammeswerden neben slawischen Elementen in der Hauptsache Thüringer, Obersachsen und Bayern (oberpfälzischer Herkunft), außerdem noch Hessen und Rheinländer beteiligt sind.

Die Kulturlandschaft des ostmitteldeutschen Neustammes, das Stammland Schlesien, ist ein gewaltiges Bruchstück des deutschen Kulturbodens, ein „Prüfstein für die geschichtliche Reise und für die Fähigkeit der Deutschen zu einem großen, das Verderben der Zukunft bannenden Wurf“. Gehen wir seinen Grenzen nach, so erkennen wir sogleich die einzigartige Mittlerlage dieses Grenzlandes. Im Süden greift es mit seinem sudetenschlesischen Teil, der von der Elbelandschaft bis zu den Beskiden reicht, nach Böhmen und Mähren hinein, grenzt also hier an Tschechen, Morawen, Wallachen und Slowaken. Es hat hier keine unmittelbare Verbindung mit dem oberdeutschen Ostland (Österreich), wohl aber mittelbare Fühlung dahin durch die mährische Pforte (Oder-Marchfurche) und durch mundartliche Übergänge zur oberdeutschen Sprachgemeinschaft (Schönhengst-Zwittau). Tatsächlich fließen von seinem Südrand ständig lebendige Kräfte zum Donauland; in Geschichte und Kultur sind viel fältige Wirkungen von diesem lebendigen Verkehr ausgegangen. Ich erinnere hier nur an den Niederfürsten Franz Schubert der nicht „Wiener“, sondern schlesischen Stammes ist. In der Gegenwart wird der Mittlerberuf der schlesischen Kulturlandschaft besonders bedeutsam im Hinblick auf das nach Mitteleuropa vorgeschobene Westslawentum, dem schlesischen Stammland im Süden unmittelbar benachbart und vielfach mit ihm verbunden. Dieses lebensstüchtige Westslawentum hat — unbewußt oder bewußt — doch immer wieder am Kraftfeld des Abendlandes, am deutschen Kulturboden, teilgehabt als organisches Glied der mitteleuropäischen Welt.

Bevor wir den Südrand des Stammlandes verlassen, muß noch darauf hingewiesen werden, daß die Fernföhlung der Kulturlandschaft über die Beskiden und Karpathen hinauswirkt ins ungarische Becken. Die deutschen Siedlerwellen haben ja auch nach dieser Richtung ihre Ausfaat vollbracht. Vom Teschner Ländchen aus (Südostende des Stammlandes) erwandern wir ohne viel Beschwerde eine Reihe von deutschen Inseln jenseits der Beskiden im Waagthal und im Karpathenland (Zip). Das Teschner Ländchen, zu dem kulturell auch Bielitz gehört, zählt außer volksdeutschen Schlesiern gegen 50 000 Slonzaken, die sich zum deutschen Kulturkreis und namentlich zum Schlesiertum bekennen. Am östlichen Teil des schlesischen Südrandes haben überhaupt slawische Splitter Anteil, so die Wallachen

die schon mehr zu den Slowaken neigen als zu den Tschechen, und die Morawzen, welche nicht auf das Gultschiner Ländchen beschränkt sind, wo es ja auch deutsche Schlesier gibt. Die Morawzen nehmen in überwiegender Mehrheit kulturell dieselbe Stellung ein wie die vorerwähnten Slonzaken, nur sind die Slonzaken zum großen Teil evangelisch, die Morawzen katholisch.

Während der Südrand der schlesischen Kulturlandschaft ziemlich deutlich ethnographisch und kulturpolitisch aufzuzeigen ist, verschwimmt die Ostgrenze des Stammlandes in ungeklärten Zügen, Zungen und Inseln. Die Warthelandschaft im Oberlauf des Flusses bildet den Rand des geschlossen deutschen Stammlandes, greift aber bald in polnisches Volksgebiet über und wird dann mit dem Unterlauf des Flusses wieder Stammlandgrenze. Aber weit hinein ins Polenland, bis an die Weichsel und darüber hinaus haben die deutschen Kulturwellen schlesische Inseln angelegt. Jedenfalls wird uns bei dieser Betrachtung klar, wie sehr Schlesien nach dieser Seite hin Bruchstück ist, wie viel hier von seiner Mittlerstellung als Kulturlandschaft noch gefordert wird.

Kurz sei hier zu der natürlichen Dreigliederung des Stammlandes — Oberschlesien, Mittelschlesien, Niederschlesien — die Anmerkung gemacht, daß in kultureller Hinsicht „Oberschlesien“ besonders von der ethnographischen Gemengelage in Mitleidenschaft gezogen ist: Oberschlesien verstanden als Südteil des gesamten Stammlandes, etwa nach der Linie Kreuzburg—Hohenelbe; für dieses so verstandene Oberschlesien ergibt sich eine andere Dreiteilung, welche die kulturelle Lage des Stammlandes besonders kennzeichnet: Sudetenschlesien, Preußisch-Oberschlesien und „Polnisch“-Oberschlesien.

Womit nicht gesagt sein soll, daß die kulturelle Auseinanderetzung mit dem Polentum für Mittel- und Niederschlesien nicht mehr in Betracht kommt. An dieser Auseinanderetzung haben Mittel- und Niederschlesien wesentlichen Anteil; aber sie haben wenigstens im Westen den unmittelbaren Anschluß an die deutschen Kulturlandschaften Thüringsachsen und Niedersachsen und im Süden Oberschlesien vorgelagert.

Die Nordgrenze des Stammlandes Schlesien ist nicht so deutlich wie seine Südgrenze. Denn auch hier — und dies ist wieder bezeichnend für die schlesische Mittlersehung — ist ziemlich alles im Fluß. Einerseits greift das Polentum im Neke-Warthebruch Schlesien an die Nordflanke, andererseits hat die schlesische Neustammbildung auch nach dem Nordostmarkland übergegriffen, so daß in Ostpreußen um Elbing und auch gegen Königsberg kulturell Schlesiertum auftaucht. Da aber in der Nordostmark die Neustammbildung durch stärkere Anteilnahme niederländischer und niederfränkischer Elemente, sowie durch andersgearteten fremden Zusatz (Litauer u. a.) von dem schlesischen Neustamm doch immer mehr sich scheidet, wird sich die Linie Spree-Oder-Warthe-Neke als Nordgrenze der schlesischen Kulturlandschaft immer deutlicher darten.

Es wäre verlockend, all die Umstände zu berühren, welche die Großstadt Berlin an der Schwelle des schlesischen Stammlandes werden ließen, und die Wechselwirkungen zwischen diesem Werden und der Entwicklung Schlesiens zu untersuchen. Wir wenden uns aber nun zum Westrand Schlesiens, der im allgemeinen durch die Spreelandschaft gegeben ist, zum Teil auch in die Elbelandschaft übergreift. Die Eigenart dieses Westrandes liegt in seiner landschaftlichen Gestaltung — Samuel Großer nennt die Lausitz in seinen Denkwürdigkeiten 1714 „ein ander Mesopotamia“ und sagt: „Die außer dem weltberufenen Spreewald noch befindlichen großen Heiden zeigen, daß es vor Anbauung mit allem Recht ein Busch und Waldland habe heißen können“ — aber auch die vollkliche Schichtung ist einzigartig. Die Wenden (Sorben) zählen in der Ober- und Niederlausitz zusammen etwa 80 000 Menschen. Demgegenüber zählen die Deutschen allein in den drei Städten Bautzen, Spremberg und Rottbus) etwa 90 000. Die kulturelle

Durchdringung der Wenden geschah und geschieht hier ohne Druck und Zwang. Auch sprachliche Gründe drängen dazu, Ober- und Niederlausitz als Randbestandteile der schlesischen Kulturlandschaft anzusehen. „Kulturfrüchte reifen in der Lausitz erst nach 1600; das scheidet sie vom Westen.“ Auch die konfessionelle Scheidung — Oberlausitz katholisch, Niederlausitz evangelisch — entspricht dem schlesischen Gesamtbild.

Und wenn wir angesichts von Görlitz Jakob Böhmes gedenken und angesichts der Lausitz überhaupt der philosophisch-religiösen Erneuerer Fichte und Schleiermacher, dann werden wir gewahr, wie da, wo so viele Grenzen zusammenliefen, der religiöse Gedanke und das religiöse Gefühl sich nährten von „gemeinsam slawisch-germanischer Erinnerung an altes Glaubensleben“ (Niesengebirge, Zobten), sich immer wieder aus allen Gegensätzen heraus zur geistigen Grundhaltung des Stammes ausglich und wie seine Mittlerwendung in Böhmes Gotteskindschaft sich vertiefte, deren Bote der „schlesische Engel“ Angelus Silesius — von einer Seite polnischer Herkunft — ebenso wurde wie viele andere Seher und Dichter Schlesiens nach ihm.

Man mag die Wanderung am Rande des Stammlandes Schlesien wiederholen, so oft sie lockt, immer wieder bestärkt sich die Überzeugung von seiner unvergleichlichen Bedeutung für den mitteleuropäischen Kulturboden, dem sie als Kulturlandschaft zugehört, immer bleibt sie vom Schicksal berufen, aus ihrer deutsch-slawischen Schichtung und ihrer kulturellen Grenzlage Geduld, Hoffnung und Liebe zu schöpfen zur Vollendung des mitteleuropäischen Ausgleiches.



Dezembermorgen

Von Johannes Hönig

O reiner Morgen der Dezemberfrühe!
Statt frostig kaltem Regen schlehenweiß
hängt Raubreif von den Bäumen, jedes Reis
Ist perlenübersät, als ob es blühe.

Lichtblau der Himmel. Sonne kommt gegangen
Und strahlt ob all der frühlinghaften Pracht,
Ob all dem Blühen nach der Winternacht,
Die schlafeschwer hat über uns gegangen.

Klar ist die Luft, hell glänzt die Strahlensonne
Und blendet fast den nachtgewohnten Sinn,
Da werf' ich wandernd allen Plunder hin
Und trinke Sonne mir ins Herz und Wonne!

Die Entwicklung der schlesischen Kulturlandschaft

Von Studienrat Dr. Konrad Olbricht, Breslau

Uußerordentlich lohnend ist ein Blick vom Kleinburger Wasserturm. Vor uns liegt die Stadt Breslau, aus deren gewaltigem Häusermeer sich deutlich die Altstadt mit ihren hohen, gotischen Kirchen und den mit Renaissancekuppeln geschmückten Türmen heraushebt. Große Laubwälder und hier und dort die Rauchfahne eines Dampfers verraten den Auwaldgürtel des Obertales und im Norden erkennen wir die fruchtbaren mit Ackerland bedeckten Hügel des Ragengebirges, die bei Obernigk in mit Kieferwäldungen bedeckte Sandhügel übergehen. Im Süden überschauen wir die weite fruchtbare Ackerbauebene mit ihren großen, stattlichen Dörfern, an die sich mehrfach eine Zuckersfabrik anlehnt. Zur Osterzeit erscheint diese Landschaft wie ein großer, grüner Teppich durchzogen von den weißleuchtenden Streifen blühender Kirschbäume, zwischen denen wir hier und dort noch Schwarzerdeflächen erkennen. Wie ein gewaltiger Wächter überragt die Landschaft die stumpfe Pyramide des heiligen Zobtenberges, dem gegenüber seine Konkurrenten, der Rummelsberg und die Striegauer Berge verblaffen. Bei gutem Wetter schließen die blaugrauen Silhouetten der Sudeten das Landschaftsbild im Süden ab, deutlich kontrastieren die steilen Porphyrruppen des Waldenburger Gebirges von den breiten Rücken der Eule, und wie eine silberfarbene Wolke liegt in dunstiger Ferne der hohe noch schneebedeckte Riesengebirgskamm über der sonnigen Frühlingslandschaft.

Dieser Dreiklang: Sudetengebirge, Ackerbauebene und Landrücken beherrscht die Landschaft Mittelschlesiens. Nach Westen setzen sich Sudeten und Landrücken weit nach Niederschlesien fort, während an Stelle der Ackerbauebene sich die endlosen Kieferwälder der niederschlesischen Heide dehnen, die bereits in zunehmendem Umfange von den riesigen Tagebauten der Braunkohlenindustrie durchsetzt werden. Hier und dort leuchten zwischen dem Walde Fischteiche, die „Augen der Heide“.

Die fruchtbare Ackerlandschaft zieht sich über Oels und Ranslau noch weit nach Oberschlesien bis in die Kreuzburger Gegend und über Reisse, Leobschütz und die Leobschützer Lößlandschaft bis nach Rybnik und Pleß. Dazwischen dehnt sich das Gebiet der oberschlesischen Kiefernwälder, nur unterbrochen durch das fruchtbare Hügelland des Chelms, das mit dem hochragenden Annaberg, dem heiligen Wallfahrtsberge Oberschlesiens, steil gegen das Obertal abfällt. Schrotholzkirchen und strohgedeckte Lehmhaken sind vielfach die Kennzeichen dieser einsamen Landschaft. Rauchende Schlote, große Haldenberge, ragende Hochöfen und ein wirres Netz von Eisen- und Straßenbahnlinien bezeichnen das oberschlesische Industriegebiet. Ein Blick von dem Bismarkturm bei Myslowitz über den Schornsteinwald des Industriedreiecks (Gleiwitz, Beuthen, Rattowitz) einerseits und die früher russischen und galizischen Gebiete mit ihren kümmerlichen industriellen Anfängen andererseits lehrt so recht, daß Oberschlesien seine blühende Industrie, die zum größten Teil Polen als reife Frucht in den Schoß fiel, nicht nur seinen Bodenschätzen, sondern in erster Linie deutschem Fleiß verdankt, der auch hier wie in den ehemaligen Sümpfen des Regegebietes mit dem Namen Friedrichs des Großen verknüpft ist.

Heute fällt die politische Ostgrenze Oberschlesiens mit der Linie zusammen, die seinerzeit der Genfer Völkerbundsrat unter Vorsitz eines Chinesen mitten durch das Industriegebiet zog. Aber trotzdem reicht die deutsche Kulturlandschaft noch heute bis an die ehemalige Ostgrenze Oberschlesiens, jenseits derer erst die slawische Landschaft mit ihrer geringen industriellen Entwicklung, ihren ärmlichen Dörfern und ihrem kaum ausgebauten Straßennetz beginnt.

Ähnlich ist es im Süden. Nicht die heutige politische Grenze zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei bildet die Grenze des deutschen Kulturraumes, sondern die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Tschechen. Der Name „Sudetenland“ bezeichnet diese Tatsache klarer als langatmige Ausführungen.

Wie Schlesien ist auch das Sudetenland heute eine ausgesprochene Kulturlandschaft. Zwischen höheren bewaldeten Gebirgen dehnen sich fruchtbare Feld- und Wiesenflächen, stundenlang reist sich an den Bächen und Flüssen Dorf an Dorf, hier und dort sich zu einer Industriestadt mit rauchenden Schornsteinen verdichtend. Zahlreiche zur Bekämpfung der Hochwasser erbaute Talsperren erzeugen elektrische Kraft. Große, ausgedehnte Hochwiesen ziehen sich auf der sonnigen, böhmischen Seite bis hoch hinauf auf den Kamm übersät mit Hunderten von Bauden, die auf dem Kamm zu großen Gasthäusern umgebaut sind, und selbst den Gipfel der Schneekoppe hat die menschliche Siedelung erklettert.

Uppige Ackerflächen mit großen, reichen Bauerndörfern bedecken heute mehr als die Hälfte des schlesischen Bodens, nicht ganz ein Drittel ist bewaldet, den Rest nehmen Wiesen und Weiden ein.¹⁾

Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der modernen Landschaftskunde, die „Urschöpfung“ wiederherzustellen, die der Mensch vorfand, als er zum ersten Mal von dem Lande Besitz ergriff, um dann zu zeigen, wie sich allmählich aus ihr die heutige Kulturlandschaft entwickelte. An diesem hohen Ziele arbeiten mehrere Wissenschaften. Die Geologie zeigt uns die Verbreitung guter und schlechter Böden (Siedelungsböden und Waldböden) und gibt uns im Verein mit der Botanik Hinweise, wo sich früher einmal Steppen ausgebreitet haben (Verbreitung der Schwarzerde und Funde ehemaliger Steppenpflanzen an besonders geschützten Orten). Die Deutschkunde versucht sich im Verein mit geschichtlichen Forschungen nicht nur die Namen der Orte zu erklären, sondern aus ihnen auch Schlüsse über die Natur der ehemaligen Landschaft und die Herkunft der Siedler zu ziehen, vor allem sucht sie festzustellen, welche Ortsnamen auf früheren Wald hinweisen. Hier wird sie unterstützt von der Siedlungskunde, welche die Grundrisse der Siedelungen und die Verteilung der Feldfluren analysiert und z. B. festgestellt hat, daß die Reihendörfer immer auf ehemaligen Wald hinweisen (Waldhufendorf). Ergänzt wird sie wiederum durch die Vorgeschichte, welche durch kartographische Festlegung aller Funde der Vorzeit, die Ausdehnung des in der Vorzeit noch siedelungsfeindlichen Waldes zu ergründen sucht.

Die Kunstgeschichte deutet das Siedlungsbild in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung und versucht einmal die Städte und ihren Werdegang aus den Baudenkmalern zu erkennen, sodann aber auch auf ihr Aussehen in früheren Zeiten Schlüsse zu ziehen. Die von diesen Wissenschaften erarbeiteten Erkenntnisse werden endlich in zahlreichen Einzelheiten von der Volkskunde ergänzt. Ungeheuer groß, weitfassend und vielseitig sind so die Aufgaben der modernen Landschaftskunde, für die so recht das Wort Goethes gilt:

Wie alles sich zum Ganzen webt,
Eins in dem andern wirkt und lebt.

Die folgenden Zeilen sind ein erster und in vielen Einzelheiten noch unvollkommener Versuch, in größten Zügen ein Bild vom Werdegang der Kulturlandschaft Schlesiens und des Sudetenlandes zu entwickeln.

Die ältesten Spuren der Besiedelung des schlesischen Bodens durch den Menschen sind zahllose kleine Steinwerkzeuge (Mikrolithen), die in immer größerem Umfange

¹⁾ Schlesien und Sudetenland bilden einen einheitlichen Kulturraum. Von diesem behandle ich in den folgenden Zeilen in erster Linie den heute noch Deutschland gehörenden Teil, allerdings mit ständigen Hinweisen auf die Nachbarräume.

auf den Dünen gefunden werden. Wahrscheinlich handelt es sich um nomadenartig umherstreifende Sippen, da nirgends Funde von Wohnplätzen gemacht wurden. Völlig ändern sich die Verhältnisse in der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit, aus denen überreiche Funde unsere Heimatmuseen zieren.

Da ein großer Teil dieser Funde auch schon kartographisch festgelegt ist, können wir uns mit Ergänzung durch pollenanalytische Untersuchungen der Moore schon ein recht gutes Bild der schlesischen Landschaft etwa zu Beginn des ersten vorchristlichen Jahrtausends machen.

Die Sudeten waren damals ein endloses Waldgebiet, nur hier und dort von schmalen Wiesentälern durchzogen. Ausgedehnte, von Wiesenstreifen unterbrochene Waldungen bedeckten wohl auch den größten Teil der Niederlausitz. Da die Baumgrenze wahrscheinlich um mehr als 400 m höher als heute lag, war der Fichtenwaldgürtel der heutigen Hochsudeten stark mit Laubwald durchsetzt, und der größte Teil des Kammes war bewaldet.

Weite Grassteppen, unterbrochen hier und dort von Baumgruppen und Urwaldstreifen an den Ufern der Flüsse, dehnten sich von Liegnitz östlich über die Breslauer Ackerbauebene nach Oberschlesien bis Oppeln und Kosel und entsandten Ausläufer nach Süden bis Nimptsch und Frankenstein und oderabwärts in die Glogauer Gegend.

Aber auch das heutige obererschlesische Waldgebiet war durch ausgedehnte, waldfreie Flächen unterbrochen und ähnelte mehr einer mit Waldinseln durchsetzten Savannenlandschaft vom Charakter der heutigen russischen Vorsteppen. Mindestens ein Drittel der Fläche Schlesiens war damals waldfrei und besiedelt. Die dichteste vorgeschichtliche Besiedelung zeigt Schlesien in der Zeit der Urnenfriedhöfe. Gegen Ende der Bronzezeit erbaut das Urnenfriedhofsvolk gegen Eroberer, die von den verschiedensten Seiten nach Schlesien eindringen, an zahlreichen Stellen Erdbefestigungen (Schwedenschanzen), und von Norden her einwandernde Germanen besiedeln das Land und überlassen es erst in der Völkerwanderungszeit slawischen Stämmen.

Diese Wanderungen sind wohl teilweise durch Klimaveränderungen bedingt, die sich auch im Landschaftsbild in einer Verengung des Siedelungsraumes und einer Ausbreitung des Waldes kundgeben. So erscheinen gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends als dichter besiedelte Gebiete nur die Ackerbauebene zwischen dem Trebnitzer Hügelland, Liegnitz, Brieg, Striegau und Strehlen, sowie die Vöslandschaft zwischen Reisse und Ratibor und Teile des Obertales vor allem in der Gegend um Glogau. Etwa drei Viertel der Fläche Schlesiens waren damals bewaldet, und an Stelle der heutigen ein Zehntel der Fläche bedeckenden Wiesen dehnten sich vielfach unwegsame Sumpflandschaften. Die Slawen siedelten in kleinen Straßendörfern, erbauten mit Stroh gedeckte Lehmhütten und pflügten meist noch mit dem hölzernen Pfluge; Viehzucht, Jagd und Fischerei spielten im Erwerbsleben eine bedeutende Rolle. Nur wenige schwer gangbare Straßen verbanden Schlesien mit den Nachbarlandschaften, und der stark verwilderte und versandete Oderstrom spielte für die Schifffahrt nur eine geringe Rolle. Wir werden wohl der Wahrheit nahe kommen, wenn wir die Bevölkerung des slawischen Schlesiens auf etwa 100 000 bis 150 000 schätzen. Die vorherrschende Siedlungsform war das Dorf, im Anschluß an die Burgen (Kastellaneien) bildeten sich wohl mehrfach schon kleine, stadthähnliche Markttorte, über deren Größe aber jede sichere Angabe fehlt.

Mit Recht betont Max Hellmich den geringen kulturellen Wert der slawischen Episode Schlesiens: „Zielbewußte und tatkräftige Siedler hat Schlesien durch die Einwanderung der Slawen nicht gewonnen. Der Wald konnte sich noch weiter als in der Eisenzeit ausdehnen und diente den Siedlern als Zuflucht in unsicheren Zeiten. Die Seehöhe von 250 m an haben die Slawen nur an durchgehenden Straßen oder zur Deckung der Grenzen überschritten. Die Bodenbeschaffenheit spielte bei ihnen keine Rolle, da sie ja nicht einmal den von altersher in Besitz genommenen guten Siedelungsboden erschöpfend bebauen konnten.“

Die stärkste Veränderung der schlesischen Landschaft bringt dagegen das Zeitalter der deutschen Kolonisation des Ostens, dieser Großtat des deutschen Mittelalters, deren Früchte leider die politische Schwäche der folgenden Jahrhunderte nicht reifen ließ.

Aber nicht als Eroberer kam der Deutsche in das Land, um heiligen polnischen Boden zu rauben, sondern auf Wunsch polnisch-slavischer Fürsten, denen die deutsche Kulturarbeit willkommen war, um das niederliegende Land zu erschließen und dem Volke den fehlenden Mittelstand als Kaufmann und Gewerbetreibenden zu geben. So wurden der deutsche Bauer, der deutsche Kaufmann und der deutsche Gewerbetreibende die Begründer des neuen Schlesiens. Die deutsche Einwanderung setzte kurz nach 1200 ein und ist etwa 150 Jahre später abgeschlossen. In dieser Zeit sind etwa 200 000 Einwanderer nach Schlesien gekommen; über 15 000 qkm Wald wurden gerodet¹⁾ und große Sumpfgebiete in fruchtbare Wiesen und Tieflandschaften verwandelt. Die Karte zeigt vor allem nach den Forschungen von Max Hellmich die Verbreitung dieser meist an den Walddorfsdörfern und Ortsnamen (Neurode, Konradswaldau usw.) erkenntlichen Rodungsgebiete.

So entwickelt sich Schlesien bis zum Dreißigjährigen Kriege trotz mancher Rückschläge wie während der Hussitenkriege zu einem blühenden Lande von etwa 800 000 Einwohnern. Der Ackerbau erzeugt Getreide, Röhre, Gemüse und Flachs, an zahlreichen Stellen reist die Rebe, und auf den Weiden und Brachen der Dreifelderwirtschaft weiden große Schafherden. An zahlreichen Stellen wird Bergbau getrieben, und in den Wäldern der Gebirge liegen neben rauchenden Meilern die Glashütten.

Die Städte blühen durch Handel und Gewerbe, wenngleich auch die sehr schlechten Straßen den Verkehr verlangsamten und die Oder wegen der vielen Wehre und Mühlen für die Schifffahrt auf größeren Strecken gesperrt ist. Turmgeschmückte Mauern umgeben die Städte, deren gotische Spitzen meist schon als Renaissancekuppeln umgebaut wurden. Außerhalb der Umwallung entstehen mehrfach ausgedehnte Vorstädte, und besonders wichtige Städte wie Breslau und Liegnitz zeigen als bessere Wehr schon die gewaltigen Erdbefestigungen der Bastionen mit den breiten vorgelagerten Gräben. Bei der Schwierigkeit der Nahrungsmittelzufuhr sind die Städte verhältnismäßig klein. Breslau als eine der größten Städte des deutschen Ostens zählte höchstens 25 000 Einwohner, solche wie Görlitz, Schweidnitz, Neiße und Glogau vielleicht 8000, Liegnitz und Troppau etwa 6—7000. Aber die Bilder Merians zeigen, wie stattlich diese Städte trotz zahlreicher Stroh- und Schindeldächer ausgesehen haben müssen.

Der Dreißigjährige Krieg und die Gegenreformationen haben Schlesien starke Wunden geschlagen; wanderte doch die Bevölkerung ganzer Städte wie Glogau in das damals duldsamere Polen. Noch heute erinnern an diese Zeit die großartigen Barockbauten vor allem der großen Klöster und die zahlreichen Gnaden- und Friedenskirchen. Doch hob sich das Land in den folgenden Friedenszeiten und zählte zur Zeit der Besitzergreifung durch Friedrich den Großen fast 1,1 Millionen Einwohner.

Wenn im Jahre 1787 fast 1,7 Millionen gezählt wurden, so zeigt diese Zunahme besser als langatmige Ausführungen, wie der große König bestrebt war, das neu-gewonnene Land wirtschaftlich zu heben, obgleich auch Städte wie Breslau, Glogau, Glas, Rosel, Schweidnitz und Neiße in ihrem Wachstum stark durch die gewaltigen Festungswerke gehemmt wurden. Etwa vierzig Ortsnamen erinnern an die gegen-reiche Kolonisationsarbeit des großen Königs, dem Schlesien auch den Anbau der Kartoffel, die Einführung der Seidenraupenzucht, die Glashütten im ober-schlesischen Waldgebiet, die Steigerung des Erzbergbaues im Beuthener Gebiet und die Hebung

¹⁾ Dazu kommen weitere 4000 qkm im Sudetenanteile der heutigen Tschechoslowakei.

des Textilgewerbes, die Verbesserung der Straßen und ihre Bepflanzung mit Bäumen, sowie den Beginn der Oderregulierung verdankte. Ein Beweis der weisen Fürsorge des Königs sind auch die zahlreichen Kornspeicher, die nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande errichtet wurden und manchmal (Lohe, Bettlern) dem Dorfbild einen eigenartigen Zug geben.

Die Entfestigung der meisten Städte, der Ausbau der Straßen und die Einführung der Zuckerrübe sowie der Aufschwung des Kohlenbergbaues und der Fabrik-industrie kennzeichnen die fünfzig Jahre bis 1842, als Schlesiens erste Eisenbahnlinie eröffnet wurde. Damals zählte das Land fast 2,4 Millionen Einwohner, um zu Beginn des Weltkrieges rund 5,5 Millionen zu erreichen. Das riesige Anwachsen der Städte, die Entwicklung der auf die Steinkohle gestützten Industriegebiete und der Ausbau des Oberstromes zu einer für den Großverkehr geeigneten Wasserstraße fallen in diese Zeit. Das letzte Jahrzehnt vor dem Weltkriege kennzeichnet der Bau der großen Talsperren und die gewaltige Entwicklung des niederschlesischen Braunkohlenbergbaues, der schon seit 1890 die Glashütten aus dem Gebirge in die Nieder-Lausitz zu ziehen beginnt. Dafür bleibt das Sudetenland führend in der Textil- und Papierindustrie und die früheren Weberdörfer wachsen zu großen Fabrikorten an. Außerhalb des Waldenburger Kohlengebietes entwickeln sich so zu großen Industriegebieten Teile des Hirschberger Tales, das Gebiet der oberen Weistritz, die Gegend zwischen Reichenbach an der Eule, die Landschaft um Landeshut und vor allem auf der böhmischen Seite das Flußgebiet der oberen Iser und ihrer Nebenflüsse (Tannwald, Morchenstern) und die Umgebungen von Gablonz und Reichenberg.

Von landschaftlicher Bedeutung ist auch die starke Entwicklung der Granit- und Steinbrüche, denen die Verbesserung der Straßen in erster Linie zu verdanken ist. — Aber auch das flache Land verändert sein Aussehen unaufhaltsam. An Stelle des Napses und der Färberröte früherer Zeiten treten in immer größerem Umfange die Zuckerrübenfelder, durchzogen von zahlreichen Feldbahnen, welche die Rüben den großen Zuckerraffinerien zuführen. Auf den Feldern vor allem des Großgrundbesitzes arbeiten Dampfpflüge und Erntemaschinen, und die bunte Pracht der Un-träuter verschwindet in zunehmendem Umfange infolge vervollkommener Feldbestellung. Der Großgrundbesitz spiegelt sich auch im Landschaftsbilde wider in den außerordentlich großen einheitlichen Feldflächen, den großen Wirtschaftsgebäuden (Dominien) sowie den oft schloßartig gestalteten Gutshäusern. Ein Kennzeichen der intensivierten Landwirtschaft ist auch die Zunahme der Obstbäume an den Landstraßen, und seit einem Jahrzehnt durchziehen die großen Leitungen der elektrischen Überlandzentralen mit immer dichter werdendem Netze die Landschaft, die so für den Naturfreund allerdings auch stark an Reizen verliert. Nicht weniger gilt dies von den Wäldern, deren Romantik mit der Zunahme der Forstkultur und der Verdrängung der langsamer wachsenden Laubhölzer durch die Kiefern und Fichten immer mehr im Schwinden ist. Treffend spricht Schube von einer „Vertieferung“ unserer Wälder.

In der Nachkriegszeit endlich macht der Gedanke der „Auflösung der Stadt“ große Fortschritte, und nach Überwindung der Mietstafelne kennzeichnen immer weiter sich ausdehnende Siedlungen und Villenviertel mit eingestreuten Grünflächen und Sportplätzen den Geist einer neuen Zeit, die das Wort Rousseaus „Zurück zur Natur“ in bescheidenen Anfängen zu verwirklichen sucht.

Das heutige Aussehen verdankt also die schlesische Kulturlandschaft in erster Linie einer mehr als siebenhundert Jahre langen Kulturarbeit des deutschen Volkes. Wer die hier kurz entwickelten Umgestaltungen noch einmal rückschauend überblickt, dem scheint die noch heute in Polen nicht verstummende Forderung nach einer Rückgabe des gesamten Schlesiens an das polnische „Mutterland“ beinahe wie ein Hirngespinnst. Und warum ver-schweigen die polnischen Schriftsteller, welche immer von einer „Eroberung“ des

schlesischen Bodens und einer „Zurückdrängung“ des Slawen durch den Deutschen sprechen, die Tatsache, daß es polnische Fürsten waren, die den deutschen Kolonisten ins Land riefen, weil die slawische Bevölkerung zur Erschließung desselben unfähig war? Ebenso liegen die Verhältnisse im Sudetenland. Deutsche Kolonisten rodeten hier die ehemaligen Urwälder und deutsche Tatkraft schuf inmitten der Waldgebirge die großen Industriegebiete, die als Folge des Weltkrieges dem Tschechenstaate als reife Frucht zufließen.



Vor dem Grabmal des Ahnherrn

Von Ernst Wachler

Ein alter Friedhof, längst geschlossen, still und leer.
Die grüne Wildnis nur vom Vogelschwarm belebt,
des holbe Lieder tönen durch die Maienluft.
Ein Eisengitter, das die Platte rings umschließt
des weißen Marmelsteins: die Ahnengruft,
wo an der Gattin Seite schläft der hohe Greis.
Sein Name — meiner — eingemeißelt in den Stein.

So ruhest auch du dereinst von allen Mühen aus,
von allem Kampf, ans Ziel gelangt der Lebensfahrt.
Doch welch ein Schleier sinkt vom feuchten Auge mir?
Verwandelt schein ich. Ruh ich nicht im Grabe selbst,
schon allem Kampf entrückt, und atme nicht den Hauch
des linden Abends, höre nicht den Haingefang,
den lieblichen, der Vögel? Steht am Eisengitter nicht
ein Fremder, sinnend, tief das junge Haupt geneigt? —
Wer bist du Fremdling? Seltsam scheinst du mir bekannt,
die Züge mir vertraut. Wär's Täuschung? Sind dies nicht
des Enkels teure Züge? Jetzt erst, jetzt erkenn ich sie.
Ihn hat gewiß ein dunkler Drang hierher geführt,
zu schaun des Ahnherrn Stätte und verschollnen Ruhm
Nicht ganz bin ich vergessen, mein Geblüt nicht ganz
erloschen, wenn er fühlt, wie ich gefühlt.
Hör meine Stimme aus dem Grab und bleibe treu
der Väter Brauch und ihrer edlen Sinnesart.
O sei gesegnet, daß du einmal kamst hierher,
und nimm des Ortes tiefen Frieden mit hinweg!
Der Grund ist heilig, den dein flücht'ger Fuß betrat;
wer friedlos, findet unter diesen Wipfeln Raft.

Ist's Traum, ist's Wahrheit? Flüsterte der Wind? Mich dünkt,
es wehen Geisterstimmen in beschwingter Luft.
Wir alle ziehn in flücht'gem Schattenspiel vorbei;
bald Ahn, bald Enkel, und sich selbst kennt keiner hier.

Einfluß der österreichischen Bühne, insbesondere Dittersdorffs, auf das obererschlesische Theaterleben

Von Friedrich Kaminsky, Hindenburg

Wenn auch die Trennung eines großen Teils Schlesiens von dem Hause Habsburg die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu Österreich zerschnitt, so unterlag doch Schlesien wenigstens in kultureller Beziehung noch den Einflüssen, die nach wie vor an der Grenze nicht Halt machten. Auf dem Gebiete des Buchwesens habe ich in meinen „Beiträgen zur Geschichte des obererschlesischen Buchdruderei-, Buchbinderei-, Papierhandels-, Zeitschriften- und Buchhandelswesens bis 1815“ (Breslau, Friebatsch 1927) manchen Austausch auf geistigem Gebiete nachgewiesen. Bezüglich der dramatischen Kunst war es zu vermuten, daß die Reichweite der österreichischen Bühne an den Grenzen Preußisch-Schlesiens nicht aufhören würde. Neuere Forschungen auf dem Gebiete der Theatergeschichte Schlesiens haben tatsächlich ergeben, daß in 24 Fällen es nachgewiesen werden kann, wo in den Jahren 1740 bis 1840 österreichische bzw. böhmische Schauspieler- und Operngesellschaften die Grenze nach Preußisch-Schlesien überschritten haben, während das Umgekehrte nur in einem Fall eingetreten ist, nämlich als 1812 bis 1814 die Reisser Schauspielersdirektion Vogt u. Groche Troppau suchte. Aber dies erklärt sich nicht etwa aus einem Austausch der Direktionen zwischen Troppau und Reisse, also aus einem zur ständigen Gewohnheit gewordenen Bedürfnis der Troppauer, sondern aus der Kriegslage, die, den Schauspielern ungünstig, zur Abwanderung nach Troppau zwang.

Es würde zu weit führen, in folgendem einen genauen Nachweis für die Versorgung Schlesiens, besonders Obereschlesiens mit aus dem Österreichischen kommenden Theatergesellschaften in allen Einzelheiten zu führen. Hier sei nur das eine festgestellt, daß es vier Ausfallstore gab, von denen aus die Schauspieler preussischen Boden zu betreten pflegten: Troppau, Bielitz, Nachod und Olmütz. Dazu kommen noch zwei einmalige Ausgangspunkte für den österreichischen Kulturstrom in Frage: Jauernig und Roßwalde, von denen besonders ersterer von größter Bedeutung war. Die vier erstgenannten Theaterstädte jenseits der Grenze standen in engster Verbindung mit dem Hoftheater des Fürsten von Anhalt-Plötz, der seinerseits wieder Gleiwitz bespielen ließ, mit den Troppau benachbarten Städten Neustadt bzw. Reisse, dessen große Garnison gern aus einem Theaterbesuch Kurzweil schöpfte, mit den schlesischen Bädern, besonders Rudowa, von wo aus eigentlich recht früh gerade deutsche Klassiker aufs flache schlesische Land getragen wurden, und mit Ratibor, wohin aus Olmütz über Teschen oder auch über Troppau süddeutsche Kunst ihren Weg nahm. Es gingen den Weg über Troppau: Christian Schulz nach Ratibor, Oppeln, Cosel, 1775, Sartori nach Obereschlesien 1805, Felix Frajel aus Teschen nach Ratibor 1815, August Weise nach Leobischütz 1818, Ferdinand Keder nach Leobischütz, Ratibor 1818, Keder im Herbst nochmals nach Oberglogau, 1821 sogar mit fünfjähriger Konzeption auf Verwendung des Grafen Hardenberg bis Brieg; über Bielitz: Philipp Andrasch nach Pleß 1776, Andreas Hornung nach Pleß und Gleiwitz 1796, nach Jägerndorf 1798, Stalla aus Teschen 1803, Flebbe (unter der Protektion des Juweliers des Fürsten von Pleß) nach Pleß und Gleiwitz 1808, Meyer und Flebbe nach Pleß 1816; über Nachod: Ignaz Vinzenz nach der Grafschaft Glatz 1789 (spielt Klassiker) und die Suwaische Gesellschaft nach Rudowa 1821; über Olmütz: J. G. Mauler nach Neustadt 1750 und Landeck, Joh. Gottfr. Vogt 1756, Schwerdtperger nach der Grafschaft Glatz 1763, Ignaz Heyder nach Glatz 1770 (?), nochmals 1787 nach Glatz mit 15 Personen (vielleicht identisch mit Sartori), G. D. L. W. von Kesteloot nach Ratibor 1837.

Selbstverständlich sind nicht nur diese Gesellschaften aus dem Österreichischen nach Schlesien gekommen. Man kann, ohne zu übertreiben, auf Grund der Erfahrungen, die das reiche Aktenmaterial des Staatsarchivs Breslau bietet, die doppelte Zahl annehmen. Auch sind noch andere Gesellschaften feststellbar, z. B. eine solche aus Prag in Guttentag gegen 1795; ferner erfuchen um Spielerlaubnis für Schlesien 1837 Leopold Hoch aus Troppau, 1837 A. Maria Theresia Triebel aus Hohenstein und noch 1856 F. Blum aus Olmütz. Die Zahl derer, die es versuchten, von Böhmen, Mähren und Galizien aus Schlesien zu bespielen, gar nicht mitgerechnet.

Die preussische Regierung hatte bekanntlich das wirtschaftliche Interesse daran, keine fremde Industrie verdienen zu lassen. Eine Schauspielkonzession wurde daher bis weit ins 19. Jahrhundert hinein rein geschäftsmäßig aufgefaßt. Auch mag ein bißchen Spionageverdacht mitgesprochen haben. Denn in der Zeit Friedrichs des Großen streben die Theatergesellschaften meist nur nach Festungen und großen Garnisonen. Nur dort scheint sich das Theaterspiel gelohnt zu haben. Wenigstens ist einmal bei den Akten das Befremden ausgedrückt, daß eine auswärtige Truppe nur nach solchen Orten wolle.

Die Konzessionsakten sind aber der Anlaß, daß überhaupt Spuren von verschiedenen Theatergesellschaften geblieben sind. Denn abgesehen von Reisse, datiert der erste Theaterzettel aus Oberschlesien erst vom Jahre 1829. So wissen wir aus den Akten auch z. B., daß Johann Georg Maulers Gesellschaft (aus Mähren) eine „Banda“ (Hofkomödianten des Grafen von Schaffgotsch) war, die „mit Roß und Wagen“ weiterzog. Also handelt es sich hier noch um eine Wanderbühne, die im Freien ihren „Karren“ aufschlug und wahrscheinlich noch Stegreif-Burlesken aufführte. Sie war zwei Monate in Olmütz, dann rasch hintereinander in Zuckmantel, Weidenau, Landeck, Zauernig. Der 25 Jahre später ebenfalls aus Österr.-Schlesien ankommende Christian Schulz ist der Bruder jener Karoline Schulz-Kummersfeld, die später zum Goethekreis in Weimar gehörte. Er nannte sich schon kurz und schlicht „deutscher Schauspieler“.

Aber schon sechs Jahre eher war ein entscheidender Wendepunkt in der schlesischen Theater- und Musikgeschichte eingetreten. Der Schöpfer der deutschen Komischen Oper, Karl Ditters von Dittersdorf, war 1769 nach Roßwalde und später an den Hof des Fürstbischofs von Breslau (Grafen Schaffgotsch) nach Zauernig gekommen. Hier nahm er bald die Stelle eines Amtshauptmanns ein und schuf seine damals berühmten Opern „Doktor und Apotheker“, „Rothkäppchen“, „Hieronymus Knicker“ u. a. Ob auch von Roßwalde aus, wo der bekannte „Wundergraf“ Hodiß seinen Musensitz aufgeschlagen hatte, dessen Musik- und Theatergesellschaften ins benachbarte Reisser Land kamen, steht nicht fest, ist aber anzunehmen. Denn die Beziehungen und wechselseitigen Besuche des Grafen bei Friedrich II. sind bekannt.

Die Zauerniger Musterbühne unter Dittersdorfs Leitung hat jahrelang einen großen Einfluß auf das schlesische Bühnenleben ausgeübt. Überall, auch in den kleinsten oberschlesischen Landstädten finden wir seine Stücke immer wieder im Spielplan, soweit er den Akten einverleibt wurde. Dittersdorfsche Kirchenmusik wird z. B. 1830 noch in Gleiwitz, laut Zeitungsanzeigen, verkauft. In Reinerz fand ich Dittersdorfsche Noten. In Breslau hat der Komponist unter beispielloser Begeisterung des Publikums sein Oratorium „Hiob“ selbst dirigiert. Sein musikalisches Können als Violinvirtuose und Komponist wurzelt in Wien, seiner vielgeliebten Vaterstadt. Seine Lebensarbeit aber hat sich dicht an der schlesischen Grenze abgepielt. Ja 1796, als sein Gönner, der Fürstbischof, gestorben war, scheint Dittersdorf völlig nach Dels übergesiedelt zu sein, wo eine zweite Blütezeit in seinen Kompositionen den schon überalterten und von schwerer Krankheit geplagten Komponisten überrascht hat. Jedenfalls hat er hier als Braunschweigisch-Delser

Hofkapellmeister und Komponist sehr produktiv gewirkt. Diese Periode ist für das schlesische Theaterleben aber um so bedeutender, als von dem Hoftheater von Dels (später Karlsruhe) seit 1800 diejenigen Theatergesellschaften ausgingen, die allein etwa bis 1818 das Recht hatten, mit Generalkonzession Oberschlesien zu bespielen. Ein Mitglied dieser Bühne, der aus Reinerz gebürtige Seibt, war es auch, der 1808 so viel Noten und Manuskripte hatte, daß er unter der Vorpiegelung eines Verkaufs derselben die nicht statthafte Weiterverpachtung einer Konzession decken konnte.

Auch sonst kommt an allen Ecken und Enden der Einfluß des Wiener Theaters zum Durchbruch, z. B. wenn kurz nach 1800 sich andere Theaterdirektionen darüber beschwerten, daß das Plesser Hoftheater (unter Flebbe) die Zauberoper einführe und so das Publikum verwöhne. Auch der Regisseur des Plesser und Delser Hoftheaters, Baron von Zoots, gen. Henrich, ein ehemaliger kaiserlich-österreichischer Hauptmann, kam wahrscheinlich aus Österreich über die Grenze, und in der für Oberschlesien links der Oder Jahrzehnte lang privilegierten Schauspielgesellschaft Vogt, später Vogt u. Groche oder Vogt u. Thomas, die mehr als hundert Jahre in Schlesien existierte, haben viele aus Österreich engagierte Schauspieler und Sänger der schlesischen Bühne angehört. Ja, Johann Gottfried Vogt, der Stammvater dieser Schauspielerfamilie, kam selbst im Jahre 1756 aus Olmütz herüber. Allerdings muß er aus Schlesien gebürtig gewesen sein (Schweidnitz), denn sonst hätte er schwerlich eine Konzession in damaliger Zeit erhalten. Übrigens muß innerhalb seiner Entwicklung auch der Schritt von der Burleske zum ernsthaften Schauspiel getan worden sein. Denn während er sich 1756 noch in Olmütz als „Impressarius der hochrätlichen Comischen Gesellschaft“ bezeichnete, nannte er sich in Cosel 1762 schon „Prinzipal einer Gesellschaft deutscher Comödianten“.

Es bedarf wohl keiner besonderen Betonung, daß die herumreisenden Schauspielgesellschaften im besprochenen Zeitraum mehr als irgend eine andere Einrichtung, ja noch mehr als Schule oder Kirche, deutsche Kulturträger gewesen sind. Sie haben unauffällig und in angenehmster Form viel für die Erhaltung des Deutschtums in Oberschlesien getan.



Ewig unerreichbar . . .

Leichter Nebel hat die Höhen,
Hat die Täler überspannt,
Sind in Duft und Hauch zu sehen
Wie ein schönes Märchenland.

Wie aus Märchenlanden kommst du,
Und als träumt' ich nur von dir,
Tauchst ins Märchenland du wieder,
Ewig unerreichbar mir.

Marie Oberdieck

Neuzeitliche Kunst im schlesischen Stammesgebiet der Sudetenländer

Von Otto Kiehl, Prag

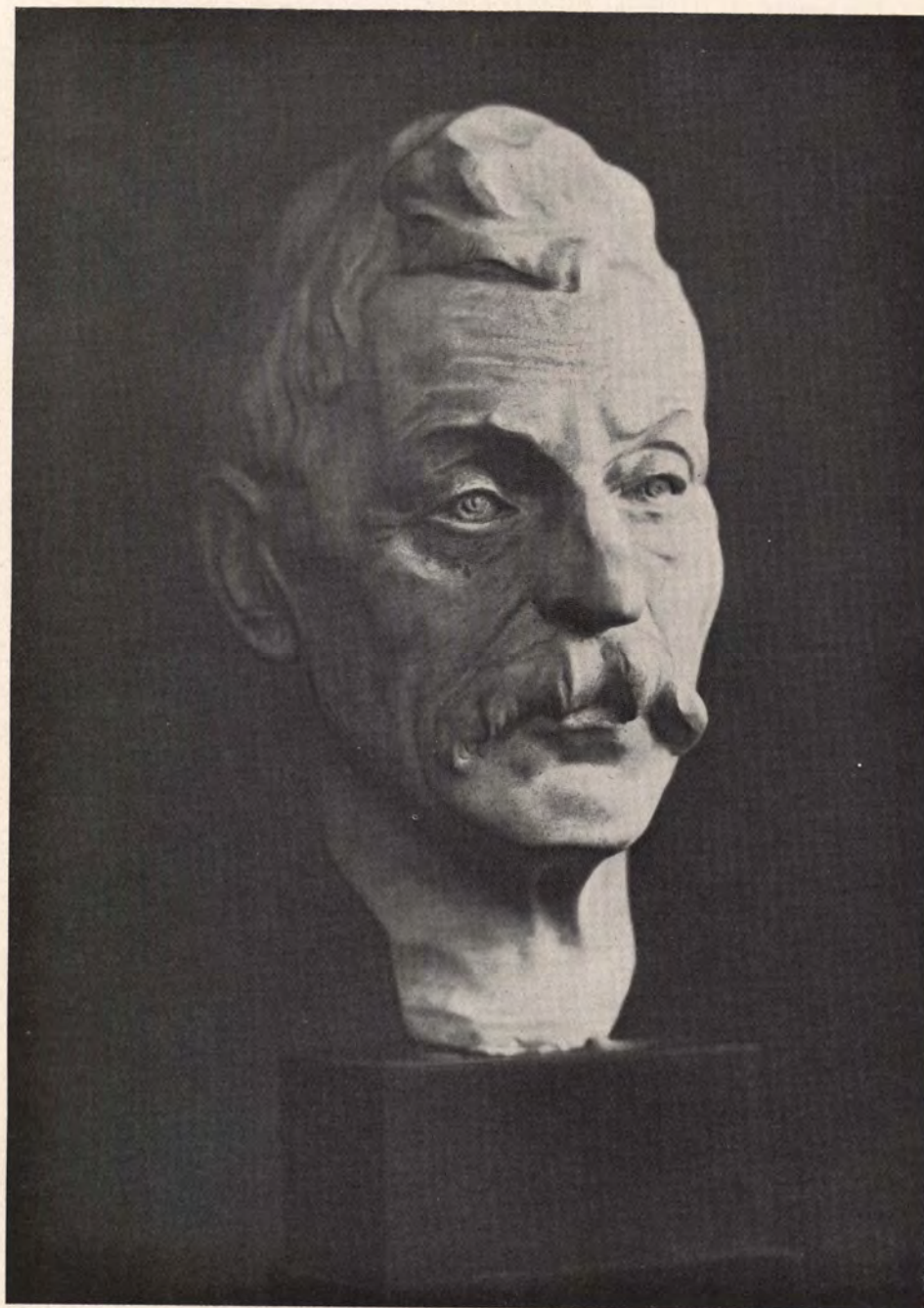
Unter dem Eindruck der neuen Ergebnisse einer auf Stammeskunde gegründeten deutschen Kulturpolitik wird auch die Teilung in die historischen Länder der böhmischen Krone zugunsten der stammlichen Zusammensetzung des Deutschtums in diesen Sudetenländern teilweise bald aufgegeben werden müssen. Der eigenartig schwierigen Zusammensetzung dieses Grenzdeutschtums wird man dann auch eher gerecht werden können; denn nicht als eine Einheit, sondern als eine Vielheit von Bruchteilen deutscher Alt- und Neustämme muß dieses verstanden werden. Mit dem Siege dieser neuen Einstellung wird auch eine Zeit in Wahrheit großdeutscher Kulturpolitik anbrechen, für die nicht mehr politische Landes- oder Provinzgrenzen, sondern zunächst die stammlich-geistigen, die landschaftlichen Zusammenhänge maßgebend sein werden. Dann wird es auch in unserem besonderen Fall nicht mehr möglich sein, daß in Breslau z. B. eine großangelegte Schlesische Landesausstellung stattfindet, die das in der Tschechoslowakei liegende Stammesgebiet von weit mehr als einer Million Seelen überhaupt nicht berücksichtigt; daß von amtlicher reichsdeutscher Stelle anlässlich der Breslauer Tagung für Heimatschutz und Denkmalpflege eine Anthologie „Kunst in Schlesien“*) ausgegeben wird, die denselben Fehler begeht. Die durch die Schlesischen Kulturwochen**) von Reichenberg, Troppau und Hohenelbe eingeleitete gesamtschlesische Kulturbewegung trägt ebenso wie dieses Jahrbuch den tatsächlichen Gegebenheiten erst voll Rechnung. Das Gebiet des schlesischen Stammes innerhalb des Sudetendeutschtums ist durch die Verbreitung seiner Mundart hinlänglich genau festgelegt. Im Westen reicht die Grenze (bis wohin man „O“ anstatt „U“ sagt) über die Elbe, nach Osten zu tritt das Schlesische immer reiner hervor und reicht bis Teschen, das nordmährische Vorland des Altvaters großenteils umfassend. Da aber von der Elbe bis zum Jeschkenzug die Vermischung mit Sächsischem auch auftritt und vom Jeschkegebirge ostwärts das Gebiet der sudetendeutschen Schlesier der reichschlesischen Provinz unmittelbar angrenzt, so ist wohl zunächst dieses Gebiet der Betrachtung zugrunde zu legen. Es erübrigt sich nur noch darauf hinzuweisen, daß innerhalb des Sudetendeutschtums der Anteil des schlesischen Stammes der weitaus größte ist und daher auch für eine Gesamtbetrachtung dieses Kulturkreises von entscheidender Bedeutung bleibt.

Das so umgrenzte Gebiet ermangelt nicht nur darum einer geschichtlich begründeten Einheitlichkeit, einer Tradition, weil es allen drei Ländern der böhmischen Krone angehört; es ist auch geographisch ausgesprochenes Randgebiet. Nach den Stammesmittelpunkten hin sich zu entwickeln hinderten es die Grenzgebirge, mit den Hauptorten des Sudetenmassivs zu gedeihlich fester Verbindung zu gelangen wiederum die nationale Zerteilung der Länder. Seitdem das Trugbild des deutschgeleiteten Großstaates Österreich endgültig zusammenbrach, ist die bedenkliche Sonderstellung, die Vereinsamung dieses bedeutenden Bruchteiles des schlesischen Stammes noch deutlicher geworden, die sich auch in seinen kulturellen, in seinen künstlerischen Leistungen klar spiegelt, eine Sonderstellung, von der aus die eigene Art dieser Leistungen oft erst richtig verstanden und gewertet werden kann.

Das deutliche Kulturgefälle von West- nach Ostdeutschland wiederholt sich in verkleinertem Maßstabe innerhalb des Hauptfiedlungsgürtels des Sudetendeutschtums, von Eger her über Reichenberg nach Troppau ähnlich, wie Hassinger es wiederum für den tschechoslowakischen Staat feststellt. Das vielfach stark gebirgige und bewaldete

*) „Kunst in Schlesien“ Deutscher Kunstverlag, Berlin 1926.

**) Siehe ihre Leitfäden.



Emil Schwantner

Fuhrmann aus dem Isergebirge

Ostland erschloß sich der Besiedlung, der Kultur langsamer und zäher, und erst eine rasche Nachentwicklung von Gewerbe und Industrie her hat in jüngster Zeit das Gleichgewicht zwischen West und Ost herzustellen vermocht. Daher fehlt dem Ostland*) die spätmittelalterliche Stadtkultur des Westens, erst zur Zeit der Renaissance entstehen die ersten bedeutenderen Denkmale (Schloßkapelle in Reichenberg und Rädergrabmal in Friedland) in Ostböhmen, während im Vorland von Nordmähren, in Olmütz und weiterhin auch in Troppau sich schon im 15. Jahrhundert eine stark bodenständige künstlerische Kultur entwickelt. Die Barocke bringt, getragen von der mächtigen Welle der Gegenreformation aus Innerösterreich her, zunächst nachhaltige Anregung durch vorbildliche Leistungen der neuen kunstsinnigen Machthaber (Fischer von Erlachs Kirchenbau in Haindorf, des Grafen Sporck universale Leistung im Rufus, Dienzenhofers Klosteranlage in Braunau, das Jesuitengeneralkollegium in Troppau), die der Entwicklung eines heimischen Baustiles sehr zugute kommen (das barocke Tuchmacherhaus Reichenbergs, das Laubenhäus Ostböhmens, das rasch wichtig werdende Glaskunstgewerbe). Die Romantik aber erst des frühen 19. Jahrhunderts erschließt auch die hohe Schönheit dieser Grenzlandschaften, die C. D. Friedrich, Schwind und Richter zum Gemeingut des deutschen Volkes machen (Friedrichs Riesengebirgsbilder von der böhmischen Seite, Schwinds Rübezahl, Richters Elbetalbilder). In Josef Führich ersteht gleichzeitig ein bedeutender Künstler der deutschen Romantik aus der Landschaft selbst (Kraßau), die nunmehr im Schmuck sehr eigentümlich entwickelter ländlicher Bauformen immer deutlicher erscheint. Nur dort, wo ein ergiebigeres Land die Ausbildung eines großbäuerlichen Standes gestattet hat (im Braunauer Ländchen und im Schönhengstgau), kann sie über die bescheideneren Formen des Häuslers, der Baude, hinausentwickelt werden, die dafür die besonderen Schönheiten eines Holzbaustils treuer bewahren. Um die Mitte des Jahrhunderts ersteht dem Fergebirge in Wilhelm Riedel (gest. 1876) ein bedeutender Landschaftsmaler, der neben den besten Vertretern des neuen französischen Impressionismus als ebenbürtig besteht. In Schlessien wirkt der erste der Schindler (Albert, gest. 1861) und der Genremaler Josef Kinzel, während der Reichenberger Bildnismaler Ginzel noch stark in biedermeierlicher Enge befangen bleibt.

Die neuzeitliche Kunst genauer zu betrachten ist aber vor allem die Aufgabe dieser Ausführungen. Nicht nur das regere Schaffen gegenüber den jüngst vergangenen Geschlechtern, auch die leichtere Vergleichsmöglichkeit mit den Kulturleistungen Reichschlesiens begründet diese Sonderaufgabe. Getrennt nach Leistungen auf dem Gebiete der Baukunst, der Bildhauerei, der Malerei und der Griffs Kunst wird der Überblick am ehesten zu gewinnen sein.

Baukunst. In Reichenberg entstand um 1910, begründet und gefördert von einem Großindustriellen mit souveränem Geschmack die Liebig'sche Arbeiter- und Angestellten-siedlung, die mit Recht als vorbildlich für das ganze damalige Österreich gelten durfte. Nach den Entwürfen eines Nürnberger Architekten (Schmeißer) erwuchs unter geschmackvoller Verwendung örtlicher Bauüberlieferungen und meisterhafter Ausnützung eines ungewöhnlich stark bewegten Geländes eine Siedlung, die nur der Bauvorliebe ihres Auftraggebers eine so eingehend gründliche Durchbildung verdankte. Fränkische Motive sind der heutigen Anschauung nach gleichwohl zu sehr verwendet, um diese Anlage im schlesischen Reichenberg vollkommen zu rechtfertigen. Der in Reichenberg tätige Architekt Franz Elstner hat mit dem Entwurf einer katholischen Kirche für Bodenbach seine bisher beste Arbeit vorgelegt, deren Ausführung der Ausbruch des Krieges leider verhinderte. Elstner zeigt sich insbesondere im Innenausbau stark von den neuen Raumgedanken

*) Privatdozent Dr.-Ing. Kühn hat in den Jahrbüchern des Riesengebirgsvereins für 1925 und 1926 unter dem Titel „Kunst und Kultur im Vorgelände des Riesengebirges bis zur Zeit der Reformation“ den fargen Anteil der älteren Kunstepochen erstmalig zusammengefaßt.

Otto Wagners beeinflusst, während die Außenarchitektur mit betontem Einturnsystem die Monumentalität norddeutscher Kirchen anstrebt. Der in Trautenau ansässige Theodor Thiele hat sich in der Schweiz und in Südtirol als Erbauer von Sanatorien und Großgasthöfen einen besonderen Ruf erworben. In seinen letzten Jahren entstanden einige Arbeiten für seine engere Heimat, an denen insbesondere die taktvolle Wiederverwendung überlieferter Bauformen gerühmt werden muß. Als Beispiel für diese Arbeiten sei die neue Buchberger Baude im Riesengebirge genannt, die sich zurzeit im Bau befindet (Umbau einer künstlerisch wertlosen Anlage). Max Kühn hat insbesondere in und um Reichenberg, oft in Gemeinschaft mit Fanta, seine guten, ruhigen Bauten aufgeführt (Gewerbeförderungs-institut) Rudolf Wizan, aus Friedland stammend und seit langen Jahren hauptsächlich in Dresden tätig, ist heute neben dem Gablonzer Josef Zaasche, der Prag zu seiner ständigen Arbeitsstätte wählte, ein bedeutender Kopf unter den sudetendeutschen Baukünstlern überhaupt. Er ist vor allem durch den Neubau der großen Tepliczer Stadttheater bekannt geworden, die schon durch ihren Namen „Tepliczer Stadthäler“ sich als der Gesellschaftsbau besonderer Art kennzeichnen, wie er den Bedürfnissen einer Badestadt entspricht. Besonders der Große Theateraal erhält durch die neuartige Logenordnung und die stark gegliederte Decke über glatten Wänden eigenartiges Gepräge. In dem Reichenberger Krematorium aber verrät sich die Formkraft des Künstlers noch mehr, der stets durch streng geschlossene Massen unter schweren Dachformen eine besondere Monumentalität erreicht. Zaasches Kirche für Gablonz ist leider noch Plan. Das Prag um 1910 verdankt ihm die gediegensten seiner Neubauten. Seine Pläne für die deutsche Universität reifen jetzt vielleicht doch ihrer Ausführung entgegen. Das kleinere, ehemals österreichische Schlesien hat in jüngster Zeit zwei Architekten von großdeutscher Bedeutung hervorgebracht: den Troppauer Joseph Maria Olbrich, den Meisterschüler Otto Wagners, dem es vergönnt war, dank seiner ungewöhnlichen Genialität schon in jungen Jahren mit den Bauten auf der Mathildenhöhe in Darmstadt um 1903 eine neue deutsche Baukunst zu begründen. Mit dem Warenhaus Tiez in Düsseldorf schuf er eine neue Bauform, die noch lange ebenso vorbildlich bleiben wird, wie sein Hochzeitsturm in Darmstadt volkstümlich wurde. Olbrich starb sehr jung, für seine engere Heimat hat er kein Werk schaffen können. Anders der Jägerndorfer Leopold Bauer, der zu den führenden Kräften des Österreichischen Werkbundes in seiner Blütezeit gehörte und in Wien lebt und schafft. Seine Vaterstadt verdankt ihm das reizende Haus der Schützen-gesellschaft, während in Troppau der würdige Bau der Handelskammer entstand, der in der zuchtvollen Zusammenfassung der Schmuckflächen ebenso wie in der klaren Zurschaufstellung der inneren Gliederung besonderes Können verrät. Tessenow hat neben Muthesius durch Schüler auf Nordböhmen sehr gewirkt, in welcher Landschaft auch Lossow und Kühne zahlreiche Villen bauten.

Bildhauerei. Da muß vor allem der aus Wildeneichen im Friedländischen stammende Heinrich Karl Scholz genannt werden, der in Wien die entscheidenden Anregungen für seine vornehme Kunst empfing. Die Bronzegruppe „Brüderchen und Schwesterchen“, den bekannten Märchenstoff illustrierend, ist kennzeichnend für seine Eigenart. Das Werk soll in den nächsten Jahren in Reichenberg öffentlich aufgestellt werden. Der Trautenauer Emil Schwantner, einer der wenigen wirklichen Schüler Franz Mehnerts, verrät den Einfluß seines großen Lehrers vor allem in seinen Kriegerdenkmalen. Auch bei Schwantner ist die bäuerliche Abstammung sehr bestimmend für seinen Schaffensgang geworden. Sehr gut sind seine Bildnisse des Riesengebirgsvolkes, vor allem sein „Fuhrmann aus dem Riesengebirge“. Daneben hat er sich aber auch als Tierbildhauer besondere Beachtung verdient. Franz Barwig, aus Neutitschein im Ruhländchen stammend, ist wohl als der bedeutendste Bildhauer schlesischen Stammes aus den Sudetenländern zu bezeichnen. Unvergleichlich größer gesehen sind bei all dem feinen Humor die Gestalten aus dem heimat-

lichen Volkstum, die seinen Ruhm als Künstler mit Recht begründeten; seine „Ruhländer Bauern“ sind für dieses Gebiet seines Schaffens ein gutes Beispiel. Neben diesen Arbeiten bestehen seine Tierbildwerke als gleich wichtig; sie haben schon in vielen öffentlichen Kunstsammlungen Eingang gefunden. Erst jüngst ist das Modell seines „Bauernbrunnens“ von der Modernen Galerie in Prag (deutsche Abteilung) erworben worden. Engelbert Kaps-Saubsdorf ist schon in der Gesinnungsgebärde seiner Arbeiten als Schlesier deutlich erkennbar. Eine verhaltene Innerlichkeit kennzeichnet auch die Bekrönungsfigur vom Freudenthaler Kriegerdenkmal. Der trostreiche und schlichte Gedanke des neu aufsteigenden jungen Geschlechtes ist hier sehr überzeugend geformt. Kaps hat besonders mit einer „Pietà“ gezeigt, was er zu leisten fähig ist. Fritz Obeth ist neben ihm als ein Bildhauer mit mehr dekorativer Begabung vorzustellen.

Malerei. Mit dem im Herbst 1926 gestorbenen Josef Frenzel (Kolbendorf bei Trautenau) sei diese Betrachtung begonnen. Der seltsame Künstler kann insofern noch als ein Entfesselter Führichs gelten, als eine recht romantische Gesinnung alle seine Werke beherrscht. Daß diese Gesinnung auch aus einem stark gefühlsmäßig betonten Empfinden sich herleitet, dafür ist sein Dreibild „Meine Kinder“ Zeuge, das überhaupt als seine beste Arbeit bezeichnet werden muß. Erwin Müllers (Reichenberg) Begabung ist noch in der ersten Entwicklung. Trotzdem ist deutlich zu erkennen, daß er der Welle der Ausdruckskunst um 1918 richtunggebende Anregungen verdankt. In durchwegs sehr naiv und groß gesehenen Gruppen weiß er auch die Eigenart des Reichenberger Volkslebens überzeugend zu fassen. Bei der Internationalen Ausstellung in Venedig 1925 erregten seine Bilder besondere Aufmerksamkeit. Franz W. Jäger (Maspenau) kann dagegen als der Begründer der Landschaftsmalerei des Fiergebirges bezeichnet werden. Selten streng hat seine künstlerische Begabung sich allein auf die Erfassung der herben kühlen Schönheit des heimatlichen Gebirges beschränkt, das durch Jäger der deutschen Kunst erst erschlossen worden ist. Der Künstler empfing von der Dachauer Kolonie, von Hölzel und Dill insbesondere sehr starke Anregungen. Heimgekehrt aber klärt sich zusehends seine Farbe, die Formen werden fest und bestimmt, so daß in seinen besten Bildern sich die schlichte und große Welt „seines Gebirges“ bald deutlich spiegelt. Der „Granit“ gehört zu seinen besten Werken, die in der Hauptsache in den Jahren 1905 bis 1923 entstanden. Der Künstler ist in den Galerien von Wien, Prag und Reichenberg vertreten und erwarb auf internationalen Ausstellungen hohe Anerkennung. Jägers Landschaftsmalerei hat unter den jüngeren Künstlern des Jeschten-Fiergaues geradezu Schule gemacht. Als Berufenster zur Weiterführung seines künstlerischen Erbes erscheint heute schon der aus Bad Schlag bei Gablonz stammende Rudolf Karasch, der daher auch als die beste Kraft der Künstlervereinigung „Oktobergruppe“ in Reichenberg bezeichnet werden kann, der außerdem noch Hans Thuma und Alfred Kunst angehören. Für den hohen Grad seiner künstlerischen Erfassung heimatlichen Volkstums sei als Beispiel seine „Fiergebirgsbäuerin“ angeführt, eine Leistung, mit der er Jäger nicht nur erreicht, sondern sogar übertrifft. Neben der Landschaft und dem Bildnis läßt sein besonderes Verständnis für Architekturen auch sehr gute Städtebilder entstehen. Rudolf Enzmann (Dessendorf) ist schon merklich ungleicher in seinen Arbeiten, die sich auf Landschaftsdarstellungen beschränken. In seiner Farbgebung ist er viel mehr um harmonische Angleichung besorgt. In seinen besten Arbeiten, zu denen fraglos das „Taufwetter im Fiermoor“ gehört, erscheint der geschickt gewählte Bildausschnitt im Gewande einer ausgesprochen pastosen Technik. Rudolf Prade (Gablonz) ist auch nur mit ziemlicher Auswahl einer Betrachtung heimischer Kunst einzuordnen. Eine rein malerische Auffassung heißt ihn bewegte Übergangsstimmungen wie Vorfrühling und Spätherbst besonders bevorzugen, die in Bildern wie die „Straße von Schlag“ tatsächlich auch nahezu restlos erfasst werden. Richard Felgenhauer (Gablonz) ist eine mehr dekorativ gerichtete Begabung, die denn

auch im Illustrativen am besten daheim ist. Wir verdanken ihm aber auch Bilder von so zart lyrischem Gehalt wie den „Frühling im Fiergebirge“, der mit reinen, großen Farbflächen hinter dem zarten Gitterwert einer Zwillingssbirke des Vordergrundes steht.

Der Malerarchitekt Oskar Just (Gablonz) ist insbesondere als Bildnismaler tätig. Heinrich Hönich, der aus Hanichen bei Reichenberg stammende Künstler, hat in München, wo er schon seit vielen Jahren lebt, seine ungewöhnliche zeichnerische Begabung sehr glücklich entfaltet. Aber auch in seinen Bildern wie „Am Waldesrand“ tritt seine Hingabe an die tausendfältigen Kleinformen der Natur deutlich hervor, die seine Radierungen („Oden an die Natur“) zu so bedeutenden graphischen Leistungen erhebt. Sie sind viel zu sehr von rechtem künstlerischen Geist erfüllt, als als daß sie in der Fülle ihrer Kleinformen kleinlich wirken könnten. — In Brünn hat sich seit Jahren in der „Scholle“ eine Gemeinschaft von deutsch-mährischen Künstlern bewährt, die mit der gleichnamigen Vereinigung der Dachauer Künstler aber nur insofern Ähnlichkeit hat, als sie vor allem auch Landschaftsmaler umfaßt. Aus dem schlesischen Nordmähren stammt Samuel Brunner, der mit seinem Bilde „In Nordmähren“ als kennzeichnend für die ganze Vereinigung gelten kann, die in Carl Maria Thuma ihren Führer besaß. Die künstlerische Erschließung der mährischen Landschaft ist ihr aber zum größten Teile zu danken. In dem kleineren Schlesien fällt uns vor allem Raimund Mosler (Troppau) auf, der mit pastoser Sicherheit und stark eingestimmten Farben solche kennzeichnende Bilder aus dem heimischen Stammesleben zu fassen weiß wie die „Schlesische Dorfschänke“.

Alle „schlesischen Maler“ unterscheiden sich von solchen anderer sudetendeutscher Landschaften fast ausnahmslos durch eine Vorliebe für klare Formen und harte Farben; bei dem Krattner-Schüler Fritz Kaida beobachten wir dies ebenso wie bei dem für die Schönheit der Berge mit bemerkenswerten Bildern eintretenden Hugo Hodiener. Der Gablonzer Arthur Kessel, der heute in Agnetendorf Gerhart Hauptmanns lebt, ist für die Einführung einer solchen schlesischen Sachlichkeit vor allem berufen. In dem jungen Nordmährer Josef E. Karger wächst ein ähnliches Talent heran. Mit Emanuel Hegenbarth (Böhm. Kamnitz), Moriz Melzer (Trautenau) und Anton Kolig (Neu-Titschein) sind die großen Persönlichkeiten dieser schlesischen Gegenwart vorzustellen. Hegenbarth, einer der besten Schüler Züglers, ist als Leiter einer Meisterschule Dresdens zu besonderer Wirkung bestimmt gewesen. Mit Melzer entstand die deutsche Schlesien in den Kernkreis deutscher Ausdrucksform Berlin eine führende Kraft. Kolig aber, der „Paris“ auf seine Weise erlebte und dem das bergreiche Nürnten zur zweiten Heimat wurde, ist der bedeutendste Maler überhaupt, den das Sudetendeutschtum dieser Gegenwart hervorbrachte. Es war leider nicht möglich, ihn als Lehrer der Prager Kunstakademie zurückzugewinnen. Heute wirkt er an der Kunsthochschule Stuttgarts. Die konservativeren Reichenberger Franz Plischke und Regina Kreidl dürfen nicht unerwähnt bleiben. Erstgenannter hat sich besonders an der Malerei Altspaniens zum Tiermaler ausgebildet; Kreidls gelungenste Arbeiten sind ihre Wiener Architekturstücke. Joseph Hegenbarths monumentale Aquarell-Folgen seien als Übergangswert zur Griffelkunst hier erwähnt, der gerade dieser Künstler, ein Neffe Emanuels, mit großem Können zu dienen vermag.

Griffelkunst. Die Begabung zu dieser Form künstlerischer Gestaltung ist in dem schlesischen Stammeil sudetendeutscher Prägung auffallend stark.

Heinrich Hönich, Rudolf Karasek und Richard Felgenhauer sowie Arthur Kessel sind neben ihrer Arbeit als Maler auch als Griffelkünstler sehr tätig gewesen. Der große Alfred Rubin, der eine Welt monumentaler Phantastik in unsere nüchterne Zeit beschwor, stammt aus Leitmeritz im westlichen Nordböhmen, das noch in den weiteren Bannkreis dieser schlesischen Landschaft gehört. Besonders die Nordmährer und Schlesier sind heute reich an begabten Griffelkünstlern. Zunächst ist da



Rudolf Mather

Heilige Saat

Ferdinand Staeger zu nennen (heute in München), den man nicht mit Unrecht als den „Stifter des Stiftes“ bezeichnet hat. Seine zartlinige Kunst, die namentlich in der ersten Zeit zu großen Leistungen gelangte, hat den Sieg einer neuen Romantik in der deutschen Kunst unserer Tage mit herbeiführen helfen. Das Blatt die „Heilige Familie“ zeigt zudem deutlich, wie sehr in dem Künstler das Erlebnis des Böhmerwaldes fortwirkt. Aus dem heute so hart bedrängten deutschen Odmütz stammt Rudolf Matther, der seiner schönen Vaterstadt eine Reihe vorzüglich großformatiger Holzschnitte gewidmet hat. Daneben hat er sich mit Glück als Illustrator sudetendeutscher Dichter betätigt. Zu seinen besten Blättern gehört die Steinzeichnung „Heilige Saat“ zu der gleichnamigen Novelle Hans Waghls. Ebenfalls Odmüzer ist der sehr begabte Karl Stratil, der heute in Leipzig wirkt. Daß er von Anfang an rein malerischen Wirkungen nachging, beweist schon seine Radierung „In Odmütz“, die aus den ersten Schaffensjahren stammt. In Leipzig hat er mit einer Folge von Radierungen zu Kolbenheyers „Amor Dei“ seinen künstlerischen Ruf begründet. Seither hat er für zahlreiche Verlage Werke vor allem mit Holzschnitten illustriert. Aus Würbenthal in Schlesien stammt die heute in Prag ansässige Künstlerin Lili Gödl-Brandhuber, die auch als Malerin und Bildhauerin tätig ist. Auf diesen Gebieten hat sie aber nicht die Höhe erreicht, auf der ihre durchwegs in Aquatinta stark stilisierend zusammengefaßten schlesischen Landschaften stehen, für die das Blatt „In Schlesien“ ein gutes Beispiel ist. Erwin Görlach ist als Holzschneider neben Erwin Müller rühmend zu nennen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß bei all der bemerkenswerten Fülle von ernsthaften künstlerischen Begabungen im sudetendeutschen Anteil des schlesischen Stammes, der auf ein gesund verankertes Volksleben rückzuschließen gestattet, von einer „Schlesischen Kunst“ einheitlicher Prägung heute ebenso wenig wie für vergangene Zeitabschnitte gesprochen werden kann. Und schon gar nicht von einer solchen Kunst des sudetendeutschen Stammesteiles allein. Man könnte sich damit trösten, daß auch deutsche Altstämme heute in ihrer künstlerischen Kultur nicht mehr die gewünschte Einheitlichkeit aufweisen; doch bleibt in diesem Falle in erster Linie die Tatsache des reichen künstlerischen Lebens schlechthin entscheidend. Ja, im Hinblick auf die bedenkliche Absonderung der sudetendeutschen Schlesier durch Grenzgebirge im Norden und Slawenland im Süden ist sie eine zu Hoffnungen auch auf eine gedeihliche Entwicklung in der Zukunft berechtigende Tatsache.



Es schneit in meine Träume . . .

Von Ernst Wachler

Es schneit in meine Träume,	Euch, drängende Gestalten,
und doch beglückt der Traum —	tränk ich mit meinem Blut:
Wenn ich noch länger säume,	Beschwörung soll euch halten,
geb ich dem Winter Raum.	bis ihr entsteigt der Flut.

Durchbrecht die Nacht der Schande! —
Doch wenn das Morgenrot
der Freiheit glüht dem Lande,
dann sei willkommen, Tod!

Agyptisches Vorspiel

Von Emil Hadina, Troppau

(Einleitungskapitel des Romans „Der Ketz vom Nil“, der das Kaiser-Josel-Schicksal des bedeutungsvollsten Pharao Echnaton, des Sohnes der Königin Teje und Vorgängers Tutenchamons, behandelt — jenes genialen Reformators, der sein Volk zu reiner Sonnen- und Gottesverehrung, zu freieren Kunstformen und zur Abkehr vom Kriegswesen erziehen wollte und am Widerstand und Haß der Priesterkaste zerbrach. Das folgende Kapitel ist die erste Veröffentlichung aus dem noch unvollendeten großen Romanwerk.)

In ihrer Prunkbarke, die vorn am Bug den stolzen Namen „Sonnen Schiff“ in leuchtenden Hieroglyphen führte, saß Königin Teje. Abendsonne blühte in ihrem weißen Kleid und funkelte im gewundenen Gold der Uräuschlange von der Stirn der sinnenden Frau. Mit trauriger Lieblosigkeit strich ihre schmale Hand über die müden Lotosblumen, die zu beiden Seiten des Rahns auf dem stumpfen Spiegel des Sees lagen wie fiebernde Kinder.

„Sie werden mir alle noch sterben,“ klagte die Königin, „wenn die Flut nicht rascher herbeischwillt. Matt und verdurstet schmachtet das Land, matt und verdurstet mein Garten und Blumenschmuck, und das Wasser des Lustsees haucht giftige Gase aus und will in sich selbst ersticken. Ist das ein Freudenreich für die Gattin des Pharao?“

Die junge Sklavin ließ die schwermütigen Gazellenaugen über die künstlichen Höhen streifen, die durch die Aushebung des kreisrunden Riesenteiches einst aufgeworfen wurden und mit Bäumen aus Asien, mit fremdländischen Orchideen und Lilien verschwenderisch bedeckt waren. Bis zu den Sykomoren und Perseasträuchern, Granatapfeln und Tamarisken, die den Garten beschloßen, spannte sich der heiße Blick der Heimatlosen.

„Herrin, nichts ist verwelkt und nichts erstorben,“ widersprach sie lächelnd. „Nur müde wartet dein Garten seiner neuen Erweckung. Alles, was die Kunst der Kanäle und Pumpen vermag, hat sie deiner verschwiegene Welt geopfert. Draußen Wüste und lechzendes Odland, doch die Gärten der Königin blühen auch bei tiefstem Stande des heiligen Stroms in unverwelklichen Farben.“

Teje senkte die Stirn. Eine harte Falte legte sich trotzig vor das goldene Krönlein der Uräuschlange.

„Gönne mir diese Fruchtbarkeit, diesen fargen Segen, Zata!“ gebot sie streng. „Es ist die einzige, der mir nicht völlig versagt blieb.“

Die Frauen schwiegen. Das rosa Licht schwamm dicht und schwer wie eine Wolke vom Westen herüber. Dort standen die Felsen, die ewigen Hüter des Wüsteneingangs, in einem Meer von Flammen. Leise, in langsamen Ringen glitt der Nachen über die starre Flut, die im Widersglanz der roten Luft wie verzaubert glühte.

Als sie dem Palaste näher kamen, dahinter unsichtbar die ausgedörrten Ufer des Nils strichen, trug der Abendwind ferne klagende Töne herbei, die das Landvolk als letzte Andacht des Tages dem allzu langsam steigenden Strome zum Gruße sangen:

„Komm, Gott der Feuchte,
Mit Wasser zur Weide,
Daß die Herden trinken und die Bäume träumen
In trunkener Fülle,
Daß alles Land von dir Heil erfahre!
Komm, Gott der Feuchte,
Segne mit Früchten das fruchtlose Reich!“

Die Königin hatte sich erhoben und streckte sehnlich die Arme nach der Richtung des Stroms. Von den breiten, feingeflierten Goldspangen glitzerten Perlen und Amethyste, grünes und blutrotes Edelgestein wie ein inbrünstiges Gebet ans Licht.

Emil Hadina: Agyptisches Vorspiel

„Segne mit Früchten das fruchtlose Reich!“ klagte sie auf. Dann umarmte sie in leidenschaftlichem Weh ihre junge Freundin.

„Zata, morgen ist Neujahr. Schon strahlt wieder die Sothis, der blühende Stern, am Morgenhimmel, das heilige Wasser steigt und bringt neue Geburt des Lebens. Zehn Jahre, Mädchen, zehn Jahre fleh' ich vergebens um gleiche Gnade.“

Das rosa Licht war allmählich purpurnen Schatten gewichen. Der Nordwind wehte Kühlung und verkündete wie ein frommer Vater das Nahen der Nacht. Und die Königin fuhr fort:

„Wie beneide ich die Göttermutter Isis um jede Süßigkeit der Sorgen und Schmerzen, die das Horusknäblein ihrer zitternden Liebe schuf. Und Aton, zu dem ihr Syrier betet, ist auch der Gott meiner Heimat. Heliopol, die alte Sonnenstadt, wo das Haus meiner Väter steht, ehrt ihn als Re in seiner reinen Gestalt. Ihm will ich morgen in heißem Gebete meine Bitte vortragen. Ihm allein, keinem Amon und Min mehr, noch einem anderen Gotte, der seinen Namen stahl, um sich die Herrschaft zu erzwingen.“

„Königin!“ erschraf die Sklavin. „Wenn dich der Pharao hörte oder der Hohe Priester des Amonkollegs! Du weißt, daß auch die heimlichsten Gänge des Palastes und die verschwiegene Lauben deines Gartens nicht sicher sind vor den Spähern der Priesterschaft.“

Ein kurzes, scharfes Lachen gab Antwort.

„Ich weiß es, Zata! O, ich weiß noch mehr. Doch der König steht auf meiner Seite. Wenn er auch klug und bedächtig ist und Amons Diener nicht reizen will, ihr täglich wachsender Einfluß und ihre drohenden Mienen sind ihm längst ein Dorn im Auge. Ja, wenn er könnte, wie sein Herz es ersehnt, wenn er wahr und offen das Geheimnis seiner Gedanken bekennen dürfte! Wenn er die Kraft, den Mut, den furchtlosen Glauben dazu besäße! Oder wenn ich ein Kind hätte, Zata, einen herrlichen Königssohn, der sein Schwert lachend im Sonnenlicht schwänge, nicht gegen schuldlose Stämme fremder Länder, wie unsere Vorfahren, sondern gegen die Schlangen und Krokodile, die im Inneren wühlen und auf furchtbaren Raub ausgehen. Ein Kind, das dem Leben und Schweigen, Fragen und Ungehörtbleiben, Lichtfuchen und Verlorengehen einer Mutter erst Sinn und Tröstung gibt und allen ungestalteten Wünschen und Hoffnungen ihrer Seele Form und Leben. Einen Thronerben erziehen, jede Lust und jedes Leid des eigenen Herzens als Keime ins junge Erbreich legen, daß ein reicher, blühender Garten daraus auftrauchen möge, in den Wurzeln und Quellen von allen Geheimnissen der Tiefe gespeist, in den schimmernden Spitzen der Baumkronen nach Sonne und Sternen verlangend — kann es ein höheres, herrlicheres Los geben als dieses?“

Die großen goldbraunen Augen der Königin glühten wie heilige Opferfeuer aus der violetten Dämmerung, ihre Hände griffen noch einmal fieberheiß in den leeren Raum weicher Abenddüste. Da wehte ein stärkerer Windhauch eine weiße Lotosblüte in ihren Schoß. Großäugig sah sie empor zur verzückten Frau wie ein erwachendes Kindergesicht.

Zata stürzte zu ihren Füßen nieder und küßte die Hände der geliebten Herrin.

„Erfüllung, Königin, Erfüllung! Glaubst du nicht diesem Zeichen des Gottes? Oft schon hast du deine Muttersehnsucht bekannt, doch nie mit solcher Weihe und Darbietung an die Götter des Lichts. Nun hat dich Aton gehört und deine Bitte ans Herz genommen. Sicherlich, Herrin, ehe das Wasser des ewigen Stroms wieder sinkt, das heute aus heiligen Gründen zu schwellen beginnt, wird dein Leib gegnet gehen, und ehe es neu aufsteht zum Feste des Sothissterns, liegt dir der Knabe der Liebe im Arm. Aton sei gepriesen, der strahlende Held des Sonnenwagens!“

Teje hob das Lotosköpfchen an die bebenden Lippen und küßte es. Unverletzt und rein, erfrischt vom kühlenden Atem der Nacht, leuchtete das weiße Blumengesicht in die Finsternis.

„Ich will dir letzte volle Freiheit geben, Zata,“ schwor sie mit erhobener Rechten, „ich will dich erhöhen über alle Töchter der Freigeborenen, und aus den obersten Würdenträgern des Pharao sollst du nach dem Wunsch deines Herzens den Gatten wählen, wenn du heute zur Seherin wurdest und das neue Jahr deine Worte erfüllt. Doch jauchze nicht, früher Jubel tötet das Glück. Wir wollen beide morgen zum alten Gott unserer Väter flehen und dann in Demut warten und schweigen.“

Da drang vom Palaste her der Schall von Schritten und Stimmen. Die Teppiche, die den Gartenzugang des Schlosses verhüllten, schlugen zu beiden Seiten auseinander, Sklavinnen traten paarweise hervor und stellten sich an die Enden der sieben Stufen, die zum Parke niederführten. In den Händen trugen sie holzgeschnittene Papyrusstengel, auf deren Blütendolben brennende Tonlampen ruhten.

„Wer wird da erscheinen?“ neckte die Sklavin. „Ich glaube, Königin, der Abend will nicht ohne Freude verklingen. Der schöne Wesir hat dir sicher eine wichtige Botschaft zu verkünden.“

„Du wirst schon allzu kühn, meine Liebe!“ lachte die Königin. Doch ihre Augen sahen gespannt dem geöffneten Torweg zu, wer dort im Lichte der flackernden Oel-Flammen auftauchen werde. Da zeigte sich endlich eine jugendlich schlanke Gestalt.

„Ach, sieh nur,“ klagte die Enttäuschte, „der Anblick ist wohl für Zatas zärtliche Augen geschaffen. Was mag er nur bringen?“

Langsam stieg Wehsu, der Vorsteher des königlichen Hauses, die sieben Stufen nieder, näherte sich dann, von den vierzehn Lampen geleitet, dem Ufer des Sees und streckte die bloßen Arme, die gekreuzt über dem weißen Mantelhemd lagen, vor der Königin tief zur Erde. Mit gesenktem Haupte begann er:

„Amons mächtiger Schutz und die Gnade aller zauberkundigen Götter und Göttinnen, die Ober- und Unterägypten siegreich beherrschen, sei mit der Königin, der hohen Gefährtin des Pharao und Gottesfrau! Der Pharao erwartet die Herrin beider Länder in der kleinen Empfangshalle. Ich selbst und die Schar der vertrauten Schönen dürfen sogleich das Geleite geben.“

Der Nachen legte an, Zata betrat als erste den festen Grund, dann half sie der Königin ans Ufer. Schweigend folgte Teje dem Auftrag ihres Gatten, so unerwartet auch diese Ladung jetzt kam. Denn sie pflegte nach Sonnenuntergang stets sich allein überlassen zu bleiben und darnach, vom bewundernden Blick Ramoses, des neuen Wesirs, ehrfürchtig gestreift, an den Räumen des Königs vorbei ihr Schlafgemach aufzusuchen, wohin in der Regel nur die getreue Zata zu folgen hatte.

Als Wehsu mit den Mädchen wieder zurückkam, stand die Asiatin noch immer im Gartentor, dessen Vorhänge wieder herabgelassen waren. Mit beiden Armen hielt sie die Teppiche weit auseinander und trank mit tiefen Atemzügen die duftschwüle Nachtlust.

Auf seinen Wink entfernten sich die Sklavinnen. Dann trat der junge Ägypter leise hinter die Träumende und legte die Hände zärtlich um den bloßen Nacken des Mädchens. Sie wandte sich um, fühlte den heißen Atem nahe, der mit der weichen Gartenluft verführerisch verschmolz, und ließ sich einige Herzsschläge lang von den starken nackten Armen des Jünglings leidenschaftlich umschlingen. Dann rang sie sich frei und verbarg sich hinter dem Vorhang.

„Morgen ist Neujahr, Zata!“ seufzte der Verliebte. „Ein Tag der Freude für alle Kinder des Reichs. Wann wirst du meine Sehnsucht erfüllen und die Traurigkeit meiner Nächte in trunkenen Jubel verwandeln?“

„Bis ich dir gleich bin und ebenbürtig,“ flüsterte Zata durch den Vorhangspalt. „Bis ich nicht Sklavin mehr heiße...“

„Ach, du!“ zürnte der Jüngling. „Bist du denn Sklavin? Keine der Haremsfrauen des Pharao, die Königin ausgenommen, ist freier und mächtiger als du. Und ein syrischer König hat dich gezeugt.“

„Und doch trage ich heute noch Sklavenketten und Sklavenschmach,“ grollte das Mädchen, „vor dem König und vor allen Freien. Du selbst hättest nicht Macht noch



Blick ins Reiffetal

vergl. S. 36

Arnold Böcklin

Mittel, mich als rechtmäßige Gattin in deine Arme zu schließen. Doch sei getrost, die Königin hat mir heute die Freiheit versprochen, wenn sie einen Prinzen zur Welt bringt. Und die Götter werden es gewähren, sie sandten ein Zeichen."

"Zata!" jubelte der Glückliche, "dann bauen wir uns Haus und Garten, Teich und blütenumrauschte Rotdornlauben voll tausend Seligkeiten. Zeig' mir doch, daß du dich freust!"

Und er griff zwischen den Vorhängen nach ihrem Arm, den sie jetzt willig überließ. Eng umschlungen stieg das Liebespaar nochmals zum Garten nieder, um zwischen Weihrauchsträuchern und süßen Fruchtäbäumen, Palmen und Fispflanzen langsam zum Lustsee zu wandeln.

Eine Rotdornblüte brach seine Hand, und bald brannte sie wie eine Flamme aus dem schwarzen Haare der syrischen Königstochter. Dann raunte er ihr ins Ohr das alte Liebeslied:

„Dem Rotdorn gleicst du, du errötest vor Lust.
Komm mit in den Garten,
Den ich mit Blumen pflanzte und duftenden Kräutern!
Lieblich schlummert der Teich in der Kühle des Nordwinds,
Lieblicher noch, wenn dein Arm den meinen umfängt.
Mein Herz schäumt über vor Lust, wenn wir zusammen uns finden,
Wie süßer Most erklingt deine Stimme.
Ich lausche, lausche und glaube zu träumen...“

Noch lange flüsterten und träumten sie von ihrer Liebe und vom ersehnten künftigen Glück, von der nächtlichen Schönheit des Gartens und dem singenden Blut ihrer jungen Leiber. Doch die kostbarste Gabe ihrer Jugend hielt Zata zurück, von Stolz und seliger Erwartung gebändigt, um einst als Freie höchste Erfüllung geben und genießen zu können...

Indessen saß Teje, die Königin, vor Amenophis, ihrem Gemahl, in der Halle der kleinen Empfänge.

Die Königin verneigte sich schweigend vor den Stufen des Throns und nahm in einiger Entfernung auf dem vorbereiteten Lehnstuhl Platz, der, mit vergoldetem Stuch überzogen, an den vorderen Ecken geschnitzte Mädchenköpfe aufblicken ließ. Zwischen den königlichen Gatten dehnte sich auf dem Gipsestrich des Fußbodens ein gemalter See mit Lotosblumen und Fischen und allerlei Gebüsch und Pflanzen ringsum, mit Vögeln und Schmetterlingen und im Sumpfe lauernden Wildkätzchen. Aus den breiten flachen Kohlenbecken in den Nischen der Halle und den hohen Tonlampen zu Seiten des Throns sprangen rote, flackernde Lichter.

„Königin Teje,“ begann Amenophis nach längerem Sinnen, „ich habe dich hergebeten, weil ich deinen Beistand brauche. Und ich baue auf deine Hilfe umsomehr, als es auch deine ganze königliche Größe und Hoheit betrifft.“

Wieder neigte die Königin in edler Demut ihr stolzes Haupt.

„Der Pharao weiß, daß er über meine schwachen Kräfte gebieten kann, ob es meiner Person zum Vorteil ist oder nicht.“

Der Ton seiner Stimme wurde herzlicher, wärmer, als er fortfuhr:

„Ich weiß es, Teje. Und so bitte ich dich, wenn morgen Meri-Re, Heliopols hoher Priester, der Große im Schauen, zum Neujahrsfest naht, ihn meiner ganzen väterlichen Guld und Gnade zu versichern. Ich will mir Meri-Res und seiner Priesterschaft Freundschaft weitererkalten, auch wenn ich sie morgen unter die Hoheit Amons stellen muß.“

Erschrocken sprang Teje auf und starrte den Gatten mit blassen, zuckenden Lippen an. Doch sie bezwang sich und fragte nur mit bebender Stimme: „Das wirst du doch nicht tun, mein König?“

„Ich muß, Teje,“ klagte der Pharao. „Ich sehe kein anderes Mittel, den Unmut dieser Mächtigen, die meine Vorfahren großzogen, zu dämpfen und niederzuhalten. Seit ich nach Ptahmoses Tode, deinem Räte folgend, Ramose zum Großwesir machte, nicht den neuen Hohen Priester des Amon, der bisher immer zugleich dies höchste Amt des Staates versah, ja seit ich den blutjungen Wehsu seinen schönen Gliedern und dem geraden Blick seiner Augen zuliebe zum Vorsteher meines Hauses erhob und nicht den alten schmeichelnden Günstling der Priester, tobt der Sturm der Zürnenden in leidenschaftlicher Hitze gegen mich an. Nur ein rasches Zugeständnis an ihre Eitelkeit kann größeres Unheil verhüten.“

Da warf sich die Königin ihrem Gatten zu Füßen und bedeckte mit der Stirn den Boden, um anzuzeigen, daß sie eine Bitte von höchster Bedeutung in Demut vorbringen wolle. Und ob sie der Pharao sogleich aufheben wollte, sie verharnte in dieser Lage der Bittenden, bezwang ihr Herz und sprach:

„Der König ist weise und hat seine Gründe für alle Entschlüsse seiner Brust. Und doch flehe ich, flehe mit allen Rechten der Königin, der rangersten Gattin, der Tochter der Sonnenstadt für die Priesterschaft meiner Heimat.“

Erhabener König, Heliopols Sonnendiener waren bis heute die einzigen Priester, die Amons gieriger Mund nicht fraß. Heliopols uralter Sonnengott Re, einst der höchste Gebieter der Himmlichen, beugte sich nicht, und seine Priester wahrten bis heute Freiheit und eigenen Glanz ihres Gottes.

Rühr' nicht daran, mein König! Zu furchtbar ist die Gewalt des feurigen Schöpfers der Himmelsbarke, allen Segen und alle verschmachtende Not sendet sein heißer Atem zur Erde.“

Amenophis schwieg. Endlich erhob er streng den Arm, dem die Königin stumm gehorchen mußte. Sie stand auf und trat gesenkten Hauptes vor die Stufen des Thrones.

„Es ist beschlossen, wie ich dir meinen Willen eröffnete,“ sagte der Pharao mit fester Stimme. „Meri-Re bleibt unangetastet in seinen Rechten als der Große im Schauen von Heliopol, wird aber feierlich eingekleidet als zweiter Priester ins Amons-kolleg. So wird ihm Ehre geschenkt und neue Würde und von der alten nichts genommen.“

Da bäumte sich der Trotz der Königin auf. Sie lachte kurz und verhüllte mit dem weißen Schleier ihr Angesicht. Blau und bedrohlich schwoll im Antlitz des Pharao die Stirnader.

„Teje!“ warnte er laut, und trotz des Zorns schlug sein Herz heiß in die Rede. „Wenn du wüßtest, für wen ich dies tue, würdest du meinem Opfer nicht grollen!“ Die Königin warf den Schleier wieder zurück und starrte entsetzt empor.

„Für mich doch nicht, König? Um meiner Armut willen wirst du den Gott meiner Väter nicht schänden?“

„Schmach und Schande halt' ich ihm fern für immer,“ schwor Amenophis. „Doch dies Opfer müssen wir bringen — um seine Tochter auf dem Throne der Pharaonen zu wahren.“

„Mich, König Amenophis?“ fragte die Erschrockene, „mich will man von deiner Seite reißen?“

Der König nickte in düsterem Grimme.

„Ja, dich, Teje. Deine Unfruchtbarkeit gab den willkommenen Anlaß. Noch gestern war Befnechem, Amons hoher Priester, bei mir in geheimer Sendung seines Gottes. Ich solle am Neujahrstage seine Schwester Ancheri, Ptahmoses Tochter, zur ersten königlichen Gattin erheben, so fordere es Thebens und beider Reiche oberster Gott.“

Da schrie Teje auf wie ein Tier, das im Herzen getroffen zusammenbricht. Mit beiden Armen umklammerte sie die Füße des Herrschers.

„Also verstoßen, verstoßen soll ich werden, wie die Kuh, die nicht wirft, unters Beil des Fleischers fällt! Zehn Jahre der Qual, der unzählbaren Tränen unerfüllter Muttersehnsucht, und dann noch verstoßen auf des Gottes Geheiß! O, herrlich haben

sie ihr Garn gesponnen, diese Klugen und Heiligen. Ja, wäre ich aus Thebens Geblüt, des letzten Vorlesepriesters rechtgläubiges Kind...“

„Gewiß, Teje,“ bestätigte Amenophis und legte seine Hände begütigend auf die Schultern der Knienden, „gewiß hast du recht. Auch meiner toten Mutter asiatische Herkunft warf man mir schamlos wieder ins Angesicht. Der Gott sei erbozt, daß zwei Königinnen, unmittelbar nacheinander, aus nichtthebanischem Stamme zur Seite der Pharaonen walteten. Auch das Volk, die Schreiber und Vorsteher, Handwerker und Soldaten grollen, weil die Königin landfremd sei und ihr Schoß ohne Segen. Du weißt, wie allmächtig die Priesterschaft mit dem Volke spielt, wenn es ihren Zielen unwissend dienen soll.“

Teje hatte allmählich Fassung und Würde wiedergewonnen und richtete sich hoch vor dem Könige empor.

„Du hast also beschlossen, mein Herr und Gebieter?“ fragte sie mit brennenden Augen.

Da erhob sich auch der König, umspann das Haupt seiner Gattin mit zärtlichen Händen und drückte einen leisen Kuß auf die Stirn der Verfolgten.

„Ich habe alles getan, um dich mir zu retten. Meri-Re tritt ins Amons-kolleg, um den Zorn des thebanischen Gottes und seiner Priester zu versöhnen. Ancheri aber verlobe ich morgen, und ihre Kinder sollen, das habe ich geschworen, an meinem Hofe erzogen werden wie eigene Nachkommen. Bleibt unsere Ehe ohne Erben, soll ihr Ältester einst die Krone der Pharaonen tragen. Mit dieser Lösung gab sich Befnechem schließlich im Namen seines Gottes zufrieden.“

Ich baue nun auf deine Hilfe, daß Heliopols hoher Priester alles begreift und sich fügt, ohne an mir irre zu werden. Es können ja wieder andere Zeiten kommen, darfst du ihm sagen.“

„Andere Zeiten!“ wiederholte die Königin mit fernem, heißen Augen. „Nur dieser Hoffnung will ich noch leben.“

Dann fragte sie, gegen eine plötzliche Angst ankämpfend, in künstlicher Ruhe: „Und wer ist der Bevorzugte, dem Ancheri vermählt werden soll?“

Amenophis lächelte selbstzufrieden.

„Das habe ich fein eronnen. Da drück' ich ein Heilpflaster wohl auf die schmerzlichste Wunde und schließe Freund und Feind innig zusammen. Ancheri, des hohen Priesters Schwester, des ersten, der mein Wesir nicht mehr heißt, geb' ich Ramose, dem neuen Wesir, zur Gattin.“

Und nun soll morgen das Neujahr gefeiert werden, prunkvoller als alle Jahre vorher. Man nennt mich den Prächtigen, und ich will diesem Namen neue Nahrung zuführen. Ich bin des Haders müde und will, vom Zwiste der Priester verschont, in Glanz und Schönheit meiner Tage mich freuen.“

Teje stand wie versteinert. Ihre Augen schlossen sich, das Herz drohte stille zu stehen. Und doch hielt sie sich fest auf den Füßen, verbeugte sich stumm und küßte den goldgestickten Saum des weißen Königsmantels.

Dem König, der sie zärtlich emporziehen wollte zum Thron, wehrte sie schweigend. Noch einmal siegte ihr Wille über die versagenden Glieder. Aufrechten Hauptes schritt sie der Türe zu, vor der schon Zata mit glückfunkelnden Augen wartete.

Erst in ihren Armen, im Schlafgemach, weinte Königin Teje bis tief in die purpurverhangene Nacht hinein...

Lauter Jubel aus tausend und tausend Kehlen begrüßte den Morgen des Neujahrstages. Nicht nur die bevorzugten Schichten des Volkes, die Priester und weisen Schreiber, die Söldnerführer und obersten Verwaltungsbeamten, die Vorsteher der Kornspeicher und Rinderherden und des königlichen Schatzhauses blickten mit neuem Aufschwung der Seele zur aufsteigenden Sonne empor, auch die müden und zermarteten Scharen der Arbeitertruppen, die in den Steinbrüchen unter Blut

und Rutenschlägen Schweiß und Blut vergossen, die verprügelten leibeigenen Bauern und Hirten, deren Frauen für Vornehme spinnen, weben und bleichen mußten, die mißachteten Handwerksleute, als deren Glieder auch der Großteil der Künstler galt, sie alle, die am Abend nur trübe Klagen in schwermütigen Klängen erseufzen ließen, schöpften an jedem Morgen im unvergleichlichen Glanze der ägyptischen Sonne neue Lebenslust. Und heute war doppelter Grund zur Freude. Das hohe Fest des Neujahrs mit rauschenden Aufzügen und königlichen Gnaden stand bevor, und über Nacht war Leben in den träg steigenden Strom eingekehrt, die Flut hob sich und versprach Erquickung aller lechzenden Fluren.

Im Hofe des Palastes hielt Ramose, der Wesir, die Morgenandacht. Im engen Amtskleid, das von der Brust bis zu den Knöcheln fiel, während Schultern und Arme nackt im flimmernden Lichte badeten, stand die zedernschlanke Gestalt mit dem scharfgemeißelten Antlitz voll strenger Schönheit ostwärts gerichtet, nur in den Augen verschlossene Gluten verratend. Weßu, der Vorsteher des königlichen Hauses, hob ihm zur Seite die Arme zur Sonne auf.

Und Ramose betete mit lauter Stimme also:

„Anbetung dir, Amon-Re, beim Aufgang, du Strahlender, gekrönt als König der Götter! Du einziger Gott, der von Anbeginn ist, der die Oberen und die Unteren gemacht hat, der die Länder schuf und die Menschen, die Himmelsflut und den heiligen Nil. Wenn du aufgehst, göttlicher Jüngling, schön an Liebe und Wohlgefallen, leben die Irdischen auf und die Götter jauchzen dir zu. Die in deiner Barke sind, glühen mit dir in Lust, die Himmelsgöttin glänzt wie Lapislazuli und der Gott der Himmelsflut tanzt mit deinen Strahlen. Auf Erden verkünden die Paviane mit erhobenen Händen dein Nahen, alles Wild preist dich, und die Geister Heliopols frohlocken ihrem Befreier. Leuchte auch uns, daß wir deine Schönheit schauen!“

Durch die hochgelegenen vergitterten Fenster ihres Schlafgemachs hörte Königin Teje diesen Morgenpsalm.

Vor ihren Augen stieg der uralte Tempel der Heimat auf, Heliopols erhabenes Sonnenheiligtum am unteren Nil, nahe den Pyramiden und Königsgräbern großer Vergangenheit und dem schweigenden Sandrand der ewigen Wüste. Keine Säulensäle und dunkelverhüllten Kapellen, kein verborgenes Bild des Gottes, das nur Pharaos und hoher Priester an festlichen Tagen sehen und schmücken durften, verlangte hier der lichtfrohe Kult. In weitem, freiem Hof glänzte auf hohem Unterbau ein steinerner Obelisk empor, dessen goldene Spitze die ersten Strahlen des Tages sonnenhaft aufleuchten ließen. Davor Altar und gemauertes Abbild des Sonnenschiffes, an den Wänden der Mauern aber farbenbunte Reliefs voll wachsender und blühender Pflanzen, lustig jagender Tiere und geduldig schaffender Menschenarbeit, wie sie alle erst Re, der gnädige Schiffsherr der Sonnenbarke, zum Leben erweckte.

Hier erklang seit Urväterzeit die festliche Morgenandacht, die Königin Teje mit in das hunderttorige Theben nahm und nun, seit nicht mehr Amons hoher Priester zugleich der Wesir war, auch als Hausgebet des königlichen Hofes sprechen ließ. Freilich mußte an Stelle des alten Sonnengottes in seiner reinen Gestalt jetzt Amon-Re verherrlicht erscheinen, wie die thebanischen Priester ihren obersten Gott zu nennen pflegten, wenn sie alle Größe und Lichtgewalt des Strahlenden auf ihren düsteren Stadtgott zu übertragen suchten.

„Leuchte auch uns, daß wir deine Schönheit schauen!“

Wiederholend ließ Ramose die letzte Bitte leise verhallen. Ein warmer, sehnfüchtiger Ton schien im ersterbenden Gebet zu zittern. Ramose wußte, daß ihn die Königin hörte. Gedachte er der Stunde, da er vor zehn Jahren, ein halber Knabe noch, zum ersten Male vor ihr stand, weil er als schönster und edelster aller wedelschwingenden ägyptischen Jünglinge vom Pharao ausersehen war, den Halschmuck aus zahllosen Perlensträngen und kostbaren Amuletten als Brautgabe zu überreichen? Oder des letzten Morgens vor dem Abschied aus Heimat und Elternhaus, als sie

noch einmal das Sonnengebet vor dem Heiligtum ihres Gottes hören wollte und mitten in tiefster Andacht die brennenden Knabenaugen fühlte, die aus der Menge betend nach ihren Lippen glühten? Oder eines der wenigen Worte, der vielen stummen Grüße aus unnahbarer Hoheit heraus, die dem ehrfurchtverschlossenen treuen Diener seines Königs durch zehn lange Jahre die Königin schenkte, bis eines Abends doch der sorgsam bewachte Funke jäh von Auge zu Auge sprang? Damals, als Ramose aus der unerwarteten Erhebung zum Wesir und der Betrauung mit dem Sonnengebet aus Heliopol erkennen mußte, wenn diese Gnade zu danken war. Doch es blieb nur ein Funke, der heimlich gehütet wurde und nie zu Glut und rasender Schönheit aufflammen durfte. Oft glaubte ihn Teje erlösen und ausgebrannt. Und erst diese Nacht hatte ihr schaudernd seine lohende Macht und Größe enthüllt. Galt es doch, den stillen Besitz ihres Herzens an die Todfeindin zu verlieren.

„Begrüß nicht so freudig den heutigen Tag!“ stöhnte die Königin. „Er versinkt, wirst du ihm fluchen. Ihm und mir, die keine Hand rühren kann, um dich zu retten. Und der du nun aus dem Schoße der Amonstochter den künftigen Thronerben, den gehässigsten Feind ihres Vätergottes erzeugen sollst!“

Schluchzend sank Teje zurück auf ihr Lager. Da trat Zata ein, um die Frauen der Königin zu melden, die ihren Leib für den heutigen Tag festlich bereiten sollten. Zu ihrem Schmerze fand sie die Herrin noch immer in Tränen.

„Königin, noch nie sah ich dich in so namenloser Trauer. Hast du die Götterzeichen vergessen von gestern abends? Mich haben die Gnädigen schon die ganze Nacht mit frohen Träumen gesegnet. Bald wirst auch du lachen und glücklich sein.“

Die zuversichtliche Freude der jungen Freundin, deren schwermütige Augen sonst kaum zu erhellen waren, tat heute so wohl. Und die halbvergessene Lotosblume konnte wirklich zur Ketterin werden, dann wandelte sich für Ancheri der ganze Triumph zu furchtbarster Niederlage.

„Wenn es aber nur Täuschung war?“ zweifelte sie. „Wenn ich unfruchtbar bleibe, ich — oder der König? Auch keine seiner Nebenfrauen hat ihm bisher ein Kind geboren.“

Doch Zata ließ den frohen Glauben, mit dem ihr eigenes künftiges Glück stand und fiel, nicht schwach und kleinmütig werden.

„Es war ein Zeichen“, betonte sie voll sicherer Überzeugung, „ich fühlte es tief im Herzen. Ein Zeichen Atons, des Sonnengottes, an den du dich feierlich wandtest und der noch niemals gelogen hat. Was quälst du deine Seele mit Zweifeln? Steigen nicht selbst Götter nieder zu Menschenfrauen, um sie zu Müttern großer Heroen zu machen? Götter oder deren Gesandte, die geheimen Vollstrecker ihres Willens? Es gibt nichts Unmögliches unter der Sonne.“

Schweigend nickte die Königin. Vor ihren Augen dämmerte ein neuer Tag über unbetretenem fruchtbarem Gartenland. Von allen Bäumen und Wolkenhöhen klang das siegreiche Wort: Es gibt nichts Unmögliches unter der Sonne. Auch ihr, der Königin beider Reiche, mußte es möglich sein, den Schandplan der Feinde in jauchzendes eigenes Glück zu verklären.

Ein undurchdringliches Lächeln setzte sich um die edelgeschwungenen Lippen fest. Sie winkte den Frauen und ließ sich baden und salben, duftendes Öl auf Haupt und Körper gießen und das Haar flechten und locken. Dann trugen die Kammerfrauen das faltige weiße Festkleid herbei, durchscheinendes Königslinnen von feinstem Gewebe, und weiß gefärbte Sandalen aus Papyruschilf, dazu Perlen von Lapislazuli und Malachit, Armspangen und Ringe aus reinstem Golde und endlich das Diadem der Gottesfrau, die Geierhaube, deren heiliger Vogel seine Flügel über das geweihte Haupt der Königin breitete. Und während sie sich schmücken und krönen ließ zur Verehrung und Anbetung für ein ganzes Volk und seine unterworfenen fremden Stämme, dachte Teje nur eins: Nie, nie darf es Wirklichkeit werden, daß Ramose, der starke, strahlende Held, stark und strahlend wie ein Jünger und Herold des Sonnen-

gottes, in den Armen der Amonstochter den künftigen Pharao schafft. Der mußte aus ihrem Schoße erblühen, denn es war ja nichts unmöglich für Götter und Gottverwandte, nichts unmöglich unter dem gnädigen Lichte der Sonne.

In dieser Stimmung empfing die Königin Meri-Re, den alten Oberpriester von Heliopol. Das kahlgeschorene Haupt neigte sich dreimal zur Erde, dann hob er aus dem sternübersäten Leopardenfell, seiner uralten Amtstracht, die hageren Arme, um das Kind seiner Heimat zu segnen.

„Ich komme mit froher Götterbotschaft,“ begann er sodann, „und bin dankbar, der Königin schon vor dem Feste nahen zu dürfen. Der Große im Schauen bin ich genannt. Und Großes ließ mich der Strahlende erblicken, als ich vor der Abreise im Schatten des heiligen Obeliskes entschlummerte.“

„So melde deine Kunde zuerst, ehrwürdiger Vater!“ bat die Königin. „Was ich dir zu sagen habe, vernimmst du immer noch früh genug.“

Das zerfurchte Antlitz leuchtete auf, als sehe es das benedelte Heiligtum der Heimat wieder, die Augen wurden groß und starrten fast erschrocken vor sich hin.

„Königin Teje sah ich unter der zarten Sykomore, die einst im Garten des Vaters ihr Lieblingsbaum war. Ihre Mutter ging vorbei und legte Akazienblüten in die Hand der Träumenden. Der Pharao ging vorüber und legte beide Kronen, die rote und die blaue, ihr zu Häupten hin. Und ein Unbekannter ging vorüber mit verhülltem Gesicht, doch von seiner Stirn lohte der Glanz der Gotterwählten. Der legte eine Lotosblume in ihren Schoß.“

„Eine Lotosblume?“ erzitterte Teje, „und was erwuchs aus der Pflanze?“

„Ein Knäblein, Königin!“ jubelte der Greis und küßte die Füße der Herrin. „Dein langes Leid hat den Gott deiner Väter gerührt, vielleicht war er selbst der Verhüllte, der die Lotosblume zum Segen deines Schoßes gab. Und du hobst erwachend das erwachende Leben, hieltest es hoch zur Sonne und weihdest das junge Wunder ganz zum Dienste des Lichts.“

Teje konnte ihre Bewegung nicht mehr verbergen. Mit zärtlicher Hand streichelte sie den kahlen Priestertopf, eine Träne fiel auf den Nacken des Knienden.

„Du weinst, Königin?“ verwunderte sich der Priester. „Doch es sind Tränen des Glücks, nicht wahr, Tränen dankbarer Freude!“

„Nicht nur der“ Freude, widersprach Teje. „Möge dein Traum Wahrheit künden und mein Schoß endlich heilige Frucht tragen, dann soll, das schwöre ich heute schon bei den Augen des Sonnenschiffers, meine ganze Liebe und Mutterkraft den Knaben für den reinen Dienst des Vätergottes erziehen. Doch früher, Meri-Re, ein Jahr früher hätte diese Botschaft kommen sollen. Dann wäre uns beiden viel Trübsal und Demütigung erspart geblieben. Uns beiden — und unserem Gotte.“

Angstlich weiteten sich die Pupillen des Alten.

„Ich verstehe dich nicht, Königin. Was kann uns und unseren Gott bedrohen?“

„Steh' auf, Meri-Re, du Großer im Schauen,“ mahnte die Königin mit fester Stimme. „Nicht kniend sollst du diese Nachricht vernehmen. So höre denn: Morgen schon reißt dich der König ins Amonskolleg ein, wie es dem hohen Priester von Memphis schon vor Jahren widerfuhr. Er mußte es tun, weil Amon sonst die Erhebung Ancheris, der Tochter Ptahmoses und Schwester Befnechems, zur ersten Gattin des Pharao gefordert hätte. Dann wäre die Freiheit und Größe deines Priestertums auch für alle Zukunft verloren. So aber läßt dir der König den Trost verkünden, daß wieder andere Zeiten kommen können.“

Langes Schweigen. Der Priester bezwang den ersten furchtbaren Schmerz und alle Ausbrüche der Leidenschaft. Nur seine Lippen zitterten wie im Fieber.

Endlich neigte er sich tief vor der Königin, die sich vom Thronsaal erhoben hatte.

„Andere Zeiten!“ preßte der trockene Mund hervor, „wolle der Gott unserer Väter, daß ich sie noch erleben und grüßen darf. Darum Heil deinem herrlichen Sohn, Königin, und Heil dir, wenn du den Auftrag deines Gottes verstehst und erfüllst.“

„Den Auftrag?“ staunte Teje. „Ich glaube, du sprachst nur von Traum und Zeichen?“

„Ich sprach im Auftrag des Gottes!“ erklärte jetzt Meri-Re streng und hoheitsvoll. „Das Schicksal des alten Sonnenglaubens, die Freiheit Heliopols und seiner Priester ruht einzig in deinen Händen. Du mußt bis zur nächsten Nilchwelle den Erben des Lichtglaubens gebären, der Gott unsrer Heimat will und fordert es, Königin Teje!“

Dann segnete sie nochmals der Greis, senkte die Arme zur Erde und verließ das Gemach...

Wie im Traum lebte Teje die Bilder des Tages weiter. Sie sah und hörte alles, stand auch mitten im Wirbel des lauten Getriebes, doch ihr Herz und Sinnen kam nicht los von einem einzigen ewig kreisenden Gedanken. So rauschte alles Nahe und Wirkliche trotz des Reichtums an Farben und Stimmen wesenlos an ihr vorbei.

Sie sah, wie der König erschien, im seltenen Schmucke der Götterkrone aus Hörnern und Federn und das Götterzepter in der Hand, um der Königin zum hohen Festtage Glück zu wünschen, wie er dann den goldschimmernden Wagen bestieg, den heute seine Lieblingshengste zogen, mit bunten Federbüschen und kostbarem Geschirr geschmückt. Dann folgte hinter dem Königswagen und den seitwärts hinstürmenden Dienern und Leibwachen, hinter all den farbigen Bedeln und blendend weißen Gewändern sie selbst in stolzer Karosse, während ägyptische und asiatische Soldaten mit allen Feldzeichen das Geleite gaben. Vor Betreten der gepflasterten Tempelstraße mit den Sphinxreihen zu beiden Seiten wurden König und Königin in die Sänften gehoben, Priester liefen mit Räuchergeräten voran und der Vorlesepriester sagte seine Gebete her, bis vor den Toren und Steintürmen der Pylonen Befnechem mit dem ganzen Amonskolleg das königliche Paar begrüßte.

Unter dem Jubelgeschrei der Menge segnete der hohe Priester den Pharao und seine Gattin und betete dann den Weisheitspruch, der dem Könige an allen Festtagen zukam, seit er den gewaltigen Tempel Amons durch verschwenderische Neubauten erweitert und verherrlicht hatte. Im Namen seines Gottes sprach Befnechem segnend:

„Ich gebe dir Jahre bis in Ewigkeit und das Königtum beider Länder in dankbarer Freude. Solange der Himmel besteht, bleibt auch dein Name, das schwarze Land des Nils und das rote der Wüste liegen täglich unter deinen Füßen, und mein Herz frohlockt, wenn ich deine Schönheit schaue. Denn du hast mein Haus mit Glanz und Größe verklärt, und meine Priester und ihre Wünsche sind dir ein Wohlgefallen. Wie ich jedem fluche und seinen Namen austilge für alle Zeiten, der mich lästert und das Wort meiner Diener nicht hört, so erhöhe ich dich, meinen gehorsamen Sohn, über Menschen, Geister und Götter.“

Hierauf wurde der Königin und sechzehn Frauen der Vornehmen das flirrende Sistrum gereicht, und während Amenophis mit dem hohen Priester zu den drei kleinen lichtlosen Kapellen vorschritt, um in der letzten und allerheiligsten Kammer die Barke mit dem Götterbild zu öffnen und den Gott zu schmücken, zu veräuchern und anzubeten, mußten die Frauen in Hof und Säulensaal das Rasselinstrument schwingen und preißende Lieder singen, von Sängerschören hundertstimmig begleitet.

Als endlich König und hoher Priester aus dem Sanktissimum traten, erfolgte unter dem Jubel aller Andächtigen die feierliche Einkleidung Meri-Re als Amonspriester. Er behielt sein sternbesticktes Leopardenfell, doch darüber schlangen Befnechem und der Oberpriester von Memphis die weiße Schärpe der Amonsdiener. Teje sah, wie der Alte trotz aller Selbstbeherrschung erzitterte unter der Berührung der verhassten Priesterschleife. Seine Augen bohrten sich tief in die Brust der Königin, mahnend, aufstachelnd, dieser Schmach und seiner Worte nie zu vergessen.

Nun aber stand das Herz der Königin still. Denn Ramose wurde vor den Pharao gerufen, Befnechem führte Anrich in flimmerndem Brautschmuck herbei, und unter

atemloser Stille verkündete Amenophis den Willen der Götter und seinen eigenen, die Amonstochter mit dem Wesir des Reichs zu vermählen und ihre Kinder wie eigenes Blut am Königshof zu erziehen. Ehe der Mond sich zum drittenmal fülle, wolle er selbst mit aller Pracht und Herrlichkeit die Hochzeit vollziehen.

Der Wesir glich einem Götterbild, steinern und unbeweglich ragte die schlanke Gestalt aus der tosenden Menge. Teje erkannte, wie ihn Meri-Re mit prüfenden Blicken musterte und seine verdüsterten Augen wieder Glanz annahmen. Endlich neigte Ramose in stummem Gehorsam das Haupt. Ein triumphierendes Lächeln flog über die wellenden Züge der Braut. Der hohe Priester aber und alle Mitglieder des Amonkollegs fielen zur Erde nieder und küßten den Boden, dann jauchzten sie wie Trunkene dem Pharao zu, der ernst und gealtert, mit schweren Schritten zum aufgerichteten Thronsiß emporstieg.

Auch die Königin wurde jetzt festlich an seine Seite geführt und nahm unter dem Baldachin Platz. Harfen und Flöten erklangen, der Schall von Laute und Leier mischte sich hell darein, das klirrende Sistrum schwirrte in den Händen der Frauen über dem tausendfachen Jubel der Instrumente und Menschenstimmen. Sie aber sehnte den Abend herbei, die Stille und Dunkelheit ihres Gartens, den träumenden Lustsee und Zatas fluge und warme Mädchenstimme. Und die heimliche Nähe des Stummen, Verschlissenen, der jetzt Hand in Hand mit der Angelobten vor ihren Augen das erste Dankgebet an den freudlosen Gott dieser Stadt verrichten mußte.

Doch Königin Teje wußte, daß sie Geduld üben und warten müsse. Noch sollte das Festgelage mit Weinschalen und Wohlgerüchen, Salben und Kränzen, musizierenden Knaben und nackten Tänzerinnen, mit Lied und Spiel und taumelnder Trunkenheit den hohen Tag berauschend beschließen.

Zwölf braune Mädchen von entzückendem Ebenmaß aller Formen, nur mit Perlenketten und Blumengewinden geschmückt, nahen in anmutigem Tanzschritt dem Königspaar und sangen das Lied genießender Lebenslust:

„Mit frohem Herzen gedenke der Freude
Und folge, solange du lebst, dem Genuß!
Leg' Myrrhen aufs Haupt und duftende Öle,
Königslinnen um Lenden und Brust,
Mit Blumen umkränze die Schalen des Weins!
In Pyramiden und Gottesgräbern
Schlummern, die waren, wie nie gewesen.
Kein Trunk erfreut sie, kein nächtliches Rosen,
Kein Schmeicheln der Glieder, kein Räuchergeruch.
Denn niemand weiß, wohin er entschwindet,
Niemand führt seine Freude mit fort,
Niemand kam wieder die dunkle Straße.
Drum sei're mit strahlenden Augen den Tag!“

Die Mädchen neigten sich zierlich, rissen dabei an den Blumengewinden und hatten auf einmal ganze Sträuße von Blüten in ihren Armen. Die streuten sie lachend über das hohe Paar, dann zerstoben sie unter die beifallbrüllende Schar der Trunkenen.

Der König, der bisher auffallend ernst und schweigsam dem Mahle und seinem immer lauterem Treiben bewohnte, wandte sich ermuntert seiner gedankenversunkenen Gattin zu.

„Was meinst du, Teje, das klingt anders, als was mir heute morgens der Priester verheißen hat! Jahre bis in Ewigkeit und einen Namen versprach er, der dauernd bleibt wie der Himmel.“

Teje verzog schmerzlich die Lippen.

„Worte sind wohlfeil,“ lächelte sie. „Zehn Jahre Bau am Amonstempel und dann noch die Ehren des heutigen Tages sind vielleicht so verschwenderische Versprechungen wert.“

Amenophis schlang den müden Arm um die bloßen Schultern der Königin.

„Ich weiß, wie viel Wahrheit in diesem Priesterlegen beschlossen liegt, und daß die kleinen Sängerinnen ehrlicher sind mit ihrem ergreifenden Lied. Wie nie gewesen, schlummern sie in den Gräbern und Pyramiden, die einst mit ähnlichem Preise begrüßt wurden. Doch darum haben sie recht: mit strahlenden Augen soll man Tag und Leben feiern!“

Er winkte einem Knaben und ließ die edelsteinbesetzte Schale mit neuem Weine füllen.

„Noch können wir unser Leben trinken wie diesen roten Saft, Teje! Wir haben viel geopfert, Königin, wir beide. Laß uns nunmehr dem verrinnenden Glück der Gegenwart huldigen und nicht fruchtlos klagen und leere Träume spinnen.“

Ihre Augen blickten ihn an mit düsterer Glut.

„Gewiß nicht, König Amenophis. Fruchtloses Klagen und Träumen ist mir verhaßt. Nur dem Tätigen sichert sich Zukunft und Glück.“

Sie hob ihre schmalere Silberchale zum Mund und blickte dabei zu Ramose hinüber, der neben Ancheri in eisernem Schweigen saß. Auch er sah auf, ihre Blicke trafen sich.

Der König wurde frohgemut und raunte seiner Gattin zu: „Ich will dir noch heute abends den Wesir zum Gartenpavillon schicken, damit du den Armen tröstest. Ein Wort von dir und er wird meinen Befehl verstehen und wissen, wo sein Glück wartet.“

Teje mußte den Becher niedersehen, um keinen Tropfen des roten Bluts zu verschütten. Ihre Hand zitterte. Wird er wirklich wissen, wo sein Glück wartet? fragte sie sich. Doch schon näherte sich die Hand ihres Gatten mit heißerem Druck ihren nackten Armen.

„Und dann, Teje,“ flüsterte Amenophis, „lade ich mich für die Nacht zu Gaste. Ich will alle Opfer und den sinnlosen Lärm dieses Tages vergessen und mich noch einmal jung und glücklich träumen.“

Er erhob sich rasch, und die Königin mit ihm. Alle Gäste jubelten dem Herrscherpaar zu, die Sklaven und Musikanten, Hetären und Tänzerinnen warteten am Boden liegend, bis sich die Torteppiche hinter den Scheidenden schlossen. Wesir und Vorsteher, Bedelträger und Leibgarde gaben das Geleite. Auch die höheren Priester folgten.

Als die letzten Schritte verhallt waren, schlug unter den Geliebten schrankenlose Sinnenlust wie eine einzige verzehrende Flamme empor. Der Wein floß in Strömen, immer verwegenere Tänze trieben das Blut zur Siedehitze, die nackten Mädchen stürzten sich lachend in die Arme der Berauschten. Ohrenbetäubend schwirrte der Schall von Doppelflöte und Pauke, Klapper und Trommel durcheinander. Neujahr! Neujahr! lallten die trunkenen Zungen...

Im Pavillon hinter dem Lustsee stand Ramose, der Wesir, vor Königin Teje. Der Abendwind trug aus dem Chaos von Duft und Wein, Musik und Liebestraßerei, schwärmenden Liedern und klirrenden Gläsern verhallende grelle Klänge herbei, die hier im stillen Frieden der Garteneinsamkeit wehenlos zerflatterten. Schweigend sah die Königin in die klaren Augen des verschlossenen Mannes.

„Du zürnst mir, Ramose,“ begann sie mit leiser Stimme, in der die Erregung der Nacht und des Tages und das freudige Bangen vor der nahen Aussprache mitzitterte. „Auch wenn weder Wort noch Blick einen Vorwurf verraten, ich weiß, daß du mir großt.“

Der Wesir schüttelte entschieden das ernste Haupt.

„Ich zürne nicht, Königin. Dazu fehlt mir das Recht und auch der Grund. Ich bin nur traurig geworden, zu Tode traurig.“

Da wollte sie sein Herz erproben und fragte, scheinbar erstaunt:

„Traurig? Wenn deine Kinder wie Königsblut am Hofe erzogen werden sollen und der Erstgeborene einst die Krone der Pharaonen trägt? Ich glaube, du mußt dich glücklich preisen, wenn Ancheri dir den Knaben hinreicht.“

Jäh schwoll die Zornader im beherrschten Gesicht, die Fäuste ballten sich vor maßloser Leidenschaft.

„Mit diesen Händen will ich ihn erwürgen,“ schwor er.

Dann fiel er der Königin zu Füßen und preßte den Saum ihres Kleides an die heiße Stirn.

„Mir ist alles ganz klar, Herrin. Amon hat gesiegt über uns beide.“

Teje nickte. Ihre Augen weiteten sich in düsterem Glanze.

„Über uns beide, ja. Dein Gefühl hat dich nicht belogen. Leidgenossen sind wir geworden.“

Ihre Hände streichelten die glühenden Schläfen, die so lange in kühler Ruhe zu träumen schienen. Er haßte nach einer Hand und küßte sie mit langer, ehrfürchtiger Liebesung.

„Königin,“ flehte der Kniende, „laß alle Ehren und Ketten von meinem Kleide nehmen und mich in Slavendienst alt und grau werden, ich will noch die Peitsche küssen, die mich züchtigt. Doch hab' Erbarmen und schütz' mich vor dieser Ehe. Ich will nicht zum Werkzeug mißbraucht sein gegen dich und deinen Gott.“

Sie umspann sein Haupt mit beiden Händen und lohte ihm verheißungsvoll ins trostige Auge.

„Das sollst du auch nicht,“ tröstete sie mit bebenden Lippen. „Die Götter sandten Zeichen, mir und Heliopols hohem Priester, die heilige Lotosblume ward selbst zum geheimen Boten. Ehe noch Ancheri ein Kind zur Welt bringt, will ich mein eigenes jauchzend im Arme halten.“

„Königin!“ jubelte der Getreue, „wie soll jetzt nach zehn Jahren plötzlich das Wunder erblühen?“

„Darnach frage ich heute noch nicht,“ verwies die Königin. „Vielleicht steigt Ne, der Gott des Sonnenschiffes, nächstlich zu mir nieder, wie die Priester der Heimat manch ähnliche Sage berichten. Oder er wird im Pharao mächtig und segnet seinen Samen. Oder aber...“

Ramose erhob sich und starrte die Zögernde mit brennenden Augen an.

„Sprich, Herrin, sprich!“ flehte er heiß.

Sie trat einen Schritt zurück und senkte den verschleierten Blick zur Erde.

„Es kann auch ein anderer Sohn dieses Landes sein, der den Willen des Gottes vollstreckt. In meiner Heimat singt man ein altes Lied, das also beginnt:

„Ich hab' meinen Freund im Bade geseh'n —
Doch es war nicht mein Freund, es war Ne, der Gott.
Der Strahlende kam in die Kammer zu mir...“

„Wann, sagte der Pharao, sollst du Ancheris Gatte werden?“

„Ehe der Mond sich zum drittenmal füllt, Königin Teje!“

Sie nickte und sah an ihm vorbei in den rauschenden Abend hinaus.

„Ja, ich entsinne mich. So ist alles bereit. Wenn dann mein Leib noch nicht gesegnet geht, wird der Gott erscheinen oder den Freund mit heiligem Auftrag senden. Die Nacht vor der Hochzeit schlafe ich in diesem Gartenhaus.“

Wieder trug der Wind lüsterne Lachen und Weingeschrei vorüber. Der Wesir umschlang die Füße der Königin und bedeckte sie mit brennenden Küssen. Doch sie rang sich frei, abwehrend schüttelte sie die glutbedeckte Stirn.

„Nicht so, Ramose. Nicht wie die Trunkenen dort, die alle Feste in tierischer Gier enden. Nein und stark sei die Flamme, die Ne, der Gott, selber entzünden wird, wenn die Stunde gekommen ist.“

Sie küßte seine Augen und streichelte noch einmal Scheitel und Schläfen des Ersehnten. Dann erhob sie die Hand und entließ ihn.

Und geleitet von Zata und Wehsu, schritt Königin Teje schweigend durch den duftschweren Garten zum Palaste zurück, um Amenophis, ihren Gatten und Herrn, für diese Nacht zu empfangen...

Schlesische Fayencen

Von Dr. Kurt Bimler, Breslau. ¹⁾

Es war um jene Zeit, da der junge Goethe in Straßburg seiner Friederike die bekannten Verse von den auf ein lustig Band gestreuten „kleinen Blumen, kleinen Blättern“ widmete, als in den vielen deutschen Fayencefabriken die rokokohast zierlichen Gefäße ihre poetische Erhöhung in naturalistischer Dekorationsweise durch die Blumenmaler in so angedeuteter Weise erhielten. Blümchen, Blättchen, auch ganze duftige Sträuße auf Es- und Trinkgeschirr, Vasen und Prunkgerät von Fayence zu malen, war Mode die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hindurch.

Merkwürdigerweise war die alte liebe Stadt Straßburg sogar tonangebend in der Dekorationsweise, wenigstens für unsere schlesischen Manufakturen. Das war so gekommen, weil die Mutterfabrik Holitsch in Ungarn an der mährischen Grenze von Straßburger Fabrikanten eingerichtet worden war, und diese wiederum manchen Arbeiter an die schlesischen Unternehmungen zu künstlerischem Tun abgegeben hatte.

Fayence — der Begriff wird oft mißverstanden — ist hier ein Produkt der Töpferei, das im 18. Jahrhundert den Eindruck von Porzellan machen soll. Man nannte sie damals oft noch porzellan oder genauer unechtes Porzellan. Das ihr Eigentümliche ist eine weiße Zinnglasur, die den wenig schönen, mißfarbigen Scherben deckt und seine Porosität aufhebt, ihn wasserdicht macht. Da der Scherben gewöhnlicher Ton ist, übertrifft seine Dicke diejenige des Steinguts und des noch dünnwandigeren Porzellans bei weitem. Diese gewisse Plumpheit des Scherbens und somit der Form unterscheidet die Fayence schon auf große Entfernung vom Steingut und vom echten Porzellan, die beide glasharte Beschaffenheit und ein leichteres schlanker Aussehen haben.

Eine Besonderheit entstellungsgeschichtlicher Art ist ihre Anfertigung in fabrikmäßigen Betrieben. Die Herstellung ihrer Masse und der Glasur verlangen maschinelle Einrichtungen, die sich der Töpfermeister nicht leisten konnte. Auch die Brennöfen beanspruchten eine besondere Konstruktion. Wir besitzen zwar auch ab und zu Fayencen, die als gelegentliche Arbeiten aus Töpferwerkstätten hervorgegangen sind, z. B. in Freystadt, Nassafel bei Kreuzburg, Schurgast, Breslau und in der Grafschaft Glatz, woher im Breslauer Kunstgewerbemuseum einige Stücke zu sehen sind, doch stehen sie infolge einer gewissen Ungelenkheit der Formen und des Dekors von den fabrikmäßig hergestellten bedeutend ab.

Wie allerorten in Deutschland in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts solche Fabriken, die porzellanähnliches Geschirr erzeugten, wie Pilze hervorwuchsen, so erwuchsen auch in Schlesien eine Reihe von Fayencemanufakturen. Teils verdanken sie — abgesehen von Anregungsversuchen Friedrichs des Großen — ihr Dasein dem Unternehmungsgeist von Fabrikanten und Kaufleuten, teils den liebhaberischen Neigungen von Großgrundherren, die nach dem Beispiel fürstlicher Nachhaber eine Porzellan- bzw. Fayencefabrik an ihrem Hofe besitzen und ihre reizvollen Produkte vorzeigen wollten.

In Niederschlesien wurden vier Fabriken eingerichtet, in Oberschlesien drei. Seltsamerweise ist in Niederschlesien keine einzige Fabrikgründung zur Vollendung gelangt, so daß sich anscheinend auch nicht eines ihrer Erzeugnisse in unsere Zeit hinübergerettet hat. Oberschlesien hat mehr Glück entwickelt und eine Fülle von formen- und farbenfrohem Fayencegeschirr und von figürlicher Plastik in die Museen und Privatsammlungen geliefert.

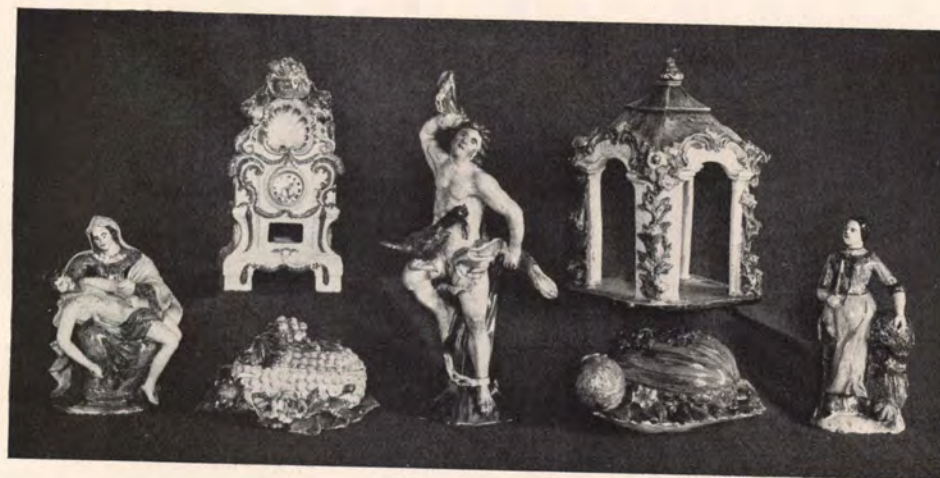
¹⁾ Dieser Aufsatz ist ein kurzer Abriß aus des Verfassers im Herbst d. J. erscheinenden umfassenden Veröffentlichung des schlesischen Fayencen. Wertvolle Vorarbeit dazu hat Erwin Hünke im 4. Bande von Schlesiens Vorzeit geliefert.

In Niederschlesien waren es drei Kaufleute, die ihr Geld und die Lebensruhe, ja sogar ihr Leben selbst bei dem Versuch, eine solche Manufaktur ins Leben zu rufen, einbüßten. In Breslau 1718/19 ein ehemaliger kaiserlicher Regimentslieferant, Salzfaktor und Fayencehändler Johann Georg Müller, der nach Johann Christian Rundmanns Bericht die Delfter und Berliner Waren in der Güte beinahe erreichte, aber über den teuren Anfang nicht heraus kam, und 1772 bis 1785 der Kaufmann Karl Friedrich Rehnisch, der wohl eine vollwertige Fayence erzielt haben würde, wenn ihm nicht die geldgebende Regierung zur Bedingung gemacht hätte, ein feines Steingut (Wedgwood) zu versuchen, eine Aufgabe, der Rehnisch durchaus nicht gewachsen war, so daß er wie der erstere über den fruchtlosen Bemühungen zerbrach. In Wohlau waren es 1754 bis 1756 Johann Ludwig Schöffler (Schüffel) und sein Nachfolger Johann Buchwald, die gute Erfolge im Anfangsstadium hatten und zweifellos das geplante Werk durchgeführt hätten, wenn ihnen auf ihre dringenden Bittgesuche die Regierung mit Kapital beigesprungen wäre. Schöffler wurde darüber krank und starb, während sich Buchwald der drohenden Schuldhaft durch die Flucht nach Schweden entzog, wo er in Rörstrand die erste seiner vortrefflich geleiteten Fabriken einrichtete. Der vierte Unternehmer, von Hofstedt in Cammelwitz im Kreise Steinau, ging 1763 bis 1766 eines Vermögens von 20 000 Talern verlustig und blieb, ein Gebrochener, bei dem Torso seiner großzügig eingerichteten Fabrik zurück, da auch er bei der Regierung die notwendige Hilfe nicht fand. Allen vierem war bei den kostspieligen und schwierigen Vorarbeiten, der Einrichtung und der Versuche der geldliche Atem ausgegangen.

In Oberschlesien teilte von den drei gräflichen Gründern nur einer das Los der Niederschlesier, die Gräfin Barbara von Gaschin auf Turawa. Ihre Fabrik Glinitz brachte ihr den Konkurs und Verlust einiger Güter ein, doch hatte sie ihr durch zwanzig Jahre (1767 bis 1787) in ihren vornehmen Erzeugnissen reiche Genugtuung für die geleisteten Opfer gegeben. Die Fabrik blieb sogar noch fast ein Jahrhundert in bürgerlicher Erbpacht bestehen. Graf Praschma gab seine Manufaktur in Tillowitz, eigentlich schon eher eine solche für Steingut, bald nach der Gründung 1813 an den Fachmann Johann Degotschon ab. Am ehesten war Graf Leopold von Proskau imstande, den Luxus einer groß angelegten Fabrik mit rund zehn Modelleuren und zehn Malern höchst erfolgreich durchzuhalten. Er wie sein Nachfolger Fürst Johann Karl von Dietrichstein (Proskau) verfolgten von 1763 an in zwanzigjähriger zielbewußter Durchführung ein Programm, das den Erzeugnissen vieler westdeutscher Fabriken Ebenbürtiges zur Seite setzte. In diesem Falle deckte sich fürstliche Viehhaberei mit den nutzenbringenden „Peuplierungs“-tendenzen im Sinne Friedrichs des Großen. Ihr Werk setzte die preußische Regierung von 1783 an als Käuferin und Herrin der Fabrik mit Eifer fort, in einer Zeit freilich, wo die Fayence durch das praktischere Steingut verdrängt wurde. Von 1796 an stand dieser im Vordergrund der Proskauer Fabrikation.

Gegenüber aller Unzulänglichkeit und tragischen Erstidung im Keim in Niederschlesien erhebt sich in Oberschlesien sieghaftes Blühen. Proskau und Glinitz, wenn man die Steingutfabrikation einschließt, bestehen durch ein Jahrhundert hindurch, und Tillowitz, das als Gründung des 19. Jahrhunderts von vornherein in der Minderheit auf Fayenceerzeugung eingestellt war, ist seit seinem Übergang zur Porzellanfabrikation heute mehr als je ein bekannter Manufakturort geblieben. Wäre die niederschlesische Fayenceindustrie in lebensfähige Bahnen gelangt, dann hätte sie norddeutschen Charakter erhalten, wenig vermengt mit süddeutschen Zügen Straßburger Richtung. Das Gesicht der oberschlesischen Fayence ist Straßburger Prägung, vermittelt durch Arbeiter polnischer Herkunft. Die Rückstrahlung der Kunstfertigkeit nach Holitsch wie nach der mährischen Fabrik Weiskirchen ist ständige Erscheinung. Techniker und Künstler wandern herüber und hinüber, werden teils dort, teils hier ausgebildet, bringen und tragen neue Ideen und fortschrittliche

Schlesische Fayencen



Proskauer Fayencen aus der Zeit 1764–1783



Glinitzer Fayencen



Tillowitzer Fayencen

Geschmacksrichtungen. In Proskau wird Geschirr nach Holitscher Mustern fabriziert, in Holitsch werden Proskauer und Glinizer Formen nachgemacht. Weißkirchen kann sich dem Einfluß seiner aus Proskau mitgeführten Fabrikanten erst recht nicht entziehen. Die Glinizer arbeiten zunächst nach Holitscher Art, entwickeln aber allmählich eine eigene Formen- und Farbengebung. Der hochbegabte und bekannte Böhme Johann Buchwald kommt von Fulda über Holitsch nach Wohlau und bemüht sich dort um die Einrichtung der Fabrik. Ohne Kapital wendet er sich nach Zeitigung sichtbarer Erfolge nach Schweden und findet dort das erste beständige Betätigungsfeld für seine fabelhafte technische und organisatorische Begabung. Die werkkünstlerischen Träger der Fabrik Gliniz, die Brüder Josef und Johann George Hyalla, sind Fabrikanten Holitscher Schulung, die Proskauer Künstlerschar setzt sich aus Elementen aller möglichen Fabriken zusammen, und Tillowitz ist zunächst kleiner Ableger von Proskau. Aus Hubertusburg in Sachsen, aus Stralsund, Ederförde, Thüringen, Berlin und dem fernen Westen strömen die Kunsthandwerker zusammen, die den schlesischen Fayencetyp aufbauen. So findet in unserer Provinz auch auf diesem Kulturgebiet der seit Jahrhunderten übliche Austausch und Zusammenschluß der Kräfte statt, verbunden mit einer organischen Verschmelzung zu einer neuen Einheit, die sich bedeutungsvoll in den Reigen der deutschen Fayence erzeugnisse eingliedert.

Fördernd gesellt sich das talentvolle Können der Landeskinder dazu. In den Namen der heimischen Fayencemaler Johann Ziemel und Johann Degotschon ruht eine achtenswerte Summe von Fleiß und Geschicklichkeit. Noch höher erhebt sich die jugendliche Gestalt des Zeichners Georg Manjak, der selbst dem Auslande — ich denke an den Franzosen Jacquemart — als imponierender Könnner und bester Vertreter der Proskauer Manufaktur gilt.

Von den einzelnen formgebenden Kräften, den Modelleuren und Drehern, die auf der gewohnten Töpferscheibe rundes glattes Geschirr oder aus Gipsformen komplizierteres Gerät in gebrochenen Umrißflächen herstellten und schöpferisch hervorbrachten, reden zu wollen, würde in das Gebiet einer Facharbeit gehören. Wir betrachten lieber ihr Werk genauer, um aus dem Erreichten auf ihre Fertigkeiten zu schließen. Die Erfinder neuer Formen und die Bildhauer der Figürchen haben den besonderen Titel Poussierer, d. h. Bildhauer, die aus Wachs neue Modelle machen. Die genannten Hyalla und Degotschon, dann Josef Dreyhann und vor allem der frühverstorbene und überaus fleißige Wenzel Sauer sind sozusagen die Spitzen der formenden Künstlerschar, die zum anderen Teil aus den Blumen- und Figurenmalern besteht. Die erwähnten Degotschon, Johann Ziemel und George Manjak sind in Proskau die Pinselgewaltigen der letzten Zeit, in der ersten Periode steht der zierlich arbeitende „künstliche Maler“ Hänel an der Spitze und zieht sich seine Schüler heran.

Mit der Zeit wechselt der Stil in Form und Bemalung. Der Charakter eines mondänen und zugleich hoffähigen Kunstgewerbes bringt notwendig die Wandlung des Geschmacks mit sich. Im Gegensatz zur Fayence ist die lokale Töpferkunst in gewissem Maß stillos, wenigstens ist der Wechsel des Dekors nur leicht, fast unmerkbar und die Unveränderlichkeit auf mehrere Menschenalter ausgedehnt. Von der Fayence verlangt der kaufende Städter Anpassung an die Mode. Demnach formt und dekoriert sich das bessere Geschirr nach dem Zeitstil. Das Rokoko vermeidet die glatte, runde Linie und verfährt dem gebrochenlinigen Grundriß gemäß auch in vertikaler Hinsicht. Grazie und Spielerei der Formen sind Trumpf. Es ist zugleich die Epoche der figürlichen Plastik, die den mythologischen Stoff ebenso gern verwendet wie das Heiligenbild oder das Genrestück. Um 1780 vereinfacht sich das Formenpiel, die klassizistische Richtung mit ungebrochenen großen Linien und Flächen gewinnt die Oberhand. Doch trennt noch manches haftengebliebene spätbarocke Formungs- und Dekorationsmittel die zopfige, meist mit schweren

Blumenbehängen beladene und mit türmenden Deckeln erhöhte Gefäßform von der zierlicheren straffen Empiremode der Steingutzeit. Die Proskauer Manufaktur ergeht sich am ausschweifendsten in dieser Gestaltungswelt, Glinitz steht dem Ausleben der Mode vorsichtiger gegenüber, während Tillowitz mit seiner bescheidenen Teilnahme nur noch einen Nachhall des Empire wiedergibt.

Trotz aller Gebundenheit an stilgerechte Formen mit ihrem Aufwand an plastischen stilisierten Gehängen, Muscheln, Gitterwerk usw. bricht immer wieder, charakteristisch für unsere Fayencen, ein unentwegter Zug zur naturalistischen Verzierung durch, manchmal bis zur Überwucherung mit aufgelegten, modellierten Zweiglein, Blättern, Blumen, Früchten, Käfern, Libellen, Eidechsen u. a. m. Der Henkel eines Vogelkruges wird von einem Ast gebildet, wo sonst eine glatte oder gedrehte Form üblich war. Als Knopf eines Deckels wird am liebsten ein Apfel oder eine Birne aufgesetzt. Für die Gestalt der Butterdose zieht man die Erscheinung eines Huhnes, einer Ente, einer lagernden Kuh vor, die kleinere Dose verkörpert sich in einer Zitrone, der Obstteller präsentiert sich als geteiltes Blatt, das Schreibzeug als auseinandernehmbarer Mönch oder als Nonne. In dieser Formungsart steckt eine gewisse Primitivität, die einerseits in dem naturalistischen Zug der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, teils in der Einfachheit und der Einfältigkeit der amtierenden Modelleure begründet ist.

Die Bemalungen sind dem gleichen Gang unterworfen. Gemaltes Ornament ist selten. Eine Blümchengirlande oder eine Muschel tauchen bisweilen auf. Sonst aber lebt sich der Maler in naturgetreuen oder freier aufgefaßten Blümchen, Blumen und Sträußen aus und belebt in anmutiger Weise die weißgrauen Flächen des Gefäßes. Die Farben sind die üblichen der Porzellanmaler, meist grün, gelb, manganbraun oder violett und karminrot in allen Abstufungen und Mischungen. Dieselben Töne kommen auch der Landschaft zu, die sich in romantischen Schloß- und Burgruinenmotiven und Kirchdorfstücken ausschwelgt. Schwarz spielt nur zeitweise in dekorativ aufgemalten Vögeln eine Rolle. Eigenartig wirken auch einfarbig in einem kupfergrün oder rosa aufgetragene Blumen und Landschaften.

Eine Eigentümlichkeit von Proskau sind figürliche Belegungen mit Genretypen. In Schlesien liebt man einen kräftigen Schluck und die Musik. Daher Maßkrüge in Walzenform mit lustigen Musikanten in lebhaften Farben bemalt und auf dem Zinndeckel mit den eingravierten Anfangsbuchstaben ihres Besitzers eine gewisse Rolle spielen. Die Figuren mögen nach irgendwelchen Stichen gezeichnet sein, sie bezeugen indes eine sichere und geübte Hand, die den Humor versteht und wiederzugeben weiß.

In dem figürlichen Motiv liegt die Spitzenleistung des Kunstgewerbes, es rückt dieses in die Nachbarschaft der Kunst. Die reine Zweckform des Gefäßes wird verlassen und durch die Bildform im Sinne der Ausdruckskunst oder der sinnlich reizenden Erscheinung in Menschengestalt ersetzt. Die Deckeldose in Form eines Tieres kann nichts anderes als Übergangsform zu jener höheren Kunstgattung sein. Auch die Verbindung von Menschenfigur und Gefäß, z. B. in der Vereinigung eines Putto mit Salz- und Pfefferschalen gehört noch jener Übergangsstufe an.

Der Umfang einer derart angewandten Kunst ist bei der praktischen Bedeutung der Fayence selbstverständlich bedeutend. Unsere Fabriken haben davon Tausende von Stücken in mehr oder weniger sorgfältiger Ausführung erzeugt. Eine wiederum höhere Stufe ist die Genreform, die den Hauptbestandteil der figürlichen Plastik von Proskau ausmacht. Der Begriff der „Nippesfigur“ wird hier vorbereitet, doch liegt in der Handarbeit der Fayencefabrik noch ein von der heutigen „Nippesfigur“ wesentlich unterscheidendes Moment, ähnlich wie in dem Gegensatz von dem heut verwendeten Abziehbild und der damaligen Handmalerei. Schnitter und Schnitterinnen, biblische und mythologische Gestalten, Liebespaare, Damen und Herren usw. bilden das Programm. Musikanten in Bergmannsuniform gehören

mit zu den leztentstandenen Fayencefiguren. Sie sind recht plump und ungelent im Vergleich zu früheren eleganten — weil nach guten Kupferstichen gearbeiteten — mythologischen Gestalten. Aber selbst im Naiven und Primitiven liegt ein gewisser Reiz, der bei der Fayence bekanntlich durch die Großzügigkeit der Formen und durch die Frische und den Glanz der aufgeschmolzenen Farben eine wesentliche Steigerung erhält.

Welche Höhe eine Fabrikunst erreichen kann, wie sehr sie sich produktiv in die rein künstlerische Sphäre begeben darf, das beweisen ihre Figürchen. Das Beispiel der abgebildeten Pieta verrät bei offenkundiger Anlehnung an eine mittelalterliche Komposition die volle innerliche Beteiligung des Bildhauers an seiner Arbeit. Die Anpassung an das besondere Material ist hier ebenso wie in den meist nach Kupferstichen modellierten Statuen durchgeführt.

In dem südlichen Schlesien und in Nordböhmen sind Fayencefabriken nicht in Erscheinung getreten. Nur gelegentliche Geschirrerstellung in Hafnerwerkstätten sind dort ebenso wie im preussischen Teil bekannt geworden. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ändert sich das Bild, indem hier wie dort eine reich erblühende Steingut- und Porzellanfabrikation einsetzt, welche unter Wahrung des innigen Zusammenhanges der Arbeitskräfte ein besonderes Kapitel der gemeinsamen Kulturgeschichte bildet.



Ich kenne meinen Gott

Von Walter von Molo

Gott hat mich begnadet; er gab mir Schuld vor den Menschen.

Er hob mich zu sich und ließ mich in seine Augen sehen,
aus denen die Stürme, die Winde wehen,
die das Morste zerbrehen die die Reime erhöhen,
die die Blige und Lava und alles Ergehen
befehlen und dulden, die alles erspähen.

Ich sah ihm in die Augen, in Demut, doch stolz,
wen Gott zu sich hebt, der ist aus Gottes Holz,
ich sah in seinen Augen nur Größe und Wucht,
ich sah in ihnen die Meere, die Bucht,
die die Mutigen schirmt, die zertrümmert das Schiff.
das, unentschlossen träge sich dreht um das Riff,
das die Menschheit gebaut, das sie Sicherheit nennt —
ihr fürchte: fälschlich die See, in die die Segel Gottes Atem rennt,
die hoch und kühn rage wie sein Firmament,
die brausend, wie der Vögel Flug,
unbekümmert des Endes, mit wiegendem Bug,
hinausschäumen ins Räte — zu Glück und Zerfall —
Gott schenkte den Menschen die Welt und das All!

Das sah ich, als er mich hob zu sich,
als er und ich standen auf Du und Ich:
er kennt nicht das Böse, nicht das Gute, nur Schuld
für den, der vor Menschen sich machte Schuld!

Professor J. Bonka und seine Kunst

Von Dr. Paul Hildebrand, Breslau

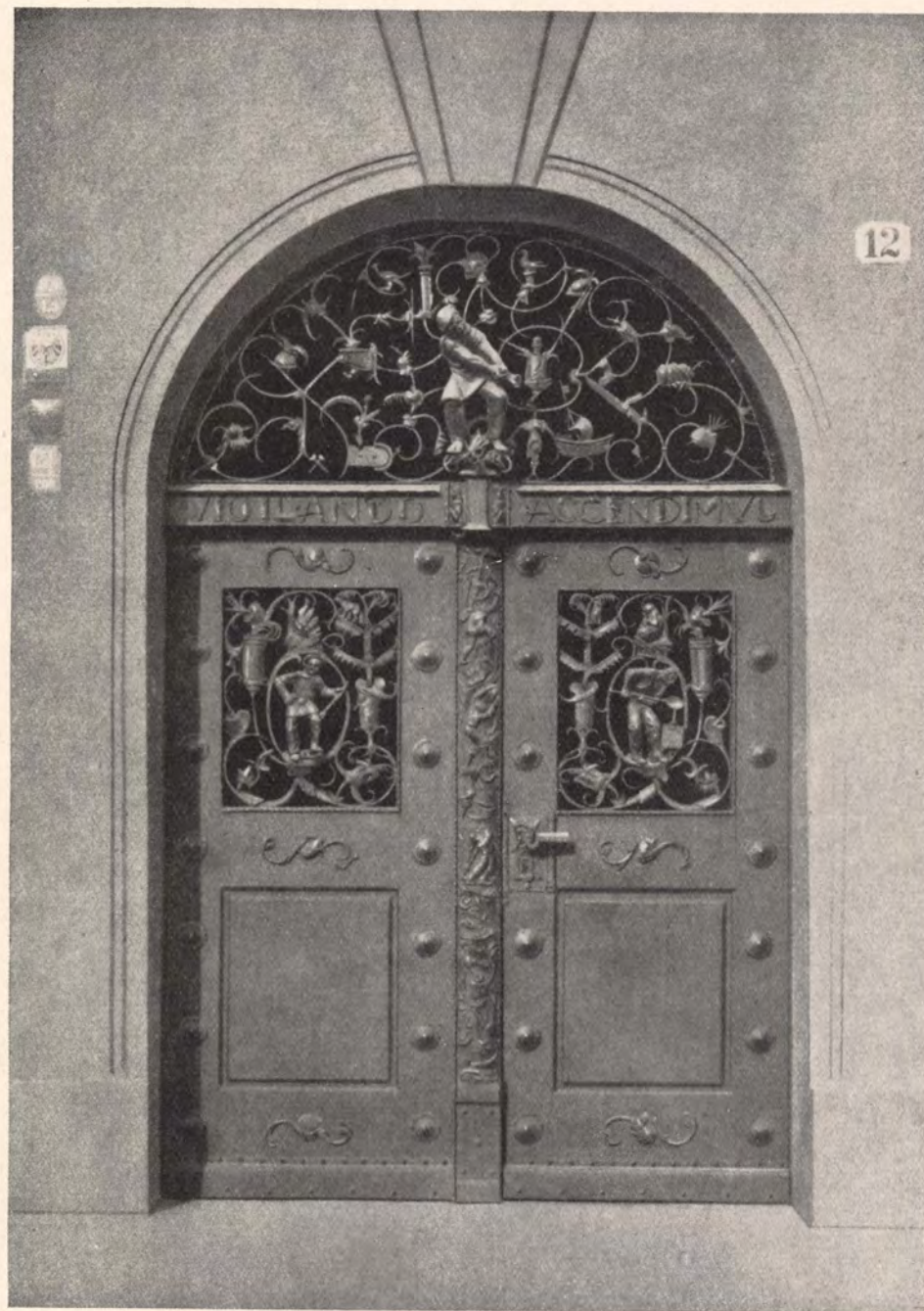
Das Handwerk ist aus der Kunst, die Kunst aus dem Handwerk hervorgegangen. Beide bilden einen Begriff, sind eins miteinander. Der erste Handwerker muß ein großer Künstler gewesen sein. Er konnte etwas. Er formte Totes in Lebendiges, Unscheinbares in Wesentliches, Roheit in Ordnung. Je höher das Handwerkliche entwickelt war, um so höher standen Können und Kunst. In allen aber steckte ein starker, eigenwilliger, oft unwälzender Wille, der Form etwas Besonderes, Seltenes und noch nicht Dagewesenes zu verleihen. Dann fand der Künstler eine besondere Beachtung. Die Namen solcher Menschen schrieb man auf und nannte es Kunstgeschichte.

Waren Handwerk und Kunst streng verbunden im ganzen Mittelalter, so lösten sie sich in späterer Zeit. Vor allem im 19. Jahrhundert, wo die alles gleichmachende und schnell arbeitende Technik eine weitgehende Verflachung brachte und der bildende Künstler — vielleicht mit Recht — sich übergeordnet und höherstehend ansah. Heute beginnt man sich wieder vergangener Zeitströmungen und freut sich, wenn man feststellen kann, daß das deutsche Handwerk künstlerisches Leben von neuem atmet. Starke Anregungen gehen immer von einzelnen aus, sie durchdringen die Masse und wirken wie eine fruchtbare, gesunde Saat, die einmal aufgeht, um zu blühen und zu erfreuen. In denen, die nachhelfen, finden sich treue Träger künstlerischer Gedanken.

Ein solcher Sämann ist Jaroslav Bonka, Handwerker und Künstler zugleich. Sein ganzes Können stammt aus der eingehenden Kenntnis des Eisens, das ihn von Jugend an begeisterte und fesselte. Wenn er bei dem Schmied seiner Heimat die Glut auslodern sah und merkte, wie starre Stäbe zu zierlichen Formen sich biegen ließen und einfaches Linienwerk verschönten Zierrat gab, da ging ihm seine spätere Innenwelt auf, die nicht mehr das Starre des rohen Erzes sah, sondern die lebendige Bewegung. Er ist am 29. März 1875 in Horice bei Königgrätz in Böhmen geboren, besuchte dort die Schule und trat später in die große Eisengroßhandlung Puls in Berlin ein. Der Blick weitete sich ihm auf zahlreichen Reisen durch ganz Europa. Der Direktor Heyer entdeckte ihn und gewann seine Fähigkeiten für die in der Entwicklung begriffene Kunst- und Gewerbeschule zu Breslau, so daß Jaroslav Bonka 1903 endgültig nach Breslau übersiedelte und hier jene alte Verbindung aufnahm, die bereits vor 500 Jahren zwischen Schlesien und dem Deutschböhmerlande sich vollzogen hatte.

Wer die Eisentüren und Eisengitter, die Leuchter und Lampen, die Wasserspeier und Brunnenfiguren von Professor Jaroslav Bonka sieht, der fühlt die innere Beseelung eines an und für sich spröden, zähen und widerspenstigen Materials, der merkt, daß Fachmann und Künstler so völlig beherrschend im Reiche der Aufgaben stehen, daß nur etwas Gutes dem geistvollen Gedanken entspringen konnte. Vor uns eine Tür. Die Tür einer Eisengroßhandlung. Welch vorteilhafte Verteilung von Fläche und Ornament, welch ein Gleichgewicht im Gegeneinander von Figuren und Personen! Wichtig steht es da wie ein Burgtor. Und man muß sich erzählen lassen, daß hier die stahlharte Faust herrscht, verkörpert in einem kraftstrotzenden Arbeiter, der dem Dämon Eisen den Kopf zertritt. Schön ist er als Sieger. Und gießt die träge, zähe Eisenglut in die Form, daß alles Leben ringsum sich weitert und wächst und zum jubelnden Lied die feingliedrigen Bänder sich fügen. So wird die rohe und ungeordnete Masse zur lebenswürdigen Eisenpforte.

Das ist im einzelnen nur ein Beispiel. Niemals verläßt die Plastik trotz ihrer natürlichen Schwere die feurige Beweglichkeit, aus der sie geboren war, niemals erstarrt sie sinnlos im dumpfbrütenden Erz, oft ist sie aufgebaut zum Monumentalen, groß wie ein Kerl aus dem Nibelungenlied und trugig in seiner barbarischen Wildheit, dann wieder altväterlich behäbig und tölpelhaft mit einem Einschlag ins Ironische.



Bonka

Schmiedeeisernes Tor

Ich lasse den Künstler selber über einen Punkt sprechen, der die technische und künstlerische Seite erhellt: „Das kalte Eisen so wie es der Laie kennt, das starre, harte Metall von hoher Festigkeit wird in heißem Zustande unter den Händen des Schmiedes zum schmiegzaam gefügigen Gute, das dem Gestaltungswillen wunderbar gehorcht. Es will in seiner Eigenart gründlich studiert sein, um seiner glutprühenden Wesenheit alle technischen Möglichkeiten abringen zu können. Meister sein in der Beherrschung des Materials! Nur dadurch wird die künstlerisch mehr oder weniger entwickelte Persönlichkeit des Gestalters deutlich erkennbar. Als ein grobes Vergehen gegen das Wesen des Schmiedeeisens betrachtet jeder ehrliche Schmied die Bohrung der Art, wie der Zimmerer oder der Tischler das Holz bohrt. Warm gelocht müssen die Werkteile werden, und wo Schweißung nicht zulässig ist, müssen Verbindungen durch Nieten oder Bunde geschaffen werden, sollen sie als richtig behandelt gelten; denn alle Konstruktionswerte müssen auch als schmückende Einzelheiten das Werk verschönend beleben. Die Arbeit organisch durchdacht und alle Verbindungen, Kreuzungen usw. schmiedecht gelöst zu sehen, das betrachtet jeder Kunstschmied als Beweis höchster handwerklich-technischer Ehrlichkeit, die keinen Arbeitsvorgang verstecken will, sondern auf deren besondere Wirkungschönheit im Werk er immer sorglich bedacht ist.“*)

Es lohnt sich eine Umschau unter seinen Werken. Es gibt da allerhand zu sehen und auch still zu lächeln, weil alles durchglutet ist mit seinem Witz und oft mit groteskem Einschlag. Und das ist die Stärke seiner Plastiken: Alles lebt. Arme und Beine und Köpfe sind nicht vorgetäuscht um einer billigen Geste wegen, sondern sie stehen zweckmäßig da als Lebensform.

Und dann dieses Leuchten! Material kann stumpf sein und widerwärtig bis zur Abneigung. Hier hellt es sich auf, spiegelt sich im Spielen und hüpfst freudig wie ein Kobold über die Fläche. Ob griechische Masken im Vorwurf verwandt werden, ob Tiere in natürlicher Zierde oder Blödigkeit den Raum füllen, ob Segelschiffe oder Blumen den Sinn uns deuten, immer drängt sich das Leben in der Leuchtkraft durch und macht sich selber glaubwürdig. So bändigt sich die frei schweifende Gedankenwelt und zwingt den Formen eine Naturtreue auf, die mit neuzeitlichem Linienwerk doch die ganze Echtheit betont.

Die Erze rief der Künstler aus der Tiefe, um sie zu befreien. Und es gelang. Das mußte ein Ansporn für viele sein, wie man Ungefüßiges gefügig, Erstarrtes wieder stilvoll machen kann. Wir nennen es lebendige Kunst. Aus der handwerklichen Tätigkeit wendet sich der Künstler an das Handwerk mit dem höchsten Sinn von Form und Inhalt, die Öffentlichkeit mußte es dankbar aufnehmen. Und das umso mehr, als sich Kräfte des Sudetenlandes mit schlesischem Fleiße paaren.

*) Gedanken aus dem Geleitwort zu seinem Buch: „Geschmiedetes Eisen“ von Prof. Vonka. Breslau 1927, Ostdeutsche Verlagsanstalt.



Der Totspieler

Aus dem unveröffentlichten Roman „Krispinus Krauspenhaar“
von Friedrich Jaksch.

Der Mittag lag wie eine Bruthenn über der Stadt. Raun hatte der Turmwärter die zwölfte Stund ausgerufen, schlupfeten die Burgersleut wie nasse Ruchlein aus den Häusern und Geschäften, wischten den Schweiß von Glazen und Gesichtern, während sie zu ihren Suppentöpfen torkelten, als müßten sie eben erst das Laufen lernen.

Ich stolzierte auf der mittelften Straß und trug das neu gewonnene Leben vor mir einher, gleichwie der Priester zu Fronleichnam die Hostie traget, und sah nit rechtshin, nit linkshin. Hätt' mir einer zugerufen, daß ob meines Versäumens der Scholze-Schuster einen roten Kopf habe und daß neben der Meisterin der Anieriemen allbereits aufs Springen warte, ich hätt' nit gewußt, wozu er mich also vermahne. Ich hatt' jezo ein wichtiger Geschäft, als an den Meister und meine Vubenpflicht zu denken. Ich muß ja meine himmlische Freud mitten durch die Stadt, von ihrem einen End zum andern tragen, um sie jenseits irgendwo abzutun, weil sie für mich allein bald schon zu schwer wurde.

„Spindl, sollst heim! Sie suchen dich allüberall,“ rief mich der Robl-Kaufmann an.

Mögen sie mich immer suchen! dacht ich dagegen. Bist denn blind und siehst nit, was ich da einher trage? Heut bin ich für keinen Prediger nit zu sprechen, und mein Buckel taugt heut nit für keine Schläg.

„Deine Frau Mutter will dich haben. Gil dich!“

„Weiß eh schon,“ log ich dagegen und lachte ihm ins Gesicht.

„Der lachet noch!“ wandte sich der Robl entsezt an seine Alte in den Laden zurück.

Hui, wie sich der alte Dachs von meiner Sonn scheuchen läßt! Ich werf dir eine Handvoll Lachen in deinen Griesgram-Bau nach. Überfriß dir deinen Arger nit daran!

„Sput dich!“ schreiet er nochmalen aus seinem Loch für.

„Hab noch mein Lebtag immer Zeit gehabt!“

„Daß du nur grad heut nit zu spät kommest!“

Laß ihn unken, dacht ich bei mir und stelzete weiter. Die widerliche Stimm des Kaufmanns ließ sich aber nit so einfach aus den Ohren beuteln. Sie hielt darin fest alswie eine Bremse. Ihr Gebrumm durchsezte mich mit Ohnruh und Besorgnus, wie sehr ich mich auch dagegen wehren mocht. Gleichzeitig wurde mir mit einmal klar, daß mein Strolchen durch die Stadt nur scheinbar ziellos sei. Wie ich es schon so oft an mir erfahren hatt, war ich auch diesmal wieder ohnbewußt, alswie ein Nachtwandler einem Willen nachgegangen, so außerhalb meiner stund. Aus Angst vor dem Eingeständnis dieser fremden Kraft suchte ich zunächst nach einer Erklärung in mir selbst. Ich redete mir für, ich selbst hätt' vom ersten Augenblick an, da ich die Stadt betreten hatte, die, wenn auch ohnaußgesprochene Absicht gehabt, meine Freud zur Frau Mutter zu tragen, wie ich es früher als kleiner Bub mit jedwedem bunten Steinchen getan hatte. Aber während sich damalen das Glück stets gesteigert hatt, je mehrer ich mich ihr mit meinen Funden näherte, trübete sich jezo meine Freud jußt in dem Augenblicke, da ich mich auf dem Weg zu ihr hin fand. An dieser unterschiedlichen Wirkung zeigte sich also, daß ich nit einer aus mir selbst entspringenden hellen Absicht, sondern einem dunklen Ruf folge, so von außerhalb her in mich drang und meinen Frohmut verstorete. Plötzlich vermeinete ich auch, dieser Ruf müsse schon längst nach mir gesucht haben. Aber das Herz hatte ihn verschlafen.

Das Gewissen regete sich. Seitdem ich zum Schuster in die Lehr gebracht worden war, hatte ich die Frau Mutter nit mehrer gesehn. Die ersten Wochen

Friedrich Jaksch: Der Totspieler

ward ich vom Meister nit aus dem Haus gelassen, denn er wußt als Vogelsteller recht wohl, daß ein Zeisig nit zum Käfig wiederkehre, wann er erst die Freiheit aufs neu erschmedet hat. Später hatt' ich Tölpel von selbst festgehalten und nit ans Entweichen gedacht. Hatt einzig nur das Mariedlein im Schädel und hab darüber auf alles vergessen, hatt alles also weit von mir abgedrängt, daß sich jezo nit einmalen mehrer die Erinnerung an all das Verdrängete zurückrufen lassen wollt. Selbst das Gesicht der Frau Mutter wollt sich mir jezo nur ohndeutlich fürstellen, und ich sah, wie sehr ich mich auch abquälete, auch ihre Gestalt bloß verschwommen als wie hinter einem Schleier. Ich nahm diesen Verlust ihres Bildes zerknirschet als Strafe für meinen Leichtsin, so bloß in den Tag hineinlebet, kein Gestern und kein Morgen, keine Für- und keine Rücksicht nit kennet, stets nur an sich selbst denket und sich einer Verpflichtung nur insoweit besinnet, sofern sie den andern bindet, nit auch gleicherweis mich. Auf solche Art hatt ich mich fest im Gebet.

Plötzlich stellte sich aber der Troß entgegen meiner Predigt und meinete, es hätt' sich auch die Frau Mutter ihrerseits einwenigs um mich bekümmern können; es sei auch von ihr nit gerade schön gewesen, daß sie mich nit ein einziges Mal aufgesucht oder wenigstens den Cäsar-Geiger nach mir geschickt hatte. Sie hätt's um kein Schrittlein nit weiter zu mir gehabt als ich zu ihr.

Darwider wetterte hinwiederum das Gewissen: „Ei freilich! Diese Frag und dies Fischmaul stund beim Spindl nit anders zu erwarten. Aber wie das Tagwerk der Frau Mutter gehet vom ersten Hahnenkraht bis zum Umfallen ins Bett, und daß sie selbst nie einen Feiertag nit hat, daran denkst nit!“

Ich fühlete mich plötzlich von allen den Gedanken umdrängt, welche die Frau Mutter an mich geschickt haben mocht, so ich jedennoch nit für gelassen, sondern als wie Bettler vor meiner Schwel hatte warten lassen.

„Bums! Hau deine Tür zu, so fest du magst. Sie springet nit ins Schloß und wehret ihnen den Eintritt nit mehr. Sehnest dich? Reuet's dich?“

Da fiel mit einem Schlag der Schleier von meinem Gedächtnis, und ich sah die Gestalt der Frau Mutter und ihre Züge ganz. Aber ich sah nit mehrer die starke aufrechte Frau, wie sie mir in meiner Kindheit erschienen war und wie ich sie auch jezo gesucht und wieder zu finden geglaubt hatte. Ich sah ihren Rücken krumm, die Brust versallen, das Gesicht ohn' Farb und über den spitzen Backenknochen die Augen in Höhlen. Im selbigen Augenblicke wußt ich auch, daß mich kein Trugbild nit narre, so mir bloß die Besorgnus und Reu vorspiegelte. Dies gleiche Bild hatt ich vielmehrer schon vorzeiten leibhaftig mit den Augen aufgenommen. Aber ich sah es jezo bloß erst zuende. Als wär es ehedem mit einer ohnsichtbaren Tinte aufgezeichnet worden und werde jezo eben erst unter dem Einfluß einer chymischen Tinktura sichtbar, also stund es plötzlich erschreckend in mir da.

Jezo fürchtete ich zu verstehn, warum sich der Robl-Kaufmann durch mein Lachen hatte also entsezen lassen, und mich überfiel erschrockliche Angst.

Obendrein kam mir auch noch die Nachbarin der Quere. Auch sie vermahnete, zu laufen, denn es gehe ans Sterben.

„Rusch dich!“ schrie ich. „Nichtsen ist. Ich weiß es besser!“ Und ich hielt im Lauf ein, um das Besserwissen zu beweisen. Die Knie aber zitterten mir, während ich wartete, bis die Nachbarin endlich hinter der Straßenecke verschwunden wär. Dann hezete ich weiter, als gelte es, dem Tod die Beute abzufagen.

Als bald erscheinen mir die Fenster unseres Hauses. In einem von ihnen stecket der Schädel des Cäsar wie der Schweinskopf in der Auslage des Hübner-Fleischers und drücket sich den Rüssel an der Scheibe platt. (O, daß mein elendiglich Hirn nit einmalen jezo davon lassen kann, jedweds Bild spottweis zu verzerrn!) Wie mich der Cäsar erblicket, verschwindet er. Im Flur drücket er sich dann wie ein Schatten an mir vorbei und auf den Hof hinaus.

Ich lehne in der Stube an dem Türpfosten und lasse die Brust sich austoben. In der dünnen Luft will sie sich aber nur schwer beruhigen.

Das Gesicht, so aus dem Bette scheint, ist weißer als die Linnen. Die Augen darin stehn als wie zwei Wagenräder.

„Kommst endlich?“

Der armselige Ton verschnürt mir die eigene Gurgel. Ich Erzschelm aber knade sie gleich einer Nuß gewaltsam auf und laß meine Stimme darwider hupfen.

„Wär nit so schnell kommen, wann mich die Sonn nit hergeschwemmet hätt' im eigenen Schweiß. Bin solcherweis durch die Landstraß gepuddelt wie Nachbars Murli durch den Mühlgraben schwimmt,“ sag ich, schlag mit den Pfoten die Luft wie der Hund das Wasser, schüttle den Kopf gleich wie durch die Wellen und sprudle aus Nas und Leizen. Als zwäng ich ihn durch die Wellen, also verzerr ich den Leib und steuere mit dem Rockzipf als mit einem Schwanz. Dierweilen ich mich also toll gebärde, weiß ich jedennoch genau, daß mein Wiß gallbitter ist und daß ein Poffenreißer keinen Kupferling nit nachhaus brächt, wann er ein solch Spektakel feilböte.

Die Frau Mutter aber kann darüber lächeln. „Bist allweil noch der gleiche Bub. Hat dir also nichts nichts angehabt, die Schusterei.“

Ich spür deutlich, wie sie für mein kläglich Rüppelspiel danken will. Weil ich mich dessen nur noch mehrer schäme, verkriech ich mich neuerlich hinter einem Wiß.

„Mir hat das Schustern nichts nit angetan. Wann ihr aber einen auf unser Handwerk fluchen höret, dann seid gewiß, daß er Schuhwerk von meinen Händen traget.“

„Hast gestümpert?“

O wie sie sich jezo wiederum forgete!

„So zierliche Nähnlein wie ich hat noch keiner nit gebaut. Die Maiblein sein uns haufweis zugelaufen!“ schneid ich auf und schwaze von der Jungfer Süßmilch, so die Schuh nie nit schmal genug bekommen konnt, um die Entenfüß zu verbergen, und wie die Jungfer Gudmirsch sie sich immer noch um ein Deutchen enger messen ließ trotz meiner Verwarnung. Und wie sie sich dann hinternach allbeide mühen mußten, beim Paradiere mit den Schühlein die Schmerzen in den Füßen zu verbeißen. Wann sie am Feierabend die Schuh ausführen, sähen sie aus, als hätten sie Zuckermilch mit sauren Gurken geschleckt.

Die Frau Mutter freuet sich merklich an dem Geschnatter. Und so laß ich es ohnaufhörlich plätschern wie einen Wasserfall, so ein Mühlrad treibet. Sobald ich nur ein wenig einhalt, reizet die Frau Mutter selber zur Weiterred.

Wann fallet mir das Reden schwer? Ich brauch dem Mund nur die Zügel freigegeben, und schon laufet und tollet er einher, daß man vermeinet, ihn gar nit mehr einzufangen. Also laß ich ihm auch jezo sein Allotria, aber einwendig gluckset mir das Weinen und ein Bod rennet mir mit den Hörnern an das Zwerchfell als an einen Sack. Sobald der Mund sich an einem Ding müdlaufet, gibt ihm die Frau Mutter selber mit einer Frag neuen Haber. Dabei merk ich aber, daß ihre Augen ganz andere Fragen wollen, als ihr über die Lippen gehn. Und eine Angst stehet in ihnen, als gelte es zu eilen. Dieselbige Angst erfasset auch mich. Auch ich fühle, daß ich jezo von anderem, wichtigem Ding sprechen müßt, daß es viel zu fragen, mehrer aber noch abzubitten geb.

Kann ich aber nach dem, so ich am meisten und bängsten wissen will, kann ich danach etwan viel anders fragen als ein altes Weib, so ohnbeholfen die Händ auf dem Bauch faltet, während es spricht: „Wie geht's denn? Mein Gott! Nein, so schlimm, als ihr glaubet, ist es allweil noch nit. Nur nit aufhören mit dem Hoffen! Nur nit selber den Lebensfaden auslassen!“ Oder soll ich gar mit einem dummen „Danke schön“, also mit ohngenügender Münz etwas bezahlen, was sich nie nit bezahlen läßet?

Esender beiß ich mir die Zunge ab!

Vielleicht wird es mich später bitter reuen, daß ich kein Wörtlein des Danks und nit einmalen der Teilnahm nit fand, wo es noch Zeit dazu war. In wenigen Augenblicken ist's vielleicht allbereits so weit. Aber ich tu's nit. Himmelherrgott, hau dein Grabsteint in meinen Brustkasten und ader ihn um und um! Du gräbst das Wort aus mir nit aus!

Immer mehrer kann ich durch ihr Gesicht hindurchschaun wie durch ein Wasser, so sich langsam kläret. Ich hab einen Bettzipf erraffet, als könnt ich damit die Frau Mutter zurückhalten. Ihre Hand aber laß ich daneben liegen. Ich kann sie nit angreifen! Einwendig reiße ich das Herz an einer Kette wund als wie ein Tier, wann der Stall brennet. Einwendig krümme ich mich das Schluchzen, aber der Mund schnattert weiter wie auf der Kirchweih.

„Denkt euch! Die Zeisigmännlein, so wir mit dem Schuster gefitschlet, gehn gut ans Futter und singen allbereits. Das mit dem schwarzen Bartel unterm Schnabel püdet das Hansforn gar schon vom Finger weg. Hat keine Angst nit mehrer vor dem großen Mann.“

„Ist wohl alles leichter als wie wir's denken. Aber grad weil wir nit wissen, wie's sein wird, darum haben wir halt die Angst davor.“

Die Frau Mutter sagt es also leise, daß ich mich ober sie beugen muß, um sie zu verstehn. Jezo sehen auf einmal ihre Augen wie der Klauzal-Ott, als er auf dem Markt lag und sich mit dem Tode balgete. Jezo vermein ich auch wieder zu hören, wie die Buben rings um den Ott springen und die Sterbglöden nachäffen.

Spring doch dem Meßner an den Hals, wie du es den Buben für das Bimbam getan hast! Jezo stell dich wie damalen mit den Händen im Sack vor den Herrgott, du vermessene Großmaul, und sieh zu, daß er auch hier absteht von seinem Willen! Bet, wann du kannst!

Was? Ich kann nit beten? Wer redet da also albern in mich hinein? Ich will dir gleich zeigen, wie ich dem Herrgott komm. Ich krepel mir die Arme zum Beten auf!

Aber während ich sonst immer den Herrgott leibhaftig vor mir zu sehn glaub, so oft ich etwas mit ihm auszugleichen hab, diesmal hält er sich verborgen.

„Komm für und stell dich!“ schrei ich. Aber er will nit hören.

Wohin ich auch die Blicke nach ihm schick, ich seh nur die Stubenwinkel in dunklen Schatten und in jedem allweil nur die Augen der Frau Mutter, so immer starrer werden und ferner. Vor diesem Spuk bin ich auf einmal wieder der ganz kleine ängstliche Bub und such vom Mund der Frau Mutter den Trost in meiner Not. Aber ihr Mund hat das Lächeln verloren, so ehemals trotz Not oder Groll nie nit von ihm gewichen war, und an seiner Stell umgibt ihn ein versteinertes Schmerz.

Obgleich ich noch nie nit hab einen Menschen sterben gesehn, weiß ich, daß jezo das End anhebt. Der weiße Schreck saugt mir schier das Blut und die Seel aus. Ich muß den Bettzipf loslassen, die Händ auf die Brust schlagen und zwing also mein eigen Leben wieder in mich zurück. Solcherweis ersang ich mich und weiß jezo klaren, geruhigen Sinns, was da für sich gehet. Und trotzdem wein ich nit, schrei die Not nit aus, werf mich nit über sie und nehm den Segen nit von ihren Lippen fort, ehedenn sie erkalten. Nichts nit von alldem. Ja bin ich denn nit aus Fleisch und Blut geboren? Bin ich etwan aus einem Weidenkloß gehauen, daß ich also aufrecht bleiben kann? Während meine Frau Mutter sich ans Sterben schicket, tu ich den Schmerz von mir wie man einen Rucksack absetzet oder einen Besen in die Ecke stellet, um ihn erst wieder fürzuholen, wann es Zeit ist.

Und jezo ist keine Zeit nit für ihn, denn ich muß frei sein, ganz frei für die ohnbestimmte Pflicht, so eben klar werden und mich erfüllen will. Was ist jezo Pflicht? (Ich bin scheinbar so ohngerührt, daß ich sogar noch fragen kann!) Und geruhig gibt sich mir die Antwort: Hilf ihr.

Und da geschieht in meinem Kopf wieder etwas Absunderliches. Es stehen, als wie durch einen Zauber gerufen, Gedanken auf, so scheinbar gänzlich ohn Zusammenhang mit dem Augenblicke sind, wie Samen vom Zufall dahergetrieben werden. Plötzlich sind alle Märchen wach, so mir die Frau Mutter vor Zeiten erzählt hatte, als ich an ihrer Stell in diesem Bette gelegen und sie wachend auf diesem Plaze gesessen, wo ich jezo siße. Leibhaftig treten die Märchenleut in die Stube und erfüllen sie ganz. Die gerettete Großmutter wird vom Kottäpplein geführt, das Dornrösel ist aus dem Todeschlaf erwacht und das Schneewittl gar aus dem Sarg wieder fürgestiegen. Alle haben sie den Tod überwunden. Und ich frag mich, ob sich die dichtende Menschheit mit diesen Märlein wirklich bloß ein Lügengespinnt eronnen hab, ob sie sich die Überwindung des Todes bloß vorfage, auf daß sie an dem Eingeständnis seiner Ohnüberwindbarkeit nit verzweifeln müsse. Oder kündet sich in diesen Symbola gleicherweis ein höheres Wissen, welches ja auch den Herrgott erkennt, obgleich sich der Außerirdische nit mit den Mittelchen der irdischen Vernunft beweisen lasset? Wann wir aber des Herrgotts Dasein schon darin genugsam erwiesen sehen, daß die Menschenseele seit Anbeginn von ihm dichtet und sagt und daß sie bis an die Wurzeln als vor einem Frevel erschauert, wann einer den Herrgott bloß zu leugnen waget, dann sind wohl gleicherweis die abertausend Märlein vom Erwachen eines Beweises der Auferstehung kräftig. Tod ist ein Verlöschn und ein endgültiges Vergehn. Gibt es aber ein Auferstehn, dann gibt es keinen Tod nit. Dann ist, was wir Sterben heißen, nur ein Einschlafen, der Tod ein Schlaf, so bloß bis zum Weckruf eines neuen Morgens dauert. Wozu also die Angst vor dem bißchen Schlaf?

Da ruft die Frau Mutter nach mir, redet sich jach im Bette auf und hält die Hand fürgestreckt, als wolle sie etwas Erschröckliches von sich wehren. Dann sinket sie wieder matt in das Kissen zurück.

„Das Einschlafen ist halt schwer.“

Mußt ihr also beim Einschlafen helfen, denk ich. Dabei fällt mir ein, daß die Frau Mutter mich selbstn voreinst immer mit dem Dornröselmärlein zum Schlafen gebracht hatte. Bei der Stell „Der Königssohn beugete sich über das Dornrösel und küßte es auf den Mund“, da hatte ich stets gewußt, daß nun endlich alles wieder gut sei. Und da hatt' ich mit dem tiefen Atemholen stets auch schon in den Schlaf gefunden. Also vermahn ich sie: „Denket ans Dornrösel, Frau Mutter!“

„Ich find das Märlein nit zu Enden,“ quälet sie sich. Dann wird ihre Stimm ohnhörbar. Ihre Augen gehn von mir und bleiben an dem Kasten hangen, worin des Cäsars Geigen liegen. Von dorthier kommt ein feiner Ton, lodet und erfüllt mich mit Zuversicht.

Ei, Frau Mutter, es dünkt mich auf einmal gar nit so schwer, euer Märlein zum Schluß zu bringen.

Ich reiße die Geigen aus dem Kasten, setz sie an und spiel und sing. Und nun lassen die Augen der Frau Mutter nit mehrer von mir.

Hühott! Frau Mutter, der Spindl ist ein Rutscher worden, sißt hoch zu Bod auf einem gülden Wagen und will euch durchs Leben fahren. Höret ihr die vier Kößlein stampfen? Die Schellen klingeln, wann ich den Bogen schwinde. Ich hol euch von der Bleichwiese ab. Sollt mir nit mehrer zu Fuß nach Hause gehn! Steiget ein, denn die Pferd sind ohngeduldig. Wie die Weiber die Schädels vor Verwunderung also jach zusammenstecken, daß sie sich Beulen an die Stirnen stoßen! Jezo neigen sie sich ehrfurchtsvoll bis zur Erd und merken nit, wie ich über ihre Stieße eine lange Nase drehe. Wir sein eben feine Leut worden, Frau Mutter, und stehn ober diesem Padd.

Gott! Nun sind wir wieder allein. Just wie vorzeiten an den Abenden, wann wir selbender von der Wiese gingen Hand in Hand. Mitten durch einen ebensolchen

Abend fahr ich euch jezo. Und die Glocken gehn mit uns alswie bei einer Hochzeit. Und am Abend war ja immer unsere hohe Zeit.

Wohin es gehet?

In den Himmel hinein! Die Sonn stehet am Rand der Welt alswie ein Tor und ist weit aufstan. Die Englein haben die dreckigen Hemblein mit neuwaschenen vertauschet, und Petrus lasset sein Schmalzertrühlein in der Rutte ruhn. Denn fürnehme Gäst erwartet man nit im Werkeltagskleid und grüßet sie nit mit einer gepfefferten Nas.

Es ist Frühling ringsum. Die Welt schießet über vor Saft und muß ihn in lauter Blüten einstoßen. Zu solcher Zeit fahret sich's leicht!

Hat der Schlaf die Kößer befallen oder sind aus ihnen Ochsen worden? Ist eine Schand, wie sie bergan in Schritt verfallen. Ich laß ihnen den Fiedelbogen um die Ohren pfeifen. Hui! Jezo greifen sie aus, daß es unter den Hufen stäubet.

Bergoben gehet der Wind. Sehet euch für, Frau Mutter, daß er euch nit erkälte! Auch holpert der Weg, die Räder schlagen hart in die Runsen. Die Achsen brechen schier im Aufschlag. Klammert euch fest, daß es euch nit aus dem Wagen werfe! Aber fürchtet euch nit. Wie wir selbender jeden Weg bezwungen, also schaffen wir auch diesen.

Höret ihr's rauschen seitab? Der Mäher gehet erstmalig durchs Gras. Er schneidet die Pahl, aber er greift die Wurzeln nit. Das Gras kommet immer wieder aufs neu für. Von der Mahd verdirbt das Leben nit.

Mistviecher, elende! Wollet mir die Zügel sprengen? Scheuet vor dem schwarzen Ohnding? Ist ja bloß der Strunk vom Wetterbaum. Wanngleich er sich auch nit von zwölf Männern umfassen lasset, ist er doch ein ohnschuldig Stück Holz und kein Hegenhaus nit, wie die Kräuter-Ursel lüget. Ich jag euch vorbei, Tollköp, ihr!

Doch die närrischen Köß beruhigen sich von selbstn, obgleich sie jezo der Wetterbaum umschließen mit dem Wald seiner Vielfältigkeit. Denn also geschah's: Der Wetterbaum war einmal allein und als ein einziger hier heroben auf dem fahlen Berg. Also konnt er ohnbändig wachsen und hat sich geweitet, bis daß er sich schließlich selbstn zu eng worden ist. Aus seiner Überfüll hat er Früchte getrieben, in jedweden Samen seine ganze Kraft gelege und dann in jedem Korn sich selbstn ohngeteilt und ganz über den Berg hin verstreuet. Also hat er seine alte Hüll verlassen und ist dafür aufs neu auferstanden, immer wieder nur er selbstn, tausendfach: Wald.

Warum scheueten die Pferd vor dem Strunk als vor einer abgelegten Haut und gehen nunmehr still durch seine Vielheit? Hat der Wald seine Geschichte der hellhörigen Kreatur erzählt und sie damit beruhiget?

O Frau Mutter! Lieb's Frau Mutterlein! Tuet gleicherweis auf euer Ohr! Lauschet dem Evangelio: es gibt kein Vergehn nit, nur eine tausendfältige Wiederkehr!

Von solcher Weis geleitet gehet die Fahrt leichtiglich durch den Herbst zu Tal.

Allbereits sind Frucht und Blätter gefallen, und alles scheint tot. Aber sehet den Zweig, so ich da eben errasse! Wo just das Blatt gefallen ist, da knospet es allbereits herfür. Auf Wiedersehn, saget es. Auf Wiedersehn! Im nächsten Jahr schlag ich tausend Augen mehrer auf.

O Frau Mutter, wie süß schließet sich das Aug, wann es sich morgen gar tausendfach wieder aufschlagen darf!

Auch ihr werdet mich wiedersehn, von außen und von mir einwendig her, vom Himmel und aus mir selbstn, denn wir tragen euch allbeide.

Meine Geige jauchzet.

„Mit dir stirbt sich's leicht,“ danket die Frau Mutter. Aber dann schreiet sie mir ihre Angst in die Geige: „Die Sonn versinket! Das Tor fallet zu! Spindl! Spindl! Wir erreichen den Himmel nit!“

Vor diesem Aufschrei brechen mir die Knie aus dem Gezäun, der güldene Wagen zerstückt mit gebrochenen Rädern. Aber ehe denn ich noch das Ohnglück erfassen kann, pfeifet uns ein Kottropfel über den Scheiteln.

„Es lebet!“ lach ich hellauf. „Ich hab's ja gewußt, daß es lebet! Und lag doch als ein totes in dem Trüblein. War bloß über den Winter in den Himmel gangen. Jetzt ist es wiedergekommen. So brauchen wir die Knie nit mehr. Sind uns eh zu langsam. Mög auch das Himmelstör geschlossen sein! Das Kottropfel traget euch über die Mauern hin. Es hupet euch auf die Lippen und picket euch die Seel hinfort als ein Körnlein, nimmt es mit sich und leget es dem Herrgott in die aufstane Hand. Und im nächsten Jahr holt es das Körnlein wieder, hütet es warm im Wämslein auf der Fahrt durch die große Fern. Und das Wämslein blühet ihm auf ober diesem Schatz. Dann sahet es das Körnlein wieder auf der Erd ab. Dann gehet aus dem Körnlein euere Seel mitsamt dem Frühling wiederum auf. Und so alle Jahr! Alle Jahr bis ans End der Ohnsterblichkeit!

Ich rieche den Frühling. Atmet ihr ihn auch?

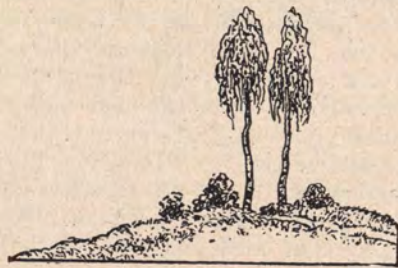
O Frau Mutter, atmet auf! Atmet auf! Tief auf!“

Und ich hör, wie sie atmet. Es lästet sich schier nur ahnen. Und doch ist der Hauch stark genug und blaset mein Lied aus als wie eine Kerze.

Mit der Geige fallet die Kraft von mir. Ich knie vor dem Bett, krümme mich wie ein Wurm im Glend und schlag den Kopf auf ihrer Brust umher.

„Frau Mutter! Hat's wirklich sein müssen? Frau Mutterlein!“

Und von draußen presset der Cäsar sein Gesicht an die Scheiben und machet sie naß wie der Regen.



Kirchhof im Schnee

Rudolf Figel

Stumm ragt der Tod, von weißem Schal verhüllt,
Der alle Gräber, alle Wege füllt,
Eiskalte Falten um die Bäume schlingt,
Die nebel dunklen starr zu Boden zwingt!
Die Erde tot, vom Hammer Frost zerklürrt,
Kein Vogellaut mehr durch das Schweigen irtt,
Am Galgen hängen Träume, dürr entlaubt,
Versteinte Engel neigen schwer das Haupt.

Der Abstimmungskampf in Oberschlesien

Von Karl Szodrok*)

Die Geschichtsschreibung verlangt Abstand von den Dingen, die sie darstellen will. Daß wir diesen notwendigen Abstand zu dem Abstimmungskampf in Oberschlesien heute noch nicht haben, zeigen schlaglichtartig zwei Ereignisse der jüngsten Tage: Die Parteikämpfe in Oberschlesien bei der letzten Reichstagswahl und die Art und Weise, wie man in Pommern im Femeprozeß versuchte, Oberschlesien und verdienstvolle deutsche Führer aus der Zeit der Abstimmungskämpfe hineinzuziehen.

Weil aber andererseits die Erinnerung an das Vergangene schnell verblaßt, doppelt schnell verblaßt in unserer kurzlebigen Zeit, haben wir darauf bedacht zu sein, das Material über die obereschlesische Notzeit vor sieben Jahren zu sammeln und immer und immer wieder auf diese Zeit hinzuweisen. Jene Vorgänge in Oberschlesien reichen in das Weltgeschehen hinein und haben es damals maßgeblich beeinflusst. Unsere Sammelpflicht ist umso verbindlicher, weil Oberschlesien Streitpunkt geblieben und das letzte Wort über sein Schicksal noch nicht gesprochen ist. Dies allein rechtfertigt die Absicht, in dem „Schlesischen Jahrbuch“ auch einige Streiflichter auf den obereschlesischen Abstimmungskampf zu werfen.

Dieser Kampf ist, das sei vorweg gesagt, nicht der Abschluß einer langen Entwicklungsreihe. Er wurde vielmehr diktiert vom Vernichtungswillen der Feinde Deutschlands im Weltkriege, von der Absicht des Feindbundes, Deutschland seiner „Wassenschmiede im Osten“ zu berauben und es wirtschaftlich soviel als möglich zu schwächen. Die dafür schnell konstruierten Ansprüche Polens kamen da eben recht, und besonders Frankreich brauchte ein starkes Polen als folgamen Gendarm im Osten. Je mehr dieses Polen durch übertriebene Forderungen gegenüber seinen Nachbarn sich deren Haß und Feindschaft zuzog, desto fester mußte es in der Hörigkeit zu Frankreich bleiben.

Diese Erkenntnis wird nicht dadurch erschüttert, daß bereits vor dem Kriege in Oberschlesien eine polnische Bewegung vorhanden war. Gewiß war das Netz einer polnischen Agitation in Oberschlesien schon vor Jahrzehnten gespannt worden; die mit System aus Posen und Galizien nach Oberschlesien verpflanzten polnischen Rechtsanwälte, Ärzte, Apotheker, Kaufleute und Geistlichen hatten seine Maschen geknüpft. Aber sogar maßgebliche Führer der nationalpolnischen Bewegung rückten von dieser Agitation wenigstens äußerlich ab wie etwa der Erzbischof von Stabrowski in Posen mit seinem geflügelt gewordenen Wort, daß es ein Unrecht und falsch wäre, Oberschlesien in den Kreis der polnischen Nationalbewegung einzubeziehen. Die polnischsprechenden Oberschlesier selber aber wollten, wie der alte Beuthener Pfarrer Schaffranek es formulierte, nur als gute Preußen und Deutsche behandelt werden. Und man kämpfte ja überhaupt nur für kulturelle Güter; kein Mensch in Oberschlesien hätte im Ernst daran geglaubt, daß Oberschlesien ein organischer Bestandteil Polens werden müsse, weil ja jeder Stein im Lande die uralte Verwachsenheit mit dem Westen, mit Deutschland predigte und selbst die obereschlesische Mundart, diese kuriose slawisch-deutsche Mischsprache, für diese Verbundenheit mit dem deutschen Kulturkreis spricht.

Mit dem Zusammenbruch Deutschlands änderte sich die Lage von Grund auf. Mit dem Essen wächst der Appetit; nur zu willig schenkte man in Paris den Wünschen des über Nacht übermäßig großgewordenen neuen polnischen Staates Gehör. Die sorglose deutsche Heimatsforschung und die Statistik, etwa die Sprachkarte in Partschs „Landeskunde von Schlesien“ und das „Preussisch-Statistische Jahrbuch 1913“ gaben eine willkommene Handhabe, den Weltverbesserern des Versailler Friedensdiktates mit einem Schein von Recht vorzureden, Deutschland gebe ja selbst

*) 3. St. Rektor in Colonnowska und Herausgeber der Monatschrift „Der Oberschlesier“.

zu, daß hier in Oberschlesien Polen wohnten, wobei man, leider auch vielfach von deutscher Seite, den Schlüssel zur ganzen ober-schlesischen Frage nicht fand, daß Sprache und Gesinnung in Oberschlesien nicht dasselbe sind und daß auch der ober-schlesische Dialekt mit dem Großpolentum wenig zu tun hat.

In Deutschland ging es drunter und drüber. In Oberschlesien selbst kam die Angst dazu, was nun werden sollte. Die alte Autorität war gestürzt, das Neue war noch im Werden, und die breite Masse der Bevölkerung hatte nichts, zu dem sie aufschauen und wo sie sich anklammern konnte. Viel böses Blut machten die Reformversuche des preußischen Kultusministers Hoffmann, die von der polnischen Propaganda geschickt als eine Gefährdung der katholischen Religion hingestellt wurden.

In Deutschland verschloß man lange die Augen vor einer Gefahr um Oberschlesien, und in Oberschlesien selbst waren es ganz wenige, die in den Tagen des Zusammenbruchs die Lage klar überblickten. Wie ein Donner Schlag traf deshalb die deutsche Öffentlichkeit und Oberschlesien der erste Entwurf des Friedensdiktates, nach dem fast ganz Oberschlesien einfach an Polen abgetreten werden sollte.

Es begann nun der Kampf um die Volksabstimmung. Es gelang — und das will in jenen Tagen des Niederbruchs besonders viel heißen — die Massen aufzurütteln. Trotzdem die Oppelner Regierung ein Telegramm aus Berlin erhalten hatte, das alle Kundgebungen untersagte, und es auch in Oberschlesien sehr viele gab, die da meinten, Ruhe wäre gerade jetzt die erste Bürgerpflicht, kam es zu den berühmten Märschen im Jahre 1920. In den großen Städten Oberschlesiens — in Oppeln allein 20000 Menschen — aber auch in den kleineren Orten, auch in Dörfern mit überwiegend polnischsprechender Bevölkerung wurden Protestmärsche veranstaltet, die in Ratiboritz auf die englischen und amerikanischen Journalisten und Offiziere einen nachhaltigen Eindruck machten. Mit Geschick wurde auch der diplomatische Kampf geführt, und das Ergebnis dieses einmütigen Zusammenwirkens war die Zuhilfenahme der Volksabstimmung. Ganz gewiß waren die einzelnen Bestimmungen für diesen Volksentscheid überwiegend von der Polenfreundlichkeit der Entente festgelegt, es hat z. B. langwierigste Verhandlungen bedurft, um das Abstimmungsrecht der Reichsober-schlesier durchzusetzen. Ganze Gebiete Schlesiens wurden überhaupt um ihr Selbstbestimmungsrecht betrogen. In Mittelschlesien wurde das Gebiet von Reichthal an Polen, in Oberschlesien das treugesinnte Gutschiner Ländchen sang- und klanglos an die Tschecho-Slowakei abgetreten. Die reindeutschen Kreise Reiche, Grottkau, Falkenberg und die Hälfte des Kreises Neustadt wurden nicht in das Abstimmungsgebiet einbezogen, weil man damit eine überragende Stärkung des Deutschtums fürchtete.

Das Schlimmste aber, was man Oberschlesien antun konnte, war die Übertragung der Regierungsgewalt an die Interalliierte Kommission und die Besetzung durch französische, englische und italienische Truppen. In dieser Interalliierten Kommission waren Frankreich, England und Italien in der Praxis nicht gleichberechtigt, sondern die Entscheidung lag immer und immer wieder bei dem obersten Leiter der Kommission, dem französischen General Le Rond, „Polens großem Freund“, wie ihn die nationalpolnische Presse richtig nannte. Einige Zeit schien es, als ob die Engländer die französische Politik in Oberschlesien nicht mitmachen wollten, insbesondere versuchte der Kreiskontrolleur von Beuthen-Land, Major Otley, der französischen Polenfreundlichkeit zu steuern. Als aber Frankreich bei Verhandlungen über den Orient dort den Engländern Zugeständnisse machte, verzichtete England auf einen eigenen Willen in Oberschlesien, und Major Otley und einige andere englische Kreiskontrolleure verließen Oberschlesien.

Eine „Ara der Freiheit und Gerechtigkeit“ hatte die „Hohe Interalliierte Regierung“ und Plebiszitkommission bei ihrem Eintreffen in Oberschlesien feierlichst verkündet. In Wirklichkeit eröffnete sie einen Zeitabschnitt der Recht- und Schutz-

losigkeit, der Parteilichkeit, der Knechtschaft und des Mordens und Plünderens, wie ihn selten ein Volk auskosten mußte.

Die deutschen Vereine, zunächst alle militärischen und halb-militärischen, wurden aufgelöst, die polnischen Kampfverbände, wie die Sokolvereine, erfuhren jede nur mögliche Förderung. Ihnen schenkte man Waffen und Munition zu, während man sich gegenüber der deutschen Bevölkerung mit Waffenbeschlagnahmen und strengsten Hausdurchsuchungen nach Waffen gar nicht genutzte konnte. Ein Deutscher bekam nur ausnahmsweise einen Waffenschein, auf der polnischen Seite wurden unreife Burschen und notorische Verbrecher aufs freigebigste damit ausgestattet.

Parteilich wurde auch die Passkontrolle gehandhabt. Nach dem polnischen Wallfahrtsort Czestochau in Kongreß-Polen wurde der Grenzübertritt erleichtert, den Pilgern nach den deutschen Wallfahrtsorten Wartha, Albendorf und Trebnitz bereitete man Schwierigkeiten. Selbst dem zuständigen Bischof, dem hochwürdigen Kardinal Dr. Vertram in Breslau, gab man keine Einreiseerlaubnis, während polnische aktive Minister und Generale auf ober-schlesischem Boden mit der französischen Besatzung und Mitgliedern der Interalliierten Kommission Feste feierten. Einflußreiche deutsche Persönlichkeiten, insbesondere viele deutsche Beamte und auch geborene Oberschlesier wurden ausgewiesen. Ausländer, von denen man eine unbestechliche Berichterstattung fürchtete, erhielten keinen Einreisepass oder wurden schnell wieder über die Grenze abgeschoben. Die Verfügungen wurden einseitig zu Gunsten der Polen durchgeführt. Die Pressezensur wütete gegen die deutschen Zeitungen, die polnische Presse konnte sich so gut wie alles erlauben. Pressezensur bei der Z. N. in Oppeln war eine zeitlang ein Berichterstatter des bekannten Pariser Heftblattes „Matin“; Dr. Zielinski, ein polnischer Pressemann, war seine rechte Hand; einen deutschen Pressevertreter gab es in der Interalliierten Kommission nicht.

Auf allen Verwaltungsgebieten bemühte sich die Z. N. um die Einsetzung polnischer Beiräte. Wenn diese Beiräte wirklich, wie vorgegeben wurde, die Interessen der polnischsprechenden Bevölkerung hätten wahrnehmen sollen, so wäre dagegen nicht viel einzuwenden gewesen. Man wählte aber diese Beiräte aus dem Kreise der nationalpolnischen Agenten; ja, sie wurden nicht etwa von der polnischsprechenden Bevölkerung, sondern von der Leitung der polnischen Propaganda der Z. N. vorgeschlagen. So wurde durch die Einsetzung der Beiräte die zwar polnischsprechende, aber deutschgesinnte Bevölkerung entrechtet und mundtot gemacht.

Selbstverständlich wurden die deutschen Briefmarken abgeschafft. Die neu eingeführten Abstimmungsmarken versinnbildeten die Friedensaufgabe der Z. N., sie zeigten die Taube mit dem Ölweig!

Ein besonderer Gerichtshof griff einschneidend in die deutsche Rechtspflege ein und machte sie überhaupt unmöglich. Offen sagte es General Le Rond einem Redakteur des „Journal de Pologne“: „Man muß der Reihe nach alle Fäden durchschneiden, die Oberschlesien mit Berlin verbinden.“ Für das Verbrechertum aller Art war die Herrschaft der Z. N. eine goldene Zeit. Die französische Besatzung dachte nicht im entferntesten daran, Gut und Leben der Deutschen zu schützen. Die gute preußische Polizei wurde abgeschafft und eine besondere Abstimmungspolizei eingeführt, die einmal einer meiner Mitarbeiter im „Schwarzen Adler“ einen Hund nannte, der sich selbst in den Schwanz beißt, für welchen Ausdruck unsere Zeitung dann von der Z. N. für eine Woche verboten wurde. So lösten sich langsam alle Bande frommer Scheu. Der Gute räumte den Plaz dem Bösen!

Kein Wunder, daß unter diesen Verhältnissen die polnische Propaganda sich kräftig entfalten konnte. Der Mittelpunkt der polnischen Agitation war in der ersten Zeit das Unterkommissariat der Maczelna Kada Ludowa unter seinem Leiter Justizrat Czajla in Beuthen. Später hielt sämtliche Fäden der polnischen Agitation Wojciech Korzant in der Hand, dessen leidenschaftliche Kampfesweise und Energie Polen hauptsächlich seinen Erfolg in Oberschlesien verdankt. Es kann ruhig aus-

gesprochen werden, daß ohne einen Korfanty der Kampf um Oberschlesien für Polen ein ganz großes Fiasco geworden wäre.

Korfanty, ein Bergmannssohn aus Oberschlesien, den ein deutscher Geistlicher studieren ließ, kannte die Seelenlage der breiten Volksmassen Oberschlesiens. Er verstand es meisterhaft, die obereschlesische Frage von der sozialen Seite her aufzurollen. Sein Kampf galt, wie es in seinen großen Aufrufen hieß, den deutschen „Kapitalisten“ und den „deutschen Industrie- und Schlotbaronen.“ Er packte den gewöhnlichen Mann bei seinen niederen Instinkten: Er versprach jedem polnischgesinnten Oberschlesier Wohlstand und Glück, eine Ruh und eigenes Ackerland. Ja, der deutsche Besitz wurde schon vor der Abstimmung theoretisch in den einzelnen Orten unter die Verfechter der polnischen Sache aufgeteilt. Auch an Zuwendungen von Lebensmitteln, Bestechungen mit Geld und Fälschungen ließ man es von polnischer Seite nicht fehlen. Eine systematische Lügenpropaganda brachte alles Deutsche in Verruf. Drohungen gegen Lehrer, Kaufleute und Geistliche waren an der Tagesordnung. Besonders unsere treudeutschen Lehrer auf dem Lande fürchtete man und bekämpfte sie aufs heftigste. Man forderte auch die Vertreibung sämtlicher deutschen Pfarrer.

Überhaupt wurde die Seelsorge in der Abstimmungszeit für die Geistlichkeit sehr oft zu einem Martyrium. Während die deutschen Geistlichen die Neutralität der Kirche mit einem hervorragenden Eifer verteidigten und sich dabei nicht nur den Haß der polnischen Propaganda, sondern häufig auch das Mißtrauen Deutschgesinnter zuzogen, haben leider polnischgesinnte Geistliche ihren kirchlichen Einfluß mißbraucht. Es handelt sich aber hier, Einzelfälle ausgenommen, überwiegend um Geistliche, die ausdrücklich zur Abstimmungspropaganda von Polen aus nach Oberschlesien entsandt wurden. Allen Ernstes ist ja in dem Wallfahrtsorte Czestochau in Kongreßpolen von einem solchen Fanatiker verkündet worden: „Wer nicht für Polen stimmt, der ist kein guter Katholik,“ und ein Lehrer des Kirchenrechts an der Universität Breslau sah sich genötigt, dazu einen besonderen Aufsatz zu schreiben: „Daß der politische Eid von Czestochau gehalten werden?“ Aber selbst bei der reindeutschen Bevölkerung suchte die polnische Propaganda zu wirken. Man versprach den Deutschen im neuen Polen goldene Berge und Minderheitenschutz, soviel sie überhaupt nur haben wollten, und es ist leider nicht selten gewesen, daß im Abstimmungskampfe Reindeutsche, auch gerade Nichtoberschlesier, auf polnischer Seite eine Rolle spielten.

In der Bojowka Polska hatte die polnische Propaganda eine Stammtruppe, die nicht nur Deutschgesinnte verprügelte und plünderte, sondern auch Mordaufträge gern ausführte.

Die demagogischen Talente Korfantys und die phantastisch hohe Geldunterstützung der polnischen Propaganda drücken auch der polnischen Abstimmungspresse ihr Gepräge auf. Die polnische Presse der Abstimmungszeit war ganz eingestellt auf den Volksbetrug und die Schürung des Nationalitätenhasses. Wer die polnische Presse überhaupt kennt, der wird wissen, daß sie an Heftigkeit und Leidenschaft des Tones durch keine andere Presse der Welt überboten wird. Was sich aber die polnische Presse im Abstimmungskampfe leistete, das übersteigt jedes zulässige Maß. Man wird ja vieles dem lebhaften slawischen Temperament zugute halten müssen, aber auch damit können die Methoden der polnischen Presse in der Abstimmungszeit nicht entschuldigt werden. Bezeichnend für die Eigenart Oberschlesiens ist es, daß sich die polnische Propaganda mit Vorliebe deutschgeschriebener Organe bediente. „Der Weiße Adler“, die „Oberschlesische Grenzzeitung“, die „Kreuzburger Zeitung“, die „Oberschlesische Post“ und die „Oderwacht“ sind uns heute noch in übelster Erinnerung.

Demgegenüber mußte sich die deutsche Aufklärungsarbeit in der Hauptsache auf die Abwehr beschränken.

Als ein Unglück während der obereschlesischen Abstimmungszeit wird oft die deutsche Zersplitterung genannt. Wir hatten auf deutscher Seite keine einheitliche

Zentrale, wenn es auch an Versuchen zu einer Zusammenfassung aller Kräfte nicht gefehlt hat. Die erste Abwehrstelle wurde gleich nach dem Kriege mit Hilfe der Industrie- und Handelskammer und ihres deutschen Vorkämpfers, Landgerichtsrat von Stoepphadius, in Oppeln unter dem Namen „Freie Vereinigung zum Schutze Oberschlesiens“ gegründet, die sich Stützpunkte — Kreisleitungen und Ortsgruppen — in ganz Oberschlesien schuf. Von der Freien Vereinigung wurde auch das Wort „Heimattreu“ geprägt, ein Schlagwort, das breite Volksschichten erfüllte und mitriß, aber ihren Trägern auch den besonderen Haß des polnischen Gegners zuzog. Aus der Freien Vereinigung entwickelten sich später die „Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier“, mit der Zentrale im unbefestigten Gebiet, in Breslau und dem „Verband heimattreuer Oberschlesier“ in Oberschlesien selbst, der sich Kattowitz als Mittelpunkt wählte. Als besondere Propagandastelle wurde der „Schlesische Ausschuß“ gegründet, dessen verdienstvolle Leitung Dr. Lufaschek, jetzt Oberbürgermeister von Hindenburg, hatte. Die deutschen Parteien, die nach dem Zusammenbruch 1918 zunächst vollauf zu tun hatten, ihre eigene Organisation auszubauen, traten nachher als wertvolle Helfer auf und taten sich einmütig zusammen im Deutschen Plebiszitkommissariat, mit Unterkommissariaten und örtlichen Ausschüssen. Deutscher Plebiszitkommissar wurde Dr. Urbanek, der jetzige Landrat von Beuthen-Land. Als ein Erfolg von besonderer Tragweite muß gebucht werden, daß insbesondere die Zentrumsparterie unter Führung des jetzigen Prälaten Altka ein klares Bekenntnis für Deutschland ablegte, was u. a. auch deshalb so bedeutungsvoll wurde, weil das Zentrum die stärkste Partei in Oberschlesien ist und schon immer starke Sympathien bei der polnischsprechenden Bevölkerung besessen hat.

Ausgezeichneten Einfluß im deutschen Sinne übte auch die Stelle Spieder in Breslau, hierbei muß erwähnt werden die stille Propaganda der sogenannten Szceponet-Organisation.

Um die technischen Vorbereitungen für die Fahrt der Reichsoberschlesier zur Abstimmung sorgte vorbildlich der „Deutsche Schutzbund“, in Zusammenarbeit mit den „Vereinigten Verbänden heimattreuer Oberschlesier“.

Eine verderbliche Absplitterung bedeutete ohne Zweifel die Gründung des „Bundes der Oberschlesier“. Im „Bund der Oberschlesier“ waren obereschlesische Männer tätig, an deren deutscher Grundeinstellung nicht zu zweifeln ist, die aber an eine Wiedergeburt und Gesundung Deutschlands nicht recht glaubten und daher, um Oberschlesien von dem größeren Übel, der Einverleibung in den polnischen Staat zu bewahren, das kleinere Übel vorzogen, die Errichtung eines obereschlesischen Freistaates. Die Freistaatidee hatte eine Zeitlang insbesondere bei den Engländern und auch bei der tschecho-slowakischen Regierung Sympathien gefunden. Der „Bund der Oberschlesier“ trat, wie sein Organ „Der Bund-Zwionzel“ zeigt, für eine Zusammenarbeit der Polen und Deutschen in Oberschlesien ein, die gute Absicht wurde aber bei der scharfen Kampfweise vereitelt.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß gleich nach dem Kriege, als die drohenden Gefahren über Schlesien sich zusammenbrauten, man auch sehr ernsthaft erwog, eine großschlesische Republik auszurufen, kurz entschlossen einen Freistaat zu bilden nicht nur aus den preußischen Anteilen Schlesiens, sondern auch aus dem ehemals österr.-Schlesien, dem deutschen Sudetenlande und Teschen. Man hoffte so eine allgemeine Befriedigung herzustellen, bei den Friedensschlüssen anerkannt zu werden und tröstete sich damit, daß die natürlichen und gewaltigen Beziehungen Gesamtschlesiens zum deutschen Mutterlande ohne weiteres später wieder eine Vereinigung mit diesem herbeiführen würden. Es wurde aber nichts aus diesem etwas maghastigen Plane.

Wenn in der Abstimmungszeit jede Organisation ihren eigenen Weg ging, so begründete man das vor allem damit, daß damit der F. A. ein Verbot der deutschen Abwehr auf einen Hieb unmöglich gemacht würde.

Besonderer Wert wurde von deutscher Seite auf die Aufklärung von Mund zu Mund gelegt. Erfolge brachten auch die Flugschriften und Plakate. Die deutschen Plakate hatten zum Teil einen bedeutsamen künstlerischen Wert. Das deutsche Kottäppchenplakat hat der Pariser „Matin“ als ein Muster besonders geschickter, deutscher Propaganda erklärt. Vielleicht steckt etwas Wahres in dem Vorwurf, daß die deutsche Aufklärungsarbeit noch mehr, als es geschah, sich in erster Reihe an die polnisch sprechende Bevölkerung hätte wenden und alle bodenständigen Kräfte hätte mobil machen müssen. Versucht wurde es, und wenn es nicht ganz gelang, so trifft die Schuld wohl nicht die Abstimmungsführer.

Die deutsche Presse hatte bei der einseitigen Zensur und bei dem polnischen Terror einen besonders schweren Stand. Als deutsche Abstimmungszeitschrift trat zunächst der „Helfer“ auf den Plan, es folgten „Der Schwarze Adler“, und der in polnischer Sprache geschriebene „Dziwon“ („Die Glocke“). Den Aufgaben der landsmännischen Oberschlesiervereine im Reiche und im Auslande widmete sich „Die obereschlesische Warte“, die nach der Abstimmung mit dem „Schwarzen Adler“ wieder zu einem Organ vereinigt wurde. Auch die obereschlesische Tagespresse und die Reichspresse griffen im großen und ganzen, wenn auch nicht gleich anfangs, mit Mut und Geschick in den Abstimmungskampf ein. Einzelne Tageszeitungen widmeten der deutschen Aufklärung besondere und laufende Beilagen. Ein wirkungsvoller Gegentrumpf für das von polnischer Seite gegründete Wispblatt „Kochender“ wurde der deutsche „Pieron“.

Um die Zusammenarbeit der deutschen Presse bemühten sich mit Eifer zentrale Pressestellen. Bedeutames Material lieferten die „Polnischen Pressestimmen“.

Eine kulturelle Wochenschrift „Der Oberschlesier“, der Anfang unserer heutigen führenden Monatschrift „Der Oberschlesier“, versuchte im Abstimmungskampfe eine stille Insel des Friedens zu bleiben, eine Plattform zu sein, auf der sich Deutsche und Polen leidenschaftslos aussprechen konnten.

Was die deutsche Presse von der polnischen unterschied, war die größere Duldsamkeit und der ruhigere Ton, die echt schlesische Art und eine geschickte Heranziehung und Förderung der kulturellen Momente. Man zeigte Oberschlesien als ein „Land deutscher Kultur“, u. a. durch wertvolle künstlerische Postkartenreihen, Bemühungen, die über den Tag hinaus Werte schufen.

Von den vielen Broschüren der Abstimmungszeit hat wohl Paul Nieborowski „Oberschlesien, Polen und der Katholizismus“ das größte Aufsehen erregt.

Die Aussichten für Deutschland waren trotz aller Hemmungen nicht schlecht. Sie wurden aber bedeutungslos durch die rohe Gewalt, die man von polnischer Seite in die Wagschale warf, was den obereschlesischen Abstimmungskampf so sehr unterscheidet etwa von der Abstimmung in Schleswig, wo dem Deutschtum in den Dänen ein hochgebildetes und ruhigdenkendes Volk gegenüberstand. Immer dann, wenn alle Stricke rissen, versuchte Polen durch einen Putsch vollendete Tatsachen zu schaffen. Wilde Streiks gaben den Auftakt. Während sich der erste Polenputsch im August 1919 nur an der Südgrenze entwickeln konnte, hat der zweite Polenputsch im August 1920 dem Deutschtum viele schwere Wunden geschlagen, und die Zerstörung des Dorfes Anhalt im Kreise Pleß und der Massenmord in Josefstal werden allzeit ein Schandfleck polnischer Kampfweise bleiben.

Der erste und der zweite Aufstand waren aber nur ein Kinderpiel gegen den dritten, der nach der Volksabstimmung im Mai 1921 tobte.

Wie ein Wunder mutet es an, daß trotz aller ungünstigen Vorbedingungen der Abstimmungstag, der 20. März 1921 eine große, deutsche Mehrheit brachte. Es wurden 709 348 deutsche und 479 747 polnische Stimmen abgegeben, also beinahe eine deutsche Zweidrittel-Mehrheit erreicht. Man hätte erwarten dürfen, daß dieser klare und unter den schwierigsten Verhältnissen erkämpfte Volksentscheid die sofortige Rückgabe Gesamtoberschlesiens an Deutschland zur Folge haben mußte.

Weit gefehlt. Korfanths Demagogie wuchs. Korfanth erreichte, daß man innerhalb der J. R. und der Entente auf eine Teilung Oberschlesiens sich einigte. Nicht aber konnte man sich einigen, wie die Grenzlinie zu ziehen sei. Während der französische Vertreter den Polen etwa das gleiche Gebiet zuschanzen wollte, welches durch die polnischen Ansprüche als Korfanth-Linie abgegrenzt wurde, wollten die Engländer den Polen etwa nur die Kreise Pleß und Rybnik geben und die Italiener ein etwas größeres Gebiet, das durch die sogenannte Sforza-Linie gekennzeichnet wurde. Es schien, als sollte die englisch-italienische Ansicht den Sieg davontragen.

Da blies Korfanth mit französischer Duldung zum dritten Aufstand, der soviel Unglück über Oberschlesien brachte, soviel Blut und Tränen kostete, aber letzten Endes dem polnischen Standpunkte zum Siege verhalf.

Über den polnischen Maiaufstand 1921 unterrichtet eindringlich das im Jahre 1922 erschienene Sammelwerk „Ein vergewaltigtes Volk“, wo ich in dem Kapitel „Zur Vorgeschichte des Aufstandes“ die Grundlagen feststellte, aus denen der dritte polnische Aufstand erwachsen ist.

Daß Oberschlesien damals nicht ganz verloren ging, danken wir dem deutschen Selbstschutz, der in bewundernswerten Taten dem polnischen Siegesmarsch ein sehr energisches Halt gebot und der in wenigen Tagen ganz Oberschlesien vom Feinde gesäubert hätte, wenn die Rücksichten auf die große Politik und auf das deutsche Mutterland nicht das große Opfer des Stillstehens mitten im siegreichen Vormarsche verlangt hätten.

Die deutsche Gegenwehr, organisiert von beherzten deutschen Führern, begann an der Oderlinie, mit kleinen Brückenköpfen bei Ratibor, Randzin und Krappitz, von Norden aus im Kreuzburger und Rosenberger Kreise. General Le Rond hatte diplomatischer Weise bei Ausbruch des Aufstandes eine Reise nach Frankreich unternommen, sein italienischer Vertreter stand den Ereignissen ratlos gegenüber. Es gelang aber, ihm von deutscher Seite die Erlaubnis zu einer Apowerbung (Abstimmungspolizei) in Deutschland abzurufen, die einen überraschend großen Zustrom von Freiwilligen aus allen deutschen Gauen brachte. Die militärische Leitung des Selbstschutzes übernahm der einarmige General Höfer, selbst ein geborener Oberschlesier. Er und seine Mitarbeiter bildeten in kurzer Zeit aus den obereschlesischen Flüchtlingen und den Freiwilligen aus dem Reiche kampferprobte Formationen, die überall, insbesondere in den Kämpfen am Annaberge zeigten, was deutscher Mannesmut zu leisten vermag, wenn ein einigender Wille bindet. Es ist keine Phrasen, was der edle und vornehm denkende General Höfer später einmal (In „Fünf Jahre“, Erinnerungsblätter an die obereschlesische Volksabstimmung, Sonderheft der Monatschrift „Der Oberschlesier“) schreibt: „Im Selbstschutz, wie in der ganzen deutsch-oberschlesischen Bevölkerung gab es damals keine Trennung durch Stand, Partei, Religion, sondern nur Deutsche. Alle Parteien, alle Konfessionen, alle Schichten der Bevölkerung standen einmütig zusammen, um ihrem Deutschtum zu dienen, und alle haben ihm in gleichem Maße die Treue gehalten und in selbstloser Hingabe viele, auch schwerste Opfer gebracht. . . . Bei der Verteidigung deutscher Erde, deutschen Lebens und Landes fielen im Mai und Juni 1921 in Oberschlesien allein vom Selbstschutz über 300 tapfere, begeisterte Männer, verwundet wurden über 1500.“

Die politische Leitung Deutsch-Oberschlesiens hatte der „Zwölferauschuß“, dessen Tätigkeit naturgemäß eine besonders dornenreiche sein mußte. Es war auch klar, daß bei einem Kleinkrieg wie damals in Oberschlesien sich ab und zu auch unlautere Elemente breit machen wollten. Hier immer furchtlos eingeschritten zu sein und Recht und Gerechtigkeit auch gegenüber einem rücksichtslosen Feinde geübt zu haben, ist neben der Leitung des Selbstschutzes auch diesen 12 Männern, den Vertretern der deutschen Parteien, zu danken.

Bereinigungsgegemäß übernahm an Stelle des Selbstschutzes der englische General Henniker die Liquidierung des Aufstandes, dessen Früchte Polen trotz seiner militärischen Niederlage nunmehr auf politischem Wege ernten sollte.

Die Botschafterkonferenz verfügte gegen Geschichte, Recht und Vernunft die Teilung Oberschlesiens und zwang zur Annahme des Genfer Diktates, dessen Bestimmungen auch heute noch für beide Teile Oberschlesiens verbindlich sind, nur mit dem Unterschiede, daß die preußische und deutsche Regierung sich peinlichst an diese Bestimmungen halten, während Polen sie für ein Nichts achtet, wie man sich jeden Tag drüben in Ostoberschlesien überzeugen kann. Die Teilung unseres einheitlichen Landes war das Schlimmste, was uns geschehen konnte, und wer Gelegenheit hat, die irrsinnige Grenzziehung in Oberschlesien mit eigenen Augen sich anzusehen, der muß die Genfer Entscheidung für einen Fehlspruch erklären, der muß zur Erkenntnis kommen, daß hier im Südosten Deutschlands später oder früher und hoffentlich auf friedlichem Wege, ein grober Fehler europäischer Politik zu verbessern bleibt, um so mehr, als das anerkannt unerhörte Heimatgefühl der Oberschlesier sich niemals mit dieser Zerreißung in zwei blutende Hälften abfinden wird.

„Nicht ewig stehn, verirrt, die Pfähle,
Dir, Heimat, tief ins Herz gerammt:
Ob man Soldaten und auch Waffen zähle —
Unzählig ist dir Lieb und Treu entflammt!“



Plakat „Kotkäppchen“, aus dem Abstimmungskampfe

Das slawische Volkslied in Oberschlesien

Von Dr. W. Mat, Gleiwitz.

Infolge der Jahrhunderte langen Abtrennung von Polen hat das slawische Volkslied in Oberschlesien die besondere polnische Entwicklung nicht mitgemacht. Es ist in seinem Geiste durchaus nicht polnisch, seinem künstlerischen Ausdruck nach ist es allgemein slawisch und steht mit seiner Zuneigung auf der deutschen Seite. Die kulturellen Beziehungen weisen in der älteren Zeit viel mehr nach Mähren und Wien als etwa nach Krakau oder gar nach Warschau, das überhaupt nicht erwähnt wird. Im vergangenen Jahrhunderte betrachteten die slawisch sprechenden Oberschlesier sich als Deutsche, und die Feinde Deutschlands waren auch ihre Gegner. Das sehen wir in vielen Liedern.

In der Rogerschen Sammlung*) finden wir unter Nr. 42 ein Lied aus der Zeit der Befreiungskriege. Ein zum Kriegsdienst Eingezogener verabschiedet sich von seiner Familie mit den Worten: „Schon zielen auf mich die französischen Genfer.“ Er muß nach der sächsischen Grenze, wo sich das Heer versammelt. Aber auch in einem anderen Liede aus dem Plesser Kreise kommt es zum Ausdruck, daß der Franzose als Feind betrachtet wird. In Nr. 54 heißt es: „Der geschliffene Säbel ist meine Gattin, er hat mich verteidigt, als die Franzosen in der Heimat waren“, und in der folgenden Strophe erhebt sich das Lied zu der Klage:

„Frankreich, o, Frankreich!
In diesem unglücklichen Lande
Wird mehr als ein Mädchen
Seinen Schatz verlieren.“

Aus dem Rybniker Kreise klingt es uns fast gleichlautend entgegen. Bei Roger Nr. 28:

Es kamen Franzosen
Und sogar Russen herbeigezogen.
Mehr als einer Mutter
Wird das Herz um ihren Sohn schwer werden.

Auch diese Strophe scheint bereits aus der Zeit der Befreiungskriege zu stammen. Aus einem Liede desselben Kreises ersehen wir mit aller Deutlichkeit, daß man im Einklang mit der deutschen Bevölkerung Frankreich als den Feind betrachtete. Im Liede Nr. 40 rühmt sich ein Oberschlesier:

„Hinter Prag drei Meilen
Zog ich aus zum Streite,
Trugte samt Kanonen
Franzmann in die Weite.“

Derartige Beispiele könnte man in noch größerer Anzahl anführen. Eine besonders deutschfreundliche Einstellung zeigen die Lieder im Gultschiner Ländchen. Von den älteren oberschlesischen Liedern wollen wir noch auf eines eingehen, das sich mit der schlesischen Landwehr befaßt. Es besteht aus einem ursprünglichen älteren Teile und einer jüngeren Parodie. Es zeigt uns, in welchem Maße sich das oberschlesische Volk bereits zu Beginn des verflossenen Jahrhunderts in den preussischen Staat eingelebt hatte. Bei Roger finden wir das Lied als Nr. 16 verzeichnet. Erbrich hat es überfetzt:

„Von dem Tor zu Cosel
Laub und Fahnen wehn,
Und mein Liebchen seh ich,
Ach, dort traurig stehn.“

Mädchen, wenn du weinst,
Kann mich nicht mehr freuen,
Daß ich ging zur Landwehr
Muß mich sehr gereuen.

*) Pieśni ludu polskiego w Górnyim Śląsku z muzyką. Breslau: Skutsch 1863.

Ei, flott ist die Landwehr,
Ja, das will ich meinen,
Hat am Tschako Klappen,
Hosen sind von Leinen.

Und an diesem Tschako
Goldne Lettern glänzen.
Zieh mit dem Gewehre
Landwehr an die Grenzen."

Es lebt in diesen Versen etwas von dem Geiste altpreussischer Pflichterfüllung. So weit reicht offenbar das ursprüngliche Lied. Die unmillitairische Nüchternheit des Landwehrmannes hat die obereschlesische Spottlust veranlaßt, noch einige Strophen zu dichten, in denen die Landwehr verhöhnt wird. Die Vorliebe unserer Landsleute für Parodien geht ja oft so weit, daß das ursprüngliche Lied in Vergessenheit gerät und nur die Umdichtung fortlebt. In unserem Liede heißt es weiter:

"Dießen die Gewehre,
Flohn im Lauf, im raschen,
Nahmen Draht dann alle
Anstatt Patronen.

Und in einem Tale,
O, die armen Tröpfe,
Landwehr hat gesehen,
Drahtete dort Töpfe.

Selbst der General hat
's Drahten vorgenommen,
Hat sechs Dreier immer
Für den Topf bekommen."

Leider ist noch nicht alles, was von Bedeutung ist, aufgezeichnet und gedruckt worden. Mir ist es z. B. geglückt, einen Teil eines Spottliedes auf Napoleon I. aufzuschreiben. Napoleon wurde in Oberschlesien durchaus nicht verherrlicht. Auch er erlag der obereschlesischen Spottlust. In dem Liede, das ich in Prosa wiedergebe, heißt es:

"Der französische Bonapart
War ein großer Marschall.
Dreißig Jahre hat er Krieg geführt,
Hat alles verspielt.

Er besaß Hessen, Bayern und Sachsen,
Jetzt hat er auch Frankreich verspielt.
Die Preußen und Russen
Trieben ihn bis zum Meer.

In seiner Residenz
Herrscht er jetzt und näht Schuhe.
Und schnupft
Aus seinem Tabakshorn."

Dieses Lied wurde in Maktirch, Kreis Cosel, gesungen. Ähnliche dürften sich noch öfter finden.

Ebenso erfreulich wie diese deutsche Einstellung des slawischen Volksliedes in Oberschlesien ist die Tatsache, daß man sich gerade von deutscher Seite so sehr um diese Lieder bemüht hat. Bereits in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts hat man in Breslau für das slawische Volkslied in Oberschlesien Teilnahme gezeigt. In den schlesischen Provinzialblättern ist i. J. 1828 eine „Aufforderung zur Sammlung polnischer Lieder“ erschienen, die als Gegenstück zur Sammlung deutscher Volkslieder, herausgegeben durch Büsching und von der Hagen, gedacht war. Da dieser Aufruf vergeblich zu sein schien, suchte Hoffmann von Fallersleben durch eine Mitteilung zweier polnischer Lieder in seiner Monatschrift „Von und für Schlesien“ die Angelegenheit zu fördern. (1829.) Der Krakauer Professor Bandtkke hat diese Lieder in der Umgebung von Ohlau aufgezeichnet. Ein obereschlesischer Student Rzepka hat sie übersetzt. Das eine kurze Liedchen hört man auch heute noch bei uns. Es lautet in der Übersetzung von Rzepka:

"Regen kommt von Ohlau her,
Meinen Teuren muß ich missen,
Schmähsucht hat ihn mir entrißen,
O, er kommt, er kommt nicht mehr."

Natürlich wird hier in Oberschlesien statt Ohlau der Name eines beliebigen benachbarten Dorfes gesetzt. Aus der Ortsangabe im Volksliede kann man keinen

Schluß auf die Entstehung in einer Gegend ziehen. Der Name sagt uns nur, in welcher Gegend das Lied aufgezeichnet worden ist. Recht schön ist das zweite Lied, das Rzepka übertragen hat:

"Im Wald weiß ich ein Vögelein,
Das legt gemalte Eierlein
Von weißer, gräulicher Gestalt.
Zu Rattwitz wirds Mädel alt.

Frei ja kein Mädel aus Dupin,
Dort findest du keins nach deinem Sinn.
In Laschowitz wähls Liebchen aus,
Du hast ein tätig Weib im Haus.

Die Laschowitz' Mägd' sind fein,
Ihr Mäulchen schmeckt wie Honigseim.
Und wenn ich dorten eine küß,
Drei Wochen ist mir's zuckersüß!

Gering, gering ein goldner Herd!
Ein braves Mädel ist mehr wert.
Und liebst du mich, so lieb ich dich,
Kein Tag vergeh dir ohne mich."

In der Zeitschrift „Von und für Schlesien“ erschienen später noch zwei Lieder aus den Kreisen Ratibor und Cosel, die Rzepka offenbar selbst aufgezeichnet und übertragen hat.

Die erste größere Sammlung obereschlesischer polnischer Volkslieder hat der Lehrer Joseph Lompa zustande gebracht. Eine größere Anzahl von Liedern hat der niedereschlesische Pastor Fiedler, der Kandidat der Theologie Prusse in Konstanz und der Lehrer Heller in Mikulitz beigesteuert. Selbst wenn man Lompa dem polnischen Volkstume zurechnen will, so muß man doch betonen, daß seine Mitarbeiter Deutsche waren. Vom Jahre 1844 ab wanderte die Handschrift, die mit Noten und Abbildungen der Volkstrachten ausgestattet war, von einer Hand zur anderen. Es fand sich aber kein Verleger. 1860 wußte Lompa selbst nicht mehr, wo sich sein Werk befand, das bis heute verschollen ist.

Gleichfalls in den 40er Jahren hat Walter Tesche, der Besitzer des Gutes Omuth, Lieder gesammelt und übersetzt. Acht Übertragungen von Hochzeitsliedern hat er in seiner Novelle „Die Rose von der Pzerwa“ eingestreut. Diese schöne Erzählung ist i. J. 1846 im Druck erschienen. Tesche hat, wie er erzählt, die übertragenen Lieder auf Hochzeiten aufgezeichnet. Als Beispiel seiner Übersetzungskunst folgt ein obereschlesisches Brautlied:

"Ich ruh im Feld am Holberbaume
Das Herz will brechen, möchte enden.
Und kann es nicht. Mein Sinn im Traume
Kann nicht vom ersten Lieb sich wenden.

Er ging zum Altar vor den Priester —
Da kam vom ersten Liebchen Kunde,
Und aus der Kirche floh er düster,
Jagt über Berg und Tal zur Stunde.

Ihr Eltern, ach, ihr teuren, lieben,
Habt von der Armen mich gehalten
Und zu der Reichen mich getrieben.
Nun wird mein Lieb zu Tod erkalten.

Und als er Liebchens Tür erreicht,
Liegt's tot im Sarg, gestorben eben —
O, ist gestorben — weiß gebleicht —
Ein grünes Kränzlein liegt daneben.

Ich nehm sie nicht aus freiem Herzen,
Gehorche nur der Eltern Willen.
Ein Jährchen trag ich diese Schmerzen,
Im nächsten soll sie Trennung stillen.

Da ging er still des Weg's von himmen
Und pflanzt aufs Grab ihr weiße Rosen.
Ach heiß darauf die Tränen rinnen —
Wird nie mehr mit dem Liebchen kosen."

Leider hat uns Tesche die mundartlichen Texte nicht mitgeteilt. Wie das vorliegende Lied uns zeigt, singt der Oberschlesier auch dann gern schwermütige Weisen, wenn er recht lustig ist.

In den 50er Jahren bemühte sich der Dichter unserer Heimat Georg von Hauenschild, der unter dem Namen Max Waldau seine Werke veröffentlichte, um unser heimisches Volkslied. Er beabsichtigte eine größere Sammlung dieser Lieder herauszugeben, doch hat sein Aufruf zur Mitarbeit keinen Widerhall gefunden, und so sind uns von der Arbeit dieses genialen Dichters nur seine Übertragungen erhalten geblieben. Max Waldau stammt aus einem obereschlesischen Geschlechte und hat den größten Teil seines Lebens auf seinem Gute Tschaidt,

Kreis Kosel, zugebracht. Die ersten Proben seiner Übersetzungen brachte er in seinem Romane „Nach der Natur“. Ein Jahr darauf ließ er in der Zeitschrift „Deutsches Museum“ sieben weitere Übertragungen slawischer Lieder folgen. In der Einleitung zu diesen Proben obererschlesischer Volkslieder bekämpft er die Phrase von der Kulturunfähigkeit des Oberschlesiers. Waldau hat bei der Übertragung mit dem Stoffe jedesmal um einen entsprechenden Stil gerungen. Vielfach hat er aber auf die Sangbarkeit der Lieder wenig geachtet. Gelegentlich haben einzelne Strophen verschiedene Silbenzahl, so daß sie den Noten nicht ohne weiteres untergelegt werden können. Besonders gut hat dem Dichter selbst das nachstehende Klee Lied gefallen:

„Die Magd an der Türe steht,
Ihr Halstuch ist rot;
Die Sonne scheint, der Klee gedeiht —
„Sonst hat mein Liebster für mich gemäht,
Wer mäht mir jetzt, da mein Liebster so weit?“
Ihr Halstuch ist rot,
Die Wang ist rot,
Der Klee blüht rot.

Die Magd an der Türe lehnt,
Sie lehnt und weint.
„Faul's Ding, der Klee soll gehauen sein,
Aufs Feld! Du hast dich genug gedehnt,
Hol Klee und leg den Kühen ein.“
Der Klee blüht rot,
Ihr Halstuch ist rot,
Sie mäht und weint.“

Wenige Jahre nach Waldau begann Julius Roger, der 1847 als Leibarzt des Herzogs von Ratibor aus seiner schwäbischen Heimat nach Rauden gekommen ist, mit seiner Sammlung der obererschlesisch-polnischen Volkslieder. Sein Werk ist eine Großtat deutscher, wissenschaftlicher Arbeit. Es enthält 546 ausgewählte Lieder, von denen 300 mit Noten gegeben sind. Die Noten hat der herzogliche Kapellmeister Schmidt, ein früherer Militärmusiker, aufgezeichnet. Das Werk Rogers erregt um so mehr unsere Bewunderung, als Roger bei seiner Ankunft in Oberschlesien kein Wort polnisch sprach. In der Einleitung sagt Roger über unser heimisches Volkslied: „Auf den sandigen Marken Oberschlesiens, wo der Landmann in einfacher Hütte, umgeben von dichten Wäldern, lebt, erblühten die schönsten Blumen der Volkspoesie, reizende Lieder mit anspruchslosen, Gemüt und Herz erquickenden Weisen, die, solange, als das Volk lebt, unvergessen bleiben werden.“ Unsere Bewunderung für das Werk steigt auch noch der Umstand, daß Roger sonst nicht philologisch tätig war. Bei seiner Sammlung der obererschlesischen Volkslieder hat der Dichter des deutschen Nationalliedes, Hoffmann von Fallersleben, Pate gestanden, denn er besorgte ihm in Breslau einen Verleger. Heute ist das Werk Rogers nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden, und sogar in den obererschlesischen Büchereien wird man vergeblich danach suchen. Über Roger und sein Werk hat Franz Jędrzejewski ein Buch geschrieben: „Dr. Julius Roger, ein Freund und Wohltäter Oberschlesiens“, das jetzt in zweiter Auflage bei Heege in Schweidnitz als „Oberschlesische Volkslieder“ erschienen ist.

Von deutscher Seite ist noch eine zweite große Sammlung zustande gebracht worden. Der Volksschullehrer und spätere Musikdirektor Ernst Koschny hat über 1000 Volkslieder aus Oberschlesien zusammengetragen. Leider hat diese Sammlung keinen Verleger gefunden. Nur ein Auszug von 50 Liedern ist im Jahre 1910 bei Peters in Leipzig erschienen. Sie haben neben dem polnischen Text auch eine deutsche Übersetzung und sind sehr geschickt für Klavier gesetzt. Abgesehen von diesen größeren Sammlern haben sich auf deutscher Seite noch viele um das slawische Volkslied bemüht, deren Namen nicht in die weite Öffentlichkeit gedrungen sind. So wurde mir z. B. aus Oberglogau eine kleine Sammlung zugesandt, die ein Dienstmädchen aufgezeichnet hat.

Betrachten wir die Arbeiten, die von polnischer Seite geleistet worden sind, so müssen wir feststellen, daß es unseren polnischen Landsleuten nicht geglückt ist, eine größere Sammlung von wissenschaftlichem Wert zusammenzubringen. Die gedruckten Arbeiten von Hntrek, Gallus kommen kaum ernstlich in Frage. Eine

achtenswerte Leistung ist aber die Liederhandschrift des Grubenmaschinisten Lukas Walis aus Roßberg.

Die deutsche Anteilnahme an dem slawischen Volksliede äußerte sich aber auch durch zahlreiche Übersetzungen. Bis zum Erscheinen des Werkes von Roger i. J. 1863 waren die Übersetzer gezwungen, die Lieder aus dem Volksmunde selbst aufzuzeichnen. Von da ab aber entnehmen sie die Texte zumeist der Sammlung Rogers. Die Reihe dieser Übersetzer ist recht stattlich. Der erste, der das Werk Rogers benutzte, war Hoffmann von Fallersleben, der sich in den 60er Jahren als Gast des Herzogs von Ratibor in Rauden aufhielt. Da die Herzogin nicht polnisch verstand und doch gern einen Einblick in die obererschlesischen Volkslieder gehabt hätte, übersetzte Roger seinem Freunde Hoffmann die Lieder wörtlich ins Deutsche, und dieser setzte die Lieder in Verse. Hoffmann ist infolge seines feinen Anempfindens und seiner hervorragenden Kenntnis des Volksliedtones den polnischen Urbildern oft recht nahe gekommen und bis heute in seiner Übersetzungskunst nicht übertroffen worden. Als Beispiel geben wir die Ballade „Des Bruders Tod“. Es ist dies ein Lied, das in einer älteren Fassung auf die Zeit der Türkenkriege hinweist. Ergreifend ist die Steigerung in der Klage des Pferdes, das seinem Herren in den Tod nachfolgen muß:

„Hörner blasen, Trommeln wirbeln,
Ausmarschieren die Soldaten.
„Ich auch würde ausmarschieren,
Wenn gesattelt wär mein Pferdchen.“
Und das hört die ältere Schwester,
Und sie sattelt ihm das Pferdchen.
Und die zweite reicht den Säbel,
Und die dritte weinet kläglich.
„Schwestern, weint nicht um den Bruder!
Wiederkomm ich nach drei Jahren.“
Drei der Jahre sind vergangen,
Nach dem Bruder seh'n die Schwestern.

Und er liegt im freien Felde,
Hat den Kopf auf einem Steine.
Und das Pferdchen steht daneben,
Scharret mit dem Fuß und trauert.
„Herr, steh auf, steh auf! Was liegtst du?
Gibst mir sonst doch Heu und Hafer.
Jeho gibst du nicht mal Siede,
Steh im Blut bis an die Knöchel.
Jeho gibst du nicht mal Heu mir,
Steh im Blut bis an die Knie.
Jeho gibst du nicht mal Stroh mir.
Uns zerreißen Kräh'n und Raben.“

Vielfach wird diese Ballade heute so verkürzt, daß nur die ersten drei Strophen zum Vortrage gelangen. Hoffmann von Fallersleben hat im ganzen 25 Lieder übersetzt. Sein Nachfolger war der Arzt Weiß, der ein Heftchen von 50 Übertragungen drucken ließ. Er hat aber alle Lieder Rogers übersetzt, doch ist diese Handschrift verloren gegangen. Auch Erbrich, der als Direktor einer Taubstummenanstalt nach dem Kriege gestorben ist, hat ein Bändchen Lieder verdeutscht. Mit großem Geschick bemühten sich ferner Hillmann und August Scholz um das slawische Volkslied. In neuester Zeit sind besonders zu erwähnen die Justizräte Albers und Immerwahr und der Volksschullehrer Chrobok, der auch Lieder nach dem Volksmunde aufzeichnet.

Betrachten wir die einzelnen Arten des slawischen Volksliedes in Oberschlesien, so fesseln uns dabei vom deutschen Standpunkte aus vor allem die Balladen, trotz dem sonst bei weitem die Lyrik überwiegt. Es sieht fast aus, als ob sämtliche Balladen aus den benachbarten Gebieten eingewandert wären. Dem obererschlesischen Volke haben ja bis in die Gegenwart hinein überragende politische Persönlichkeiten gefehlt, und nach einem obererschlesischen Helden dürften wir uns vergeblich umschauen. Die Heldenverehrung des Volkes zeigt sich nur in Liedern, die bekannte Raubmörder besingen. Die meisten Balladen scheinen über das Mährische eingedrungen zu sein. Dabei kommt es gelegentlich zu sprachlichen Mißverständnissen. Einige der eingewanderten Lieder bringen sogar auf dem Wege über das Tschechische deutsche Stoffe aus Oberdeutschland, wie z. B. die Ballade von der wiedergefundenen Königstochter, von der wir in des Knaben Wunderhorn zwei Fassungen finden. Beachtenswert sind nun die Veränderungen, die der Stoff auf seiner Wanderung erleidet. Im Tschechischen ist die Kuppelszene in behaglicher Breite ausgemalt,

während das oberschlesische Lied sehr dezent ist und ganz kurz erzählt. Das ist für die oberschlesische Volksdichtung überhaupt ein bezeichnendes Merkmal: Die Erzählung wird fast stets ohne jedes Beiwerk ganz sachlich gegeben. Auf dieser westlichen Zugstraße aus Oberdeutschland über Böhmen hinweg fand ein starker deutscher Einfluß statt. Als ich mit dieser Annahme bereits in die Öffentlichkeit getreten war, erschien in Breslau 1922 eine Dissertation, die sich mit den alten deutschen Lehnwörtern im Polnischen beschäftigt. Studienrat Rietzmeister weist in dieser Arbeit nach, daß die alten deutschen Lehnwörter im Polnischen oberdeutsche Formen haben und auch im Tschechischen vorhanden sind, d. h., daß sie also über das Tschechische eingewandert sind. Damit ist diese wichtige Zugstraße deutschen Einflusses auf einem anderen Gebiete nachgewiesen.

Der deutsche Einfluß auf das slawische Volkslied in Oberschlesien war aber auch auf mittelbarem Wege durch die deutschen Oberschlesier wirksam. Im einzelnen werden wir ein klares Bild dieses Einflusses erst gewinnen, wenn die Sammlungen der deutschen und der slawischen Volkslieder in Oberschlesien weiter fortgeschritten sein werden. Heute kann man aber bereits ersehen, daß einzelne Dierstoffe der deutschen Volkslieder ins Slawische übergegangen sind. So wird z. B. die allbekannte Vogelhochzeit in unserer Heimat in vielen Fassungen der deutschen und slawischen Mundart gesungen. Noch bei einem anderen Liede läßt sich die Übernahme aus dem Deutschen feststellen. Schlagen wir die Volksliedsammlung von Hoffmann von Fallersleben auf, so finden wir allein drei Lesarten des Liedes: Gäsleins Klage. Offenbar war diese Klage Meister Lampes in vielen Fassungen bei den deutschen Schlesiern verbreitet, und so ist es nicht zu verwundern, daß dieses Lied auch ins Slawische übergegangen ist.

Die slawischen Volkslieder in Oberschlesien erringen sich aber auch da unsere Zuneigung, wo wir nicht den Spuren deutschen Einflusses und deutscher Arbeit nachgehen können. Malen sie uns doch in ihrem schlichten Ausdruck ein freundliches Bild unserer slawischsprechenden Landsleute.

Heute verklingt allmählich das slawische Volkslied im deutschen Oberschlesien. Abgesehen davon, daß die neue Zeit die Gemeinschaften zerstört hat, die Träger des Volksliedes waren, singt heute auch der sonst polnisch sprechende Oberschlesier zumeist deutsche Lieder. Die vorstehende Ausführung hat aber doch wohl gezeigt, daß die Erforschung des slawischen Volksliedes in Oberschlesien vom deutschen Standpunkte aus sehr erwünscht ist, und daß Oberschlesien durchaus kein sumpfiger Boden ist. Im Gegenteil, wir haben gesehen, daß der Boden in Oberschlesien für die deutsche Saat reif ist, die er umso williger aufnehmen wird, als heute auch das beamtete Oberschlesien unseren slawisch sprechenden Landsleuten mit großer Aufgeschlossenheit gegenübersteht. Auch aus diesem Grunde wird die völlige Eindeutschung rasche Fortschritte machen.



Oberschlesischer Bauer

Von Hugo Gnielczyk

Früh liegt mein Feld wie Feuerflammen
gelb aufleuchtend vor mir;
die Kraft des Heiligen Geistes schlägt zusammen,
o Welt, mit dir.

Nachtschwarze Schwere, vergangener Geschlechter dumpfes Tragen
lastet noch in meinem Blut,
in mir die Schwingen dieser Knechtschaft schlagen
wie Fledermausbrut.

Schlaftrunken glimmt mein Auge, halb verstonnen;
doch aus dem hellen Felserschein
trinkt es wie aus dem Sonnenbronnen
taghelles Sein.

Altes Abendgebet aus Leobschütz

Aus dem Volksmund

Jesu, Gottes Lämmelein,
wenn ich sterbe, so bin ich dein,
loß mich hinte reich sein!
Ich lä mich schlossen,
off den lieben Gott will ich mich verlossen,
der mir hoot das Leben gaan,
dem ich mein Leib und Seel befehl.

Bierzehn Engelan mit mir gehn,
zwee zu Häupten, zwee zu Füßen,
zwee zur Rechten, zwee zur Linken,
zwee, die mich decken,
zwee, dich mich wecken,
zwee, die mich weisen
zu des Himmels Paradeisen.

Kontrollmarke 253

Novelle von Gertrud Niebuhr, Gleiwitz

Mann, was wollen Sie? Ich kann Sie doch mitten auf der Fahrt nicht entlassen — das geht nicht an! Sie sind wohl verrückt! Tun Sie Ihren Dienst weiter.“

„Ich kann nicht!“ sagte der Heizer.

„Wenn Sie durchaus wollen, dann gehen Sie meinetwegen in Boston an Land — aber jetzt brauchen wir Sie, das sehen Sie doch ein!“

„Ich kann nicht,“ antwortete der Mann.

Wütend fuhr der Kapitän herum — stutzte — sah aufmerksamer nach dem Gesicht des langen Heizers, der, die Mühe zwischen seinen großen Händen drehend, nicht aufblickte.

„Das Schiff ist neu und sauber — der Dienst ist Ihnen nicht zu viel?“

„Nein!“ sagte der Mann.

„Mit dem Essen sind Sie zufrieden?“

„Ja!“ sagte der Mann.

„Sind Sie krank?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte der Mann. „Es ist etwas anderes.“

Der Kapitän hatte mancherlei erlebt. Wunderliche Menschen waren ihm oft zwischen die Hände gekommen. Er sprach jetzt ruhig und freundlich mit dem Mann wie mit einem Kind. Er wollte das Rätsel lösen. Was mochte die Ursache davon sein, daß sein bester Heizer keinen Dienst mehr tun wollte? Er wies den Mann auf eine Bank.

„Setzen Sie sich!“ sagte er. „Handelt es sich vielleicht um einen Ihrer Kameraden?“

Der Mann schüttelte den Kopf. „Um die Lebenden nicht,“ sagte er langsam, „nur um den Toten in der Schiffswelle.“

„In der Schiffswelle!“ Der Kapitän starrte den Mann an, der jetzt breit auf der Bank saß und immer noch, ohne aufzublicken, die Mühe zwischen den Händen drehte.

„Redet er irre?“ dachte er. „Er sieht eigentlich nicht so aus.“ Dann legte er ihm die Hand auf die Schulter.

„Erzählen Sie, was Sie quält. Vielleicht finden wir einen Ausweg. Ich werde zuhören, ohne Sie zu unterbrechen.“ Er zündete sich umständlich eine neue Pfeife an, drehte dem Mann den Rücken und blickte zu dem Lukensfenster hinaus auf die schwere, graue See.

Der Mann auf der Bank fing langsam zu sprechen an, gehemmt durch das starke Schwanken des Schiffsbodens und oft unterbrochen durch das gleichmäßig wiederkehrende Geheul der Nebelsirene.

„Heute haben wir den 17. April.“ Er sah dabei nach den großen Zahlen des Kalenders, der an der Wand hing. „Da ist es gerade ein Jahr her. Ich weiß noch alles so genau, als wenn es gestern gewesen wäre. Es war ein köstlicher Frühlingsmorgen! Draußen bei uns in der Kolonie hatten die schwarzen Sträucher an den Vorgartenzäunen schon kleine, grüne Blätter bekommen über Nacht, und die Späßen lärmten auf den Dächern wie närrisch. Ich wartete an der Straße auf meinen Kameraden. Er wohnte seit Jahren Wand an Wand mit mir und meiner Mutter, in der zweiten Hälfte des Hauses.“

Er kam eilig von der Küche her durch den Garten. Seine Frau und der Junge begleiteten ihn bis ans Tor. Sie lachten und freuten sich über den hellen Tag. Wir verabredeten noch rasch einen gemeinschaftlichen Ausflug in die Wälder für den Sonntag. Übermütig fuhr die Frau ihrem Mann durch die hellen Haare beim Abschied. Dann gingen wir.

Am Werkeingang, im Pförtnerhaus, nahmen wir unsere Marken von der Tafel — und ich weiß nicht wie es kam — er ließ seine Kontrollmarke fallen, ohne es zu bemerken. Ich bückte mich, nahm sie rasch auf und steckte sie zu mir, um ihn damit zu necken. Doch er war so in Gedanken verloren, daß es ihm gar nicht auffiel.

Wir arbeiteten beide an den Martinöfen im Stahlwerk. Die Anlage war alt, seit dem Kriege war wenig Geld ausgegeben worden für Reparaturen und Neuerungen. Es waren auch nur zwei Öfen im Betrieb. Aber das alles ist wohl nicht schuld daran gewesen. An jenem Morgen kam unser Ofen zuerst zum Abstich.

Die letzten Handgriffe waren gemacht — das Glockenzeichen ertönte — der Stöpsel flog — glühend ergoß sich der zähflüssige, kochende Stahl in die bereitstehende riesige Pfanne.

Ein schönes Schauspiel!

Der rote Lichtschein leckte über die ruffigen, halbnackten Gestalten der Männer.

Mein Kamerad stand oben an der Wand des Ofens. Ich glaube, er wollte sehen, ob der künstlich erhöhte Rand der Pfanne die Stahlflut auch richtig faßte.

Schon kam aus dem Ofen nur noch die weißglühende Schlacke heraus, mit ihrem Sprühregen die Halle übersprühend — da trat er einen Schritt näher — ein Schrei — gellend! jäh! gräßlich! — so — wie der Sirene Gebrüll — zerriß das dumpfe Gedröhn — taumelnd — strauchelnd — von gemauerter Kante gleitend — stürzte er, kopfüber, in die riesige Pfanne, nur zischende Tropfen feurigen Schaums am Rande verspritzend.

Für Sekunden stockte der Atem der Arbeit.

Ich rührte mich nicht. Wir waren wie gelähmt.

Dann stürzten Ingenieure und Arbeiter herbei. Es war nichts mehr zu sehen. Nichts war von dem Armisten geblieben. Der Stahl fraß sein Opfer gierig und restlos. Nur einen halbverkohnten Finger löste ein Mann vom Rande der Pfanne, packte ihn in ein Taschentuch und reichte ihn mir hin.

„Für die Frau,“ sagte er, „sonst glaubt sie es nicht.“ Mechanisch steckte ich ihn ein.

Der große Kran rasselte durch die Halle, faßte mit schweren Ketten nach der Pfanne und führte sie fort.

„Was geschieht mit dem Stahl,“ fragte ich, „wird er verwendet?“

„Aber natürlich, Mensch!“ sagte einer der Leute zu mir. „Die Qualität hat sich ja nur verbessert.“

Ich aber folgte der mächtigen Pfanne und sah zu, wie der rote Strahl herausströmte in die wartende Form — wie er strömte — mit dem Blut meines Freundes — heiß und stark — strömte — bis der Ingenieur kam, mich am Arm faßte und fast mit Gewalt hinausführte.

Dann habe ich am Ausgang meine Nummer wieder an die Tafel gehängt und den leeren Platz daneben angestarrt — aber die Kontrollmarke meines Freundes gab ich nicht ab, mochten sie denken, daß sie mit ihm verbrannt war.

Ich trage sie noch heute bei mir. Sehen Sie, da ist sie — er griff in die Tasche und ließ die Marke spielend in seine Mühe fallen. „Eine schöne Zahl — 2 5 3, eine glatte 10, wenn man es zusammenrechnet, ich hatte ihn immer darum beneidet. Hat ihm auch nichts genützt, die schöne Zahl.“

Als ich an jenem Tag nach Hause kam, gab ich meiner Mutter das Taschentuch mit dem Finger und schickte sie hinüber zu seiner Frau, um ihr das Unglück zu melden. Kurze Zeit darauf starb die Frau an einer Frühgeburt. Der kleine Junge blieb bei meiner Mutter, da nur entfernte Verwandte da waren, die selber genug Kinder hatten.

Ich ging ins Werk wie sonst — aber ich konnte nicht mehr arbeiten. Ich schlich hinter dem Stahlblock her, in den der Körper meines Kameraden eingeschmolzen

war, ich verfolgte ihn, wie er unter die Presse kam, wie er erkaltet, geschliffen und gedreht wurde — bis die fertige Turbinenwelle zur Abnahme bereit lag. Heimlich hatte ich sie mir an verschiedenen Stellen gezeichnet. Anfangs spotteten die Leute über mich — dann ließen sie mich gewähren. Man glaubte, daß mein Zustand sich allmählich von selber wieder bessern würde. Man irrte sich.

Jedesmal, wenn das Glockenzeichen zum Abstieg ertönte, fing ich an zu zittern, der Schweiß brach mir aus allen Poren, und ich glaubte, den Körper meines Kameraden zu sehen, um den der kochende Stahl ausspritzte. Und ich schrie auf. Da schaffte man mich ins Krankenhaus. Von dort kam ich für Wochen in ein Erholungsheim. Den Sommer über arbeitete ich dann auf dem Lande bei Verwandten meiner Mutter. Allmählich verwischte sich der furchtbare Eindruck in meiner Erinnerung. Aber in die Heimat wollte ich nicht zurück.

Ich fuhr nach Hamburg und ließ mich als Heizer anheuern. Den Winter bin ich auf einem Norweger meist zwischen England und Oslo hin und her gefahren, dann brachte uns der Zufall nach Bremen und ich kam auf Ihren Dampfer. Es war gut auf einem deutschen Schiff zu sein, und ich freute mich über den Tausch. Auch wollte ich gern etwas von der Welt sehen.

Als ich dann aber erfuhr, daß die Columbia in Elbing auf der Schichauwerft erst vor kurzem von Stapel gelaufen war, da packte mich eine seltsame Unruhe. Wie nun, wenn die Turbinenwelle, die unsere Schiffsschraube trieb, aus meiner Heimat stammte, aus ober-schlesischen Hüttenwerken? Fuhr ich vielleicht wieder mit meinem toten Freund auf dem gleichen Schiff? Nachts wachte ich auf und glaubte aus dem Maschinenraum ein Stöhnen zu hören — wie wenn ein Gefangener sich von seinen Fesseln zu befreien versuchte. Wenn ich Zeit hatte, schlich ich um die Turbine. Wie wir im Hafen von Southampton anlegten, um zu löschen, untersuchte ich die Welle — — —

Der Mann sprach nicht weiter, er spielte, in sich versunken, mit der Kontrollmarke in der Mütze. Der Kapitän drehte sich langsam um. Er nahm die Pfeife aus dem Mund, sie war kalt geworden. Die Sirene heulte lang und durchdringend. Der Mann zuckte leicht zusammen, dann sprach er weiter:

„Ja — es war die Welle — sie trägt meine Zeichen — es ist kein Zweifel — in den Stahlkörper eingeschlossen, stöhnt die Seele meines Freundes — stöhnt — nachts — und kann sich nicht befreien —“

Man fand mich in Southampton bewußtlos im Maschinenraum, trug mich ins Lazarett, und als ich wieder zu mir kam, waren wir schon weit von der Küste entfernt auf hoher See. Sonst wäre ich wohl vom Schiff gelaufen. Dann dachte ich, daß es feige wäre, und versuchte meinen Dienst zu tun — ich kann es nicht —.

Ja, wenn die Kontrollmarke nicht wäre! Immer muß ich denken, das Unglück wäre nicht geschehen — wenn ich sie ihm damals wiedergegeben hätte —.

Der Kapitän wollte etwas sagen. Er wollte die Stimmung, welche die Erzählung hinterlassen hatte, abschütteln mit einem kräftigen Fluch oder derben Scherz. Es fiel ihm nichts ein. Er klopfte die kalte Asche aus seiner Schaggspeife und sah ratlos auf den Mann. Der saß noch auf der Bank und hielt in der flachen Hand die Kontrollmarke 253.

Plötzlich horchten sie beide auf. Das Vibrieren des Schiffskörpers hatte aufgehört. Eine tote Stille kroch durch den Raum. Die Maschine stampfte nicht mehr. Durch den Schalltrichter klang die Stimme des Deckoffiziers in die Kajüte:

„Thermometer sinkt stark — Eisberggefahr — im Nebel keine Sicht.“

Im selben Augenblick wurde auch die Tür der Kabine aufgerissen, der Maschineningenieur meldete: „Bruch in der Turbinenwelle. Schraube außer Betrieb gesetzt.“

Der Kapitän und der Heizer sahen sich an. Alles Blut war aus ihren Gesichtern gewichen. Achtlos fiel die Kontrollmarke auf die Erde. Die Männer stürzten hinaus. Der Wind schlug hinter ihnen die Tür zu.

Frierend und ahnungslos kamen die Passagiere von Deck. Ein eisiger Nordwest wehte. Das Schiff schlingerte. Ein dünner Nebel hinderte den Fernblick.

Da tauchte aus dem Dunst ein riesiger Eisberg auf. Wie ein Gespenst, groß und gewaltig, glitt er lautlos, tödliche Kälte verbreitend, näher heran.

Die Mannschaft stand an Deck, schweigend, den schimmernden Block anstarrend, der vielleicht 40 Meter hoch aus dem Wasser ragte. Würde er sie rammen, zermalmen — oder — vorbeitreiben? Niemand konnte wissen, wie weit die mächtige Tafel unter Wasser noch reichte. Minuten langer Erwartung krochen vorüber — wie Ewigkeiten. Das Schiff drehte sich langsam seitlich zum Eisberg, Reif deckte seine Wände, Reif hing an den Kleidern, in den Haaren und Wimpern der Menschen. Majestätisch zog der Eisberg in einer Entfernung von 50 Metern vorüber. Die Wellen schäumten an seiner blaugrünen Pracht empor — ein Zittern lief durch den Schiffskörper — eine Kante des unterseeischen Blocks mußte es steuerbord gestreift haben — dann verschwand er langsam, südwärts, im Nebel — geisterhaft, wie er aufgetaucht war.

Noch lange, nachdem er davon geglitten war, starrten die Menschen ihm nach, wie gelähmt von der Erscheinung. Erst allmählich kam es ihnen zum Bewußtsein, daß die Gefahr vorüber war.

Der Heizer war nicht an Deck gewesen. Er war in den Maschinenraum hinuntergeklattert. Was ging ihn der Eisberg an? Was Tod und Leben? Er mußte wissen, ob sein Kamerad die Fesseln gesprenat hatte, die ihn ein Jahr lang umschlossen gehalten hatten. So glitt er rasch die eisernen Treppen hinab. Unheimlich dünte ihm die Ruhe, je tiefer er kam. Ihm fehlte die lebendige Bewegung der Maschine. Dann war er da, beugte sich zu der Turbine, legte den Finger in den breiten Riß, der durch das Metall lief, während Tränen der Erlösung über seine Wangen rollten.

„Nun ist er frei!“ dachte er. „Nun ist er frei — frei —“

Da spürte auch er das Zittern, das durch den Schiffskörper lief. Ein Schurren und Krachen war deutlicher hier unten zu hören als oben an Deck.

„Der Eisberg!“ dachte er erschrocken, wartete mit geschlossenen Augen auf den furchtbaren Zusammenprall. Er kam nicht. Die Gefahr glitt vorüber.

Da wußte er — ein paar Meter weitere Fahrt und die Columbia wäre an dem Eisberg zerschellt. Der Bruch der Welle hatte sie gerettet. Erschüttert kniete er nieder, preßte die Stirn an das tote Metall und bettelte leise: „Mein Kamerad — mein guter Kamerad —“

Dann stand er auf. Ein Mann lehnte in der Tür vom Maschinenraum. Er glaubte, es wäre einer der Maschinisten und wollte ihn anrufen. Da drehte der Mann den Kopf nach ihm zurück.

„Paul!“ schrie der Heizer auf. „Paul!“ Er machte einen Schritt vor. „Deine Kontrollmarke — ich habe sie — — —“

Leicht abwehrend winkte der andere mit der Hand, lächelte und verschwand in dem Laufgang, der nach den Kesselräumen führte.

Wenige Minuten später stand der Kapitän vor dem Heizer.

„Da ging er eben hinaus,“ sagte der Heizer erregt und wies nach dem Laufgang. Der Kapitän verstand.

„Man soll die Macht der Toten nicht unterschätzen,“ sagte er, „Ihr Kamerad hat uns alle gerettet. Er hat das S. O. S. gehört, ehe wir es aussprechen konnten.“

Er hat im Leben immer zuerst an andere gedacht,“ sagte der Heizer.

„Diese Sorge hat über den Tod hinaus gewirkt,“ meinte der Kapitän, „wir wollen sie ihm danken.“ Dann in anderem Ton fortfahrend, sah er den Mann scharf an: „Sie werden wieder Dienst tun auf der Columbia.“

„Ja, Kapitän!“ sagte der Heizer.

„Jetzt ist alles in Ordnung!“

„Alles in Ordnung, Kapitän!“

„Gut! Gehen Sie!“

Und der Heizer ging, dem Schatten des toten Kameraden nach, in den Tunnel, der nach den Kesselräumen führte.

Niemand fand eine Erklärung für den Bruch der Welle. Die sachverständigen Ingenieure schüttelten die Köpfe. Sie sprachen von einem Materialfehler. Der Kapitän schwieg.

Inzwischen arbeiteten die Funken an Bord. In wenigen Stunden sollte ein großer heimkehrender Dampfer die seeuntüchtige „Columbia“ ins Schlepptau nehmen und in den deutschen Hafen zur Ausbesserung zurückbringen. Die Passagiere sollten schon vorher auf ein anderes Schiff übergehen.

Als der Kapitän in seine Kajüte kam, lag da noch die Kontrollmarke 253 auf dem Boden. Er hob sie auf. Hielt sie lange nachdenklich in der Hand. Schräg durch das Fenster fiel ein roter Strahl der untergehenden Sonne darauf.

„Save our souls!“, murmelte der Kapitän vor sich hin.

Dann schloß er sie mit dem Logbuch fort, als es an seine Tür klopfte.

*) Save our souls (S. O. S.) = Rettet unsre Seelen! Hilferuf der Schiffe in Seenot.



Nocturno

Von Gerhart Baron

Ich entfloß dem Stahlwind der Städte, ihrer Lichtstraßen Irrefinnblendung,
Entfloß dem Café, wo mich der blonde Seidenvogel umgirrte.

Ich stieg in den Zug, donnernd heimwärts ins Grubenland. Da schwand, was mich
töblich verwirrte.

Aufftand die himmlische Nacht mit Sternschnuppenfall, erfüllt von der göttlichen Sendung.

Die unsterbliche Seele reifte zu hoher Vollendung.

Nektar trank ich, ich dankte dem gütigen Wirte.

Aber wieder eine Stadt: Lichterschrift, Zirkusplakate, im Tausendkerzenschein eine
Hütte gespenstisch erhellte,

Rosiger Dampf, silberner Dampf, Straßenkreuzung, umdunkelte Wendung.

Bergwerke: tief unter mir brausen die Schächte, springen die Minen.

Späte Menschen kommen auf mich zu, unbeirrbar wie Maschinen.

Müde bin ich, Diamanten sprüht die Nacht.

Über friedliche Bürgersteige, über schlafende Felder hinwandelt mein Fuß.

Eine Regenbogenbrücke spannt mein Lied zu dir, empfangen den zärtlichen Gruß.
Schlafe, gegürteter Erzengel wacht.

Die Wirtschaftslage Oberschlesiens nach der Grenzziehung

Von Dr. A. Schaffrath, Gleiwitz

Weit vorgeschoben nach Südosten war Oberschlesien seit seiner Zugehörigkeit zu Preußen von fremden Mächten eingekreist, mit seiner östlichen Grenze von Rußland und mit einer südlichen und westlichen von Österreich umschlossen. Der Mangel eines gut schiffbaren Wasserweges erschwerte die verkehrsgeographisch zentralkontinentale Lage, die nur durch die Tarifpolitik der vormaligen preussischen Staatsbahn einen gewissen Ausgleich erfuhr.

Durch den von Haß gegen Deutschland diktierten Spruch der Völkervereinigung vom 20. Oktober 1921, der Oberschlesien teilte und damit das ober-schlesische Industrieland zum größten Teil aus seinem in organischer Entwicklung entstandenen Zusammenhange mit dem deutschen Mutterlande riß, erfuhr der deutsch gebliebene Teil des ober-schlesischen Montanbezirks eine ganz außerordentliche Veränderung.

Von den großen Zentren deutscher Industriewirtschaft blieben nur Gleiwitz, Hindenburg und Beuthen bei Deutschland und mit ihnen von dem ganzen weit nach Polen und in die Tschechoslowakei reichenden ober-schlesischen Kohlen- und Erzvorkommen nur ein kleiner, am Außenrand des Gesamtvorkommens gelegener Streifen. Von den 67 Steinkohlenbergwerken blieben 14 deutsch, von den 18 Kokereien kamen 9 an Polen. Der gesamte Eisenerzbergbau ging an Polen über. Von den 16 Zink- und Bleierzgruben wurden 10 zu Polen geschlagen und mit ihnen 70 Prozent der gesamten deutschen Zinkförderung. 22 der in Oberschlesien stehenden 37 Hochofen und damit etwa 62 Prozent der Roheisen-erzeugung wurden polnisch. Von den 14 Stahl- und Walzwerken kamen 9 und von den 25 Eisen- und Stahlgießereien 13, und zwar die leistungsfähigsten an Polen; außerdem noch sämtliche Zink- und Bleihütten und 5 von 8 Zinkwalzwerken. Die Erklärung für diese Linienführung finden wir in der Verteilung der Industrie. Die Zerschneidung des Industriebezirks ist, wie ehemalige Feindstaaten, namentlich England, jetzt deutlich zu erkennen geben, nicht sowohl deshalb erfolgt, um Polen große Werte zuzuführen, als um sie uns zu nehmen.

Neben diesem zahlenmäßigen Verlust für die gesamtdeutsche Wirtschaft ist für die besonderen ober-schlesischen Verhältnisse noch zu beachten, daß eine starke Schädigung durch die Teilung einzelner Betriebe und Konzerne eingetreten ist, indem bald das Rohstoffwerk deutsch und die weiterverarbeitenden Betriebe polnisch wurden, bald umgekehrt. Teilweise ist auch bei den Gruben die Grenze ohne Rücksicht auf die Markscheide mitten durch das bereits vor- und ausgerichtete Gruben-gebäude hindurchgeführt worden.

Die an sich von jeher bestehende ungünstige wirtschaftsgeographische Lage unseres Bezirks, der gewissermaßen um 400 Kilometer in das europäische Festland hineingeschoben ist und rechts und links wirtschaftlich eng liegende und für seine Erzeugnisse recht schwer überwindbare Grenzen hat, ist heute gegenüber dem Vorkriegsstande ganz erheblich verschärft worden. Durch die nicht genug zu beklagende Zerschneidung ist dem eng gewordenen ober-schlesischen Montanbezirk mondsichelförmig von Südwesten über Südosten bis Nordosten ein wesentlich leistungsfähigerer, nunmehr Ausland gewordener Industriebezirk vorgelagert worden, der in seinem eigenen Staate bei weitem nicht volle Absatzbefriedigung finden kann und deshalb nach allen Richtungen seinen Absatz mit Energie auszudehnen sucht. Dadurch ist der deutsch-ober-schlesischen Montanindustrie der Weg nach Süden, Südosten usw. fast gänzlich verlegt worden, so daß sich um so mehr die Not-

wendigkeit ergibt, den Verkehr nach Deutschland hinein zu suchen, um wenigstens teilweise einen Ausgleich für den früheren Auslandsabsatz zu gewinnen.

Der west-obererschlesische Montanbezirk hat seine natürlichen Absatzgebiete in Posen, Westpreußen, Danzig usw. verloren. Ebenso bestehen für ihn auch nicht die geringsten Aussichten mehr, sein wertvolles Vorland in Ost-Oberschlesien, Kongreßpolen, Galizien usw. wiederzugewinnen. Ost-Oberschlesien ist hier der natürliche Erbe Gesamtoberschlesiens geworden. Die Absatzmöglichkeiten nach dem heutigen Österreich, den Nachfolgestaaten der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie und den Balkanstaaten sind gleichfalls infolge der außerordentlich starken tarifariischen Unterstützung der ostobererschlesischen Industrie durch die polnische Staatsbahn sehr gering. Endlich ist Ostpreußen frachtlisch schwer zu erreichen, da eine unmittelbare deutsche Verbindung fehlt.

Wenn durch diese veränderten Grenzverhältnisse an sich schon die Ausfuhr deutscher Erzeugnisse stark gehemmt wird, so hat Polen auch in seiner ganzen politischen Einstellung gegenüber Deutschland das Bestreben, deutsche Waren seinem Hoheitsgebiete fernzuhalten und die deutsche Einfuhr zu erschweren. Ebenso suchen sich die aus der österreichisch-ungarischen Monarchie entstandenen Nachfolgestaaten weitmöglichst abzuschließen und alle industriellen Erzeugnisse in eigenem Lande herzustellen. Die Tschechoslowakei, die in erster Linie in Frage kommt, ist hierzu auch in weitgehendem Maße in der Lage, da sie in dem Kohlenvorkommen von Ostrau-Karwin und den Eisenhütten von Witkowitz und Trzynieź Produktionsstätten besitzt, die die Versorgung des Landes in großem Umfange selbst übernehmen können und ihrerseits sogar auf Ausfuhr angewiesen sind.

Industrielle Autarkiewünsche in den Nachbarländern Oberschlesiens haben zudem den Industrien teils ins Leben gerufen, teils unverhältnismäßig vergrößert, die, selbst wenn sie noch so treibhausartig aufgezogen sind, Oberschlesiens Ausfuhr doch zu blockieren in der Lage sind, zumal sie aller internationalen Arbeitsteilung zuwiderlaufende hochschutzzöllnerisch-protektionistische Bestrebungen ausgelöst haben, die sich bei der politischen Sackgassenlage Oberschlesiens für dessen Absatz stark hemmend auswirken.

Charakteristisch für die Änderung der Verhältnisse sind die

Absatzzahlen für Kohle.

Es betrug der Absatz Gesamtoberschlesiens im Jahre 1913:

nach Deutschland	27 794 116 t = 68,9 Prozent des Gesamtabsatzes,
nach dem Auslande . . .	12 543 099 t = 31,1 " " "
davon nach Rußland . . .	1 669 348 t = 4,1 " " "
nach Österreich-Ungarn .	10 785 607 t = 26,7 " " "

In den Jahren 1925 bis 1927 stellten sich die Verhältnisse für Deutsch-Oberschlesien wie folgt:

Abj a ß	1925	1926*)	1927
nach Deutschland	12 978 798 = 94,6 %	15 263 308 = 91,6 %	17 326 978 = 94,5 %
nach dem Auslande	742 296 = 5,4 %	1 399 270 = 8,4 %	1 004 357 = 5,5 %
davon nach Polen	29 002 = 0,2 %	—	—
nach den österr.	—	—	—

Nachfolgestaaten 695 217 = 5,1 % 759 187 = 4,6 % 1 003 262 = 5,5 %

Die Bedeutung, die der obererschlesische Auslandsabsatz für Deutschland in der Vorkriegszeit gehabt hat, läßt sich daraus ermessen, daß er über 50 Prozent des gesamten deutschen Ausfuhrüberschusses an Kohlen bildete. Auf der Aktivseite unserer Handelsbilanz wurden die ausgeführten obererschlesischen Kohlen mit über 120 Millionen Reichsmark ausgewiesen und schufen dadurch allein schon gegen

*) Englischer Bergarbeiterstreik.

die eingeführten englischen Kohlen einen Ausgleich. Heute beträgt der obererschlesische Kohlenabsatz nach dem Ausland im Durchschnitt etwa 4,5 bis 5 Prozent der gesamten Kohlenausfuhr Deutschlands (ohne Reparationslieferungen) und etwa 3,5 Prozent bei Berücksichtigung der „Wiedergutmachungskohle“.

Durch diese Entwicklung der Absatzlage ergibt sich fast ausschließlich als Hauptausfalltor für den obererschlesischen Absatz die nordwestliche Richtung, so daß Oberschlesien von der Gestaltung der Verkehrsverhältnisse in noch viel weitergehendem Maße abhängig geworden ist, als dies früher der Fall war. Die Forderungen Oberschlesiens auf Verbesserung der Verkehrsmöglichkeiten durch Verbilligung der Eisenbahntarife und den Ausbau des Oberwasserweges sind daher zum großen Teil auch als eine Folge der durch die Versailler und Genfer Diktate bedingten Gebietsabtretungen anzusehen. Dazu kommt, daß gleichfalls als Kriegsfolge die deutschen Eisenbahnen in der Deutschen Reichsbahn A. G. zusammengefaßt worden sind, die ihre Hauptaufgabe in der Erfüllung der Darweschlasten durch einen kaufmännisch erfolgreichen Betrieb sieht, während die früher preußisch-hessische Staatsbahn in großem Umfange daneben die volkswirtschaftlichen und vor allem nationalen Gesichtspunkte berücksichtigen konnte und tatsächlich auch berücksichtigt hat. Wenn diese Veränderung der Absatzlage eine Standortverschiebung bei der obererschlesischen Eisenindustrie nicht herbeigeführt hat, so ist dies weniger auf rein wirtschaftlich-kaufmännische Erwägungen als auf sozial- und nationalpolitische Rücksichten zurückzuführen.

Die Auswirkungen der Verluste auf die einzelnen Industriezweige sind in der deutschen Presse und Literatur häufig erörtert worden. Ich will deshalb nur einige wenige charakteristische Angaben machen. Dabei soll noch mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen werden, daß das sogen. Genfer Abkommen vom 15. Mai 1922 mit seinen 606 Artikeln und einer stattlichen Zahl von Unterabschnitten und Paragraphen, das die Zerschneidung weniger fühlbar machen und eine gewisse Einheitlichkeit des obererschlesischen Industriebezirks aufrecht erhalten sollte, seinen Zweck vollkommen verfehlt hat, wie es von Kennern der Polen schon bei den Verhandlungen darüber vorausgesagt worden ist.

Die deutsch gebliebenen Steinkohlengruben Oberschlesiens förderten im Jahre 1922 8 834 868 Tonnen. Vom Jahre 1924 ab entwickelte sich die Förderung Deutsch-Oberschlesiens wie folgt:

	Tonnen	(1922 = 100)	(1913 = 100)
1924	10 900 259	123,4	98,3
1925	14 272 687	161,5	128,7
1926	17 460 517	197,6	157,4
1927	19 377 830	219,3	174,7

Sie hat sich also in den fünf Jahren seit der Teilung mehr als verdoppelt und ist gegenüber dem letzten Vorkriegsjahr um rund 75 Prozent gestiegen. Diese Entwicklung wurde auf ausdrücklichen Wunsch der Regierung mit allen Kräften gefördert, da aus nationalwirtschaftlichen Gründen der Verlust von Dreiviertel der seitherigen obererschlesischen Steinkohlenförderung, den die Grenzziehung mit sich brachte, so weit als möglich wettgemacht werden mußte.

Die Eisenindustrie wurde bei der Grenzziehung, wie bereits erwähnt, vor allen Dingen durch die Zerschneidung zusammengehöriger Betriebsteile geschädigt. Der zunächst unternommene Versuch, trotz der Grenzziehung in der bisherigen Weise weiterzuarbeiten, mußte als nicht durchführbar aufgegeben werden. Neben einem großzügigen Ausbau der Hütten steht unter diesen Bestrebungen an erster

Stelle der Zusammenschluß der west-oberschlesischen Eisenindustrie, der mit Ausnahme eines Wertes alle deutsch gebliebenen Eisenerzeuger vereinigte.

Die Gesamterzeugung Oberschlesiens war in früheren Jahren rund 1 Million Tonnen Roheisen und etwa ein Fünftel bis ein Viertel mehr an Stahl. Die auffällige Spanne in den beiden Zahlen ergibt sich aus dem Verbrauch von reichlichen Mengen Schrott und weniger Roheisen zur Stahlerzeugung. Auf der deutschen Seite ist Kapazität geblieben etwa für 300 000 t Roheisen und 400 000 t Stahl. Roheisen und Ferromangan wird handelsfertig hergestellt, ebenso Stabeisen, Draht und Drahterzeugnisse, Bleche, Blecherzeugnisse schwerster und feinsten Art sowie Eisenkonstruktionserzeugnisse und endlich sowohl gußeiserne wie schmiedeeiserne Rohre. Es fehlt auf der deutschen Seite eine Walzstraße für Schienen jeglicher Art, so daß nicht einmal der Bedarf der Bergwerke des Reviers an Grubenschienen zurzeit durch die deutsch-oberschlesische Eisenindustrie gedeckt werden kann.

In der Zinkindustrie blieben, wie bereits erwähnt, sechs kleinere Zinkerzgruben deutsch. Drei von ihnen waren aber teilweise wegen Erschöpfung der Erze bereits bei der Grenzziehung stillgelegt. Erfreulicherweise konnten jedoch noch größere unaufgeschlossene Feldesteile für die deutsche Seite gerettet und nach Aufwendung sehr erheblicher Geldmittel durch eine neue Schachtanlage (Deutsch-Bleischarlen-Grube) mit Aufbereitung und Röstanlagen intensiv in Abbau genommen werden.

Der Verlust der Zinkhütten, von denen nicht eine einzige in Deutschland verblieben ist, bedeutet auch für den deutsch gebliebenen Kohlenbergbau und seine Koksanstalten einen großen Nachteil, da die Zinkhütten starke Verbraucher minderwertigen Koksgruses sind. Ein zweiter solcher Verbraucher minderwertiger Staublekohle war die chemische Industrie, von denen nur das an Polen gefallene große Stickstoffwerk Chorzow, das Karbidwerk Prinzengrube und die Sprengstofffabriken in Pniowit, Kriewald und Alt-Berun sowie die Teerdestillation in Bismarckhütte erwähnt seien.

Man ist deshalb sofort nach der Grenzziehung bemüht gewesen, für die schwer absehbaren Produkte des obereschlesischen Steinkohlenbergbaues Verwendungsmöglichkeiten zu schaffen. Ein immer weitergehender Ausbau der Elektrizitätswerke und die Verfrachtung der in obereschlesischen Gruben gewonnenen Energie in Gestalt von hochgespanntem elektrischem Strom an Stelle von Kohle hat nicht nur für die Sortenfrage, sondern auch für die Transportfrage eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Wenn die obereschlesischen Werke auch nicht an die mächtigen Elektrizitätserzeugungsrstätten im Ruhrrevier oder im mitteldeutschen Braunkohlenbezirk heranreichen, so sind doch Kraftwerke mit einer Leistungsfähigkeit von 82 600 kW (Oberschlesische Elektrizitätswerke) oder 65 000 kW (Kraftwerk Oberschlesien der Gräfl. Schaffgotsch'schen Werke) beachtenswerte Größen. Aber auch ein weiterer Schritt in der chemischen Industrie ist bereits in seinen Anfängen getan. Eine Großanlage zur Gewinnung von Karbid und Kalkstickstoff befindet sich als Ausgangswerk durch die Gräfl. Schaffgotsch'schen Werke im Bau und hat mit dem Karbidwerk Anfang Juli 1928 die Erzeugung aufgenommen.

Die west-oberschlesischen, deutsch gebliebenen Werke haben also seit der Schaffung der neuen Grenze mit frischer Kraft versucht, in unermüdlicher Arbeit für die schweren Folgen der Grenzziehung gewisse Ausgleiche zu schaffen. Die erfreuliche Entwicklung in den beiden letzten Jahren, die vielleicht zu einem gewissen Optimismus berechtigt, ist aber — und das darf nicht außer acht gelassen werden — nur durch zwei besondere Umstände möglich gewesen, welche die Absatzmöglichkeiten Deutsch-Oberschlesiens wesentlich begünstigt haben. Es sind dies der Wegfall der Einfuhrkontingente der ostobereschlesischen Erzeugnisse infolge des deutsch-polnischen Zollkrieges und der kurze Zeit darauf nachfolgende britische Bergarbeiterstreik, der eine kräftige Konjunktur auslöste.

Das weitere Schicksal der Entwicklung der deutsch gebliebenen Werke wird wesentlich davon abhängen, in welchem Umfange man den ostobereschlesischen Er-



Raimund Mosler

Schlesische Dorfschenke



zeugnissen im zukünftigen Handelsvertrag mit Polen den Weg nach Deutschland frei gibt.

Selbstverständlich lehnt kein verständiger Wirtschaftspolitiker etwa aus rein politischen Gründen eine handelspolitische Verständigung mit dem östlichen Nachbar ab. Aber jeder Deutsche wünscht, daß der kommende Handelsvertrag auch wirklich eine Grundlage für die Verbesserung der Beziehungen zwischen den beiden Nachbarländern bildet, daß den Opfern, die bei allen derartigen Verträgen von deutscher Seite gebracht werden müssen, auch tatsächlich entsprechende Zugeständnisse der Polen gegenüberstehen.

Was bedeuten nun die deutschen Zugeständnisse an Polen? Der ungeheuerlichen polnischen Forderung auf ein Kontingent von 350 000 t Kohle monatlich steht ein deutsches Angebot von 200 000 t gegenüber und der polnischen Forderung von 600 000 Stück Schweine im Export ist Deutschland mit einem Angebot von 200 Doppelpentnern geschlachteter Schweine entgegengekommen, wobei dieses Kontingent nach dem sogen. Berliner Protokoll zwischen dem Reichsaußenminister und dem polnischen *envoyé spécial* Jadowski noch erhöht werden kann, wenn die entsprechenden Mengen verarbeitet in Form von Schweinefleisch wieder nach Polen ausgeführt werden können.

Auf dem Gebiete von Eisen und Stahl forderte Polen innerhalb der Verhandlungen über seinen Beitritt zur Internationalen Rohstahlgemeinschaft eine Exportquote von 550 000 t, von denen etwa 300 000 t nach Deutschland eingeführt werden sollten. Diese völlig indiskutable Forderung ist selbstverständlich abgelehnt worden. Die Bewilligung eines solchen Kontingentes wäre einfach unverantwortlich. Die polnische Eisenindustrie erhielte damit eine Stoßkraft, die zweifellos die Existenzfähigkeit der deutsch-oberschlesischen Eisenindustrie völlig untergraben würde. Schon die angebotene Einfuhrquote von 15 000 t bringt die ohnehin bestehenden Schwierigkeiten der Eisenindustrie unseres Bezirks auf ein bedrohliches Maß.

Die deutschen Zugeständnisse haben in der Landwirtschaft des Ostens des Reiches und im schlesischen Bergbau außerordentliche Befürchtungen hervorgerufen. Die ohnehin schon wirtschaftlich ums Dasein ringenden östlichen Grenzgebiete fühlen mit Unruhe, wie der deutsch-polnische Handelsvertrag auf ihre Kosten zum Abschluß gebracht werden soll und wie die Wirtschaft ohne Kompensation und Äquivalente einem Druck ausgesetzt wird, der ihre Konkurrenzfähigkeit und die Lebenshaltung ihrer Arbeiter in Frage stellt. Ein Kohlenkontingent von 200 000 t ostoberschlesisch-polnischer Einfuhr würde bedeuten, daß 7000 bis 8000 Bergarbeiter im schlesischen Bergbau nicht mehr beschäftigt werden können. Da ferner in jeder Tonne Kohle an Arbeitslöhnen, Gehältern usw. 6—7 RM. stecken, bedeutet allein das Kontingent von 200 000 t etwa 1,2 bis 1,4 Millionen Reichsmark an Löhnen, die in Schlesien nicht zur Auszahlung kommen würden. Um diese Beträge würde die Kaufkraft allein der Bergarbeiter im Falle eines Handelsvertrages geringer werden. Daß hierneben auch der Bedarf der Gruben an den für den Bergbau benötigten Materialien wie Grubenholz, Sprengstoffen, Ölen usw. zurückgehen müßte, liegt auf der Hand. Welche Summen hierbei für die Kleinindustrie, für den Handel und die Kaufmannschaft in Frage stehen, geht z. B. daraus hervor, daß zwei mittlere Werke rund 3,8 Millionen jährlich durch direkte Werksbestellungen nach einer oberschlesischen Industriestadt fließen lassen.

Diese Verminderung der Kaufkraft wird sich naturgemäß nicht auf die eigentlichen Kohlenbezirke beschränken, sondern sich im ganzen schlesischen Wirtschaftsleben recht unangenehm fühlbar machen. Das sollten sich diejenigen, die nicht laut genug auf den Abschluß eines Handelsvertrages drängen, der bei der Mentalität der Polen durch derartiges Drängen nur herausgezögert wird, recht eindringlich vor Augen führen.



Die deutsche Wirtschaft, insbesondere die obereschlesische Montanindustrie, die durch die Grenzziehung nicht wieder gutzumachende Schäden erlitten hat und die durch ihre verkehrsgeographische Lage in ihrer Konkurrenzfähigkeit aufs schwerste geschädigt ist, würde durch die Erfüllung der polnischen Forderungen in eine Produktions- und Absatzkrise verstrickt werden, die sich gerade auch unter national- und bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten verhängnisvoll auswirken würde. Es kann unmöglich verlangt werden, daß der uns geliebte Teil Oberschlesiens, der in der Nachkriegszeit so schwer gelitten hat, durch völlig unzureichende und unzuverlässige Wasserwege gegenüber jeder anderen Konkurrenz benachteiligt und mit der Durchführung des Mittellandkanals immer stärker in der Erhaltung seines Hauptabzagsmarktes Groß-Berlin bedroht ist, zum größten Teil die Lasten des Handelsvertrages auf seine Schultern nimmt.

Nur ein Handelsvertrag auf dem Gegenseitigkeitsprinzip darf in Frage kommen, denn ein Handelsvertrag ist, wie der Reichsaußenminister erklärt hat, keine Liebes- ehe, sondern nur ein Kaufgeschäft wie jedes andere.

Die obereschlesische Montanindustrie, die aufs engste mit der Förderung und Stärkung des Deutschtums und seiner Kultur in der umbrandeten Südostmark des Reiches zusammenhängt, steht in einem so schweren Existenzkampf, daß ihr eine droßelnde Belastung nicht ohne entsprechende Kompensationen zugemutet werden kann. Den offensibaren wirtschaftlichen Fortschritten auf industriellem Gebiet in West-Oberschlesien steht eine nach wie vor schwere Krise des Handels gegenüber, der unter dem Verluste an Absatzgebieten außerordentlich leidet. Wenn der Osten landwirtschaftlichen wie industriellen Absatz auf dem innerdeutschen Markt mit Rücksicht auf die Verkehrslage nicht mehr findet, so ist er zum Absterben verurteilt. Oberschlesien braucht billige und leistungsfähige Versandstrecken für die Erzeugnisse seiner Industrien, deren Blühen — wie die Geschichte lehrt — über den wirtschaftlichen Vorteil für Deutschland hinaus zugleich eine Sicherung unserer völkischen Ostfront bedeutet. Eine wirkliche, dauernde Konsolidierung und Sanierung der westerschlesischen Wirtschaft ist daher neben einem vernünftigen Handelsvertrag mit Polen nur dann möglich, wenn auch die Verkehrsverhältnisse besonders durch Förderung der obereschlesischen Verkehrsprojekte, der damit eng zusammenhängenden beschleunigten Fertigstellung des Staubeckens Ottmachau und den Bau weiterer Staubecken möglichst schnell gebessert werden.

Die obereschlesische Frage ist eine gesamtdeutsche und erfordert mindestens das gleiche, vielleicht sogar noch ein größeres Anrecht auf Reichs- und Staatshilfe, wie solche dem Westen in so viel stärkerem Umfange bereits gewährt worden ist. Es muß als oberste Forderung aller Staatspolitik gegenüber Oberschlesien die Notwendigkeit bezeichnet werden, an der neuen, aller Vernunft widersprechenden Grenze entlang einen breiten Gürtel deutscher Kultur zu schaffen. Diese muß sich neben planmäßiger bäuerlicher Siedlung und jeder möglichen Hilfe für die Landwirtschaft auf eine kräftige Stärkung der Industrie stützen. Alle Energien müssen eingesetzt werden, um das zerrissene Oberschlesien wieder zu beleben und es so zu kräftigen, daß es ihm auf die Dauer ermöglicht wird, seine wirtschaftlichen und nationalen Aufgaben als Grenzland gegen den Osten zu erfüllen. Die ganze Provinz erwartet deshalb mit besonderer Hoffnung auf Reich und Staat, daß auch Oberschlesien, wie es im vergangenen Jahr bei Ostpreußen geschehen ist, endlich die so dringend benötigte staatliche Fürsorge erhält. Möchten den so vielfach abgegebenen ministeriellen Versprechungen endlich auch die entsprechenden Taten folgen!



Die große Bosaune

Von Robert Kurpiun. Feistretscham.

Er war eine Hauptperson im Städtchen, der alte, biedere Liborius Struppel, die Ordnung, Gewissenhaftigkeit, unnachsichtliche Strenge und Grobheit in einer Person. Tagaus, tagein, vom Frühhahnenstreich bis zu der Eule Nacht- ruf, vom ersten Frühlingstage, sobald das neugierigste aller Schneeglöckchen sich aus der grauen Erde befreite, bis dahin, wo der schneegezwängerte Herbststurm die letzte Sonnenfreude aus dem Lande segte, wanderte Herr Liborius Struppel durch die Gänge und um die Beete des Stadtparks, seines strengen Amtes waltend.

Wehe, wen Herr Liborius Struppel, weiland königlich preussischer Unter- offizier und Stabstrompeter, danach wohlbestallter Eisenbahnweichensteller erster Klasse und jetzt, im Ruhestande, aus wirtschaftlichen, Natur- und Kriegsgründen ehrfamer städtischer Parkpfleger und Aufseher, bei seinen feierlichen Umgängen auf verbotenen Wegen antraf! Er hatte nichts zu lachen.

Schon das Äußere des breitschultrigen, großen Mannes flößte — aus der Entfernung betrachtet — allerlei Respekt ein. Kam der Riese näher, so tauchte in dem hageren Knochenantlitz eine mächtige Adlernase auf, darunter ein grimmiger Schnauzbart, wie zwei Fuchsschwänze groß, und darüber ein von dichtem Busch- werk umwuchertes Augenpaar, aus dessen tiefen Gewittergründen Blicke auf jeden Übeltäter hervorschossen. War dieser aber nahe genug heran und hatte es zu blitzen aufgehört, so schaute er in die Augen eines großen Kindes von siebzig Jahren. Und sie leuchteten so blau, wie Kornblumen im Feld nach Sonnenaufgang, und so tief, wie ein klarer Brunnen, worin sich der hehre Gotteshimmel nach einem entlassenen Gewitter spiegelt.

Wirklich furchterregend an Herrn Liborius Struppel aber erscholl die aus seiner breiten Brust dahersiehende mächtige Stimme. Ihr Donner übertönte alles und gelkte dem Sünder wie die Stimme des Gerichts in den Ohren. Sie erreichte ihn im entferntesten Teile des Parks oben in den Tannen; sie überraschte ihn hinter den haushohen Halden im dichtesten Buchengebüsch, nachdem die scharfen Blickaugen ihre erspähende Arbeit mit Erfolg, verrichtet hatten. Und wie fuhr sie ihn an! Ob die Flut der tadelnden, drohenden, niederschmetternden oder ver- nichtenden Worte nach dem großen, mittleren oder kleinen Zornlexikon hervorbrach, war unerheblich. Schon das kleine genügte, um wie ein Hagelwetter auf den Sünder, den Bux, den Pionon, den Hacher, den Malefizkerl niederzuprasseln. Herr Liborius Struppel hatte seinerzeit in der Regimentskapelle das große Bom- bardon voll Kraft und Innigkeit geblasen. — —

War eine gottvergessene Zeit, der nun schon dreijährige Krieg. Der böse Hunger, die fressende Not, der Mangel väterlicher Zucht hatten namentlich unter der Jugend Verheerungen angerichtet. Der Stadtgärtner war auch ins Feld gerückt; etliche alte Männlein und Weiblein hielten mühsam den großen Park sauber, angelernt und überwacht durch die obrigkeitliche Würde von Herrn Liborius Struppel, die sich äußerlich in einer alten, blauen Dienstmütze mit dem Gemeindewappen daran, einem dicken Eichenstock gegen schwere und einer schlanken Haselgerte gegen leichte Vergehen kund und bemerkbar machte. Mit der letzteren namentlich versuchte er in der schlimmen Zeit, wo alles Ersatz war, die fehlende väterliche Einwirkung auf die Hosenböden der Nachkommenschaft zu ersetzen. Wäre oft sehr vonnöten gewesen, wurde aber doch nur selten durchgreifend besorgt. In den meisten Fällen behielt es bei Donner und Blitz ohne Einschlag sein Verwenden.

„Ihr Malefizkerle verpuchte! Rennen die dreimal ungewaschenen Lämmels wieder über den frischen Rasen! Hat's nicht genug Wege im Park, ihr Sauköppe elendige! Natürlich, wieder die Realschüler, wie immer! Wart' ich werd' euch das Fell über die langen Ohren ziehen, ihr Banditenpack verpuchtes!“

Und der Alte setzte sich schnaufend in Eiltempo, die Übeltäter zu greifen, die um die Beete herum die wilde Verfolgung der flüchtenden Russen hinter Warschau mimten. Ob sich in Änderung der Rollen der Alte auch noch so mühte, die entweksten russischen Bösewichter zu erwischen, wenn er auf dem Tatort erschien, waren sie über alle Berge und warfen ihm aus gesicherter Aufnahmestellung höhnische Spottrufe herüber.

„Große Posaune! Große Posaune! Jericho!“ Dieser Ruf entriestete Liborius Struppel in besonderem Maße. Atemlos vom schnellen Lauf, erhitzt und zornig, rot wie ein Puter wollte der Alte die Verfolgung fortsetzen. Doch der Wind war ihm ausgegangen. Nur ein ohnmächtiges, unterdrücktes Gebrumm entfuhr dem Gehege seiner Zähne, untermischt mit ein paar zuckenden Blitzen aus dem abziehenden Gewitter der großen, zornfunkelnden Augen.

„Nun, Herr Struppel, warum so böse?“ Ich war ein häufiger Besucher des Parks und hatte meine stille Freude an dem Alten.

„Ach, Herr Doktor, die verpuchten Sauköpfe, die elendigen haben wieder . . .“

„Ich bin nicht Doktor, Herr Struppel, Sie wissen's doch.“ Er sollte auf andere Gedanken kommen, sich beruhigen. Damit glaubte ich ihm zu helfen. Später erfuhr ich, daß man das Gegenteil damit bei ihm erzielte.

„Für mich sind Sie der Herr Doktor.“

„Ich hab' kein Anrecht auf diese Würde.“

„Ganz egal! Ich les' Ihre Bücher, und wer so schreiben kann, daß einer dabei lachen und zugleich weinen muß, so von drinnen raus, der ist wie ein richt'ger Doktor, der die Leute gesund machen will.“

„So so! Also ein Mediziner?“

„Jawoll, Herr Doktor! Sehen Sie zum Beispiel: Ich les' im ganzen Winter, wo hier Schnee liegt, viel die Zeitung, auch Bücher. Das ist rein wie beheizt! Immer und immer ein Weib zwischen zwei Kerlen, oder noch schlimmer, ein Kerl zwischen zwei Weibern. Wie die Kater im März! Der Deiwel soll das holen! Als ob die ganze Welt bloß von ein paar Weibern verrückt gemacht wird!“

„Und bei mir?“

„Schwerenot, Herr Doktor; da ist doch noch was andres bei! Sehen Sie, ich bin vierzig Jahr mit meiner Lotte zusammen, glücklich, und bin dem Herrgott dankbar für jede Stunde, die er uns dazu geschenkt hat. Denn meine ist ein Weib das der Herrgott am Sonntag geschaffen hat. Jedes rechte Weib ist für den Mann wie der schöne, stille Sonntag. Aber dabei sollen wir nicht vergessen, daß dazwischen immer sechs Werkstage liegen, heiß und schwer, wo man verpucht anderes zu denken und zu tun hat, als hinter jeder Schürze herzumiefen. So soll's auch in den Büchern sein, Herr Doktor. Das sind ich bei Ihnen, und drum nenn' ich Sie so.“

Nichts zu machen; ich blieb für den Alten der Doktor, und es bildete sich zwischen uns eine Art Seelenharmonie heraus, die durch meine fleißigen Parkgänge ständig bereichert wurde. Der Alte war immer da und versah sein Amt mit geradezu rührender Hingabe.

Oft sah ich ihn vor seinen Beeten und Büschen stehen und mit seinen Erdfindern in Frage und Antwort beredete Zwiesprache halten.

„Siehst du, alter Junge! Ganz gut, daß man mal kurz gehalten wird. Jeze da haßt du einen ganz anständigen Wuschelkopf, und vorher da wollten dir alle Haare ausfallen. Gebrummt hast nich schlecht, aber jeze, da bist zufrieden, gelt?“ Der also Angeredete war ein ehrbarer Weidenstumpf, der durch kunstgerechten Schnitt eine dichte Krone erhalten hatte.

Und einer sehr bejahrten Kastanientante machte Herr Liborius ernsthafte Vorhaltungen, daß sie jedes Jahr noch immer Hunderte von Kindern in die Welt setze, ohne sich um deren staatsbürgerliche Unterbringung und Rußbarmachung

im geringsten zu sorgen. So unterhielt er zu allen seinen Pfléglingen die engsten persönlichen Beziehungen.

„Der Park ist ein großes Heerlager,“ versicherte er eines Tages stolz. „Alle Waffen sind hier vertreten. Sehn Sie dort hinten auf der Höhe die sechs großen, hochbeinigen Kiefern in zwei Gliedern! Von weitem gegen den Abend gesehen, sind sie wie eine Kavalleriepatrouille, die über den Berg heraufkommt. Und hier diese Blaufichten, Prachtkerle“ — der Alte strich zärtlich über das blanke Nadelwerk der stattlichen Koniferen — „das sind meine Offiziere, immer wie aus dem Ei gepellt. Und der größte dort, das ist der General!“ Dabei klappte der Alte die Hacken zusammen und legte mit humorvollem Ernst die Rechte vorschriftsmäßig an die Mütze.

„Und die roten Salven drüben?“ fragte ich.

Da nahm das Antlitz von Herrn Liborius Struppel ein äußerst püffiges Aussehen an. Um die Schnurrbartenden zuckte es, hinter den buschigen Brauen wiperten Schelme, verschmißt kniff der Alte das linke Auge zu, legte die Hand vor den Mund und raunte mir zu: „Das sind die süßen, kleinen Mädchen, Herr Doktor! Aber bloß für den Sonntag, wenn der Soldat Urlaub hat, verstanden?“

So hatte er all sein Heeresvolk im Park sinnvoll gruppiert und fest in der Hand, während draußen im Feld die Heeresmäulen der ganzen Welt auseinanderstießen und über blutgetränkte Felder dahinstampften.

„Jeze da muß ich fort, Herr Doktor! Sehn Sie, dort kommt wieder so 'n Bux, 'n Hacher von Landstreicher, 'n feindlicher Spion, der in meine Stellung einschleichen will. Den werden wir gleich abfangen.“

Ich sah noch nichts. Das alte Soldatenaue durchspähte auch das dichte Gehölz. Er verschwand. Augenblicke darauf hörte ich seine schmetternde Stimme auf den gefährlichen Spion losfahren und sah den abgeschlagenen Feind querüber schleunigst das Feld räumen.

Eines anderen Tages saß ich allein auf einer verdeckten Bank in unmittelbarer Nähe einiger Gemüsebeete, die Struppel für die städtische Kriegsküche fürsorglich angelegt hatte. Sie stießen an ein dichtes Gebüsch.

Jetzt löste sich daraus ein etwa zehnjähriger, dürrig gekleideter, hohlwangig blasser Junge, raufte etliche Radieschen aus, wischte mit der Hand die Erde ab und verschlang heißhungrig einen Teil seines Raubes. Plötzlich tauchte dicht hinter ihm aus dem Buschwerk der Kiese auf. Wie ein Schraubstock legte sich seine schwere Hand um des Knaben schmale Schulter, und eine Donnerstimme fuhr den zu Tode Erschrockenen an:

„Hab ich dich endlich, Spitzbub verpuchter! Lang genug hab ich auf dich gepaßt. Aber jeze da sollst du deinen Dejem kriegen, du Lausbub elendiger!“

Der Alte kochte vor Zorn und erhob den Haselstock.

Der Junge, vor Schreck erstarrt, keines Wortes mächtig, zitterte am ganzen Leibe. Den Rest der Radieschen hatte er fallen lassen. Als er die Gerte über sich sah, kam Leben in den matten Körper. Doch zum Widerstand, sich zu befreien, kam es nicht; nicht einmal zu einem Versuch, reichte es hin. Nur die weit geöffneten angstvollen Augen sprachen; der schmale Mund des Jungen blieb stumm. Doch aus der Stummheit schrie ein Wort, ein einziges Wort: Hunger!

Dies ein Wort schien des Alten Ohr zu treffen und weiter seinen Weg zu nehmen. Ich sah, wie er unsicher wurde, wie seine Lippen sich bewegten, wie er die drohende Gerte sinken ließ.

„Wie heißt du, Junge?“

„Berka Frits,“ kam es tonlos zurück.

„Wieviel Kinder seid ihr?“

„Acht.“

„Was ist dein Vater?“

„Tischler.“

„Ja so! Er ist Soldat?“

„Er ist tot.“

„Gefallen?“

„Ja!“

„Wann?“

„Gestern schrieb der Hauptmann.“

Ein Augenblick Stille; ein tiefer Atemzug, hingesternd, brennend vor Weh und Not; nicht nur in den beiden. Er zuckte um die Kelche der Gräser und Blumen, er hauchte durch das Dunkel der Büsche, strich über die schweigenden Wellen des Teiches, stieg durch das Licht der hohen Baumwipfel und versank in die dunklen Tiefen der Berge unter den Halden und Schächten, von dannen er gekommen war. Des Alten Hand löste sich sanft von des Knaben Schulter und fuhr fast zärtlich über den blonden Scheitel.

„Weiß schon. Deinen Vater da — kannt ich. Gott hab ihn selig! War ein rechtschaffener Mann.“

Stodend kamen die Worte wie ferner dumpfer Donner.

„Auch deine Mutter. Hat sie dir erlaubt, hier was zu holen?“

„Nein, nicht sagen, lieber Herr Struppel, nicht sagen!“ Es war das erste Wort, das sich zuckend aus dem Tiefsten der Kindesseele herausquälte. Es besiegte den Alten. Ich sah seine Hand zittern, als er damit über seine Augen fuhr. Ob er mit ihr etwas Unmännliches fortwischte, vermochte ich nicht zu erkennen, wohl aber, daß jetzt dieselbe Hand in die Rocktasche griff, einen in Papier gewickelten Gegenstand, die eigene Brotschnitte, herausholte und dem Knaben hinreichte. Es wird eben nicht viel gewesen sein in der Zeit, wo die wöchentliche Fütterung für jedermann ganze zwanzig Gramm betrug; aber es war alles. Alles für den Geber, dessen schwerer Körper, nur aus Haut und Knochen zusammengefügt, jetzt ohne diese Bauhilfe zusammengehalten werden mußte.

„Nimm und geh nach Haus! Du sollst nicht stehlen, verstanden? Das tut keiner, der ein Mann werden will wie dein Vater!“

Der Junge, die Brotschnitte in der Hand, stand eine Weile, sah den Alten an, wußte nicht, was er sagen sollte. Da hob Struppel noch die entfallenen Radieschen auf und reichte sie ihm hin.

„Zehe mach, daß du fortkommst! Und wenn ihr mal zuviel Hunger habt, so sag der Mutter, daß der alte Struppel nicht soviel zum Leben braucht.“

Damit wandte er sich und verschwand im Park.

Der Knabe schaute ihm lange nach; dann lief er, die Schnitte heimtragend, eiligt zur Stadt.

In der folgenden Zeit traf ich den Jungen oft an der Seite des Alten im Park. Recht und Unrecht schienen aneinander Gefallen gefunden zu haben und dabei nicht schlecht zu fahren. Die steifen Beine des Rechts wurden durch die flinken des Gegenparts beweglich gemacht, und die größeren Bissen des Rechts halfen dem ewig hungrigen Magen des Unrechts auf den Weg der Tugend.

So konnte mit Hilfe des also gebändigten Unrechts manche Schandtät ihrer verdienten Sühne zugeführt werden. An einem blauen Montag früh ein gewaltiger Aufruhr im westlichen Parkteil bei den Spielplätzen und in der aufgepeitschten Seele von Herrn Liborius Struppel. So hatte ich ihn noch nie wettern hören. Alle Strafen des Himmels und der Erde kommandierte er auf die Übeltäter herab, eine Schar nichtsnutziger Lehrlinge, die sämtliche Bänke im Park umgeworfen und mehrere zerbrochen hatten. Mit Hilfe von Fritz Verka hatte der Alte einen der bösen Buben, der zu Fall gekommen war, erwischt. Ich kam gerade dazu, als er dem Erwischten mit der Haselgerte eine empfindliche Abreibung verabfolgte. Herr Liborius war völlig aufgelöst und außer sich.

„Nun hab ich's satt, Herr Doktor, ganz satt! Zu Tode ärgern kann man sich. Diese Bande verpuchte! Die Bänke zerschmeißen, Äste und Bäume abbrechen, den Rasen zertreten, Blumen abreißen, überall Schweinerei machen — und am schlimmsten diese Buxe von Lehrlingen, Lumpenpack elendiges! Der Schlag kann einen treffen. Ich mach nich mehr mit, nich in die Hand! Heut noch sag ich's dem Bürgermeister. Hab meine Pension, nich nötig, meine Finger an jedem Dreckler zu versauen!“

„Aber Herr Struppel, Sie werden doch nicht! Denken Sie, was soll aus dem Park werden, den Sie so fein im Schuß haben?“

„Mir ganz egal, Herr Doktor! Das Pack verdient überhaupt keinen Park.“

Er war diesmal nicht zu beruhigen, ging aufs Rathaus und erklärte, sein Amt nicht mehr weiter versehen zu wollen. Tatsächlich blieb der Park mehrere Tage ohne Aufsicht. Die Übeltäter frohlockten; es ging drunter und drüber. Da erfuhr ich, daß Herr Liborius zu Hause sehr krank geworden sei, und beschloß, ihn am folgenden Tage zu besuchen.

In der nächsten Morgenfrühe aber traf ich zu meinem Erstaunen den Vermissten wieder im Stadtpark in voller Tätigkeit. Etwas blaß schaute er aus; doch die Gewalt seiner Stimme hatte nicht gelitten, schien vielmehr durch die vorangegangene Ruhepause noch stärker und durchdringender geworden zu sein.

„Recht so, daß Sie wieder da sind, Herr Struppel!“

„Na ja,“ gab er klein bei, „s war ja nicht mehr anzusehn, sagte der Herr Bürgermeister. Da bin ich halt wieder gekommen.“ Er schien aber etwas betreten, als hätte er ein schlechtes Gewissen. Nachmittags erzählte mir Frau Lotte, die ihrem Ehegemahl das Essen gebracht hatte, es wäre zu Hause nichts mit ihm anzufangen gewesen. Fast trübsinnig und meschugge sei er geworden und hätte starkes Fieber gehabt.

„Weil er nichts zu tun gehabt hat,“ meinte ich.

„Ach nee!“ entgegnete die Frau lächelnd. „Er hatte zu Hause nichts zu wettern und zu frachen. Davon wurd' er krank. Heute ist er wieder ganz auf dem Damm. Ist sonst ein seelensguter Kerl, mein Liborius; aber er braucht das Krachschlagen zur Gesundheit wie der Hund das Wollen und den harten Knochen.“

So war es. Mit verklärtem Gesicht schritt der Alte um die Beete und Büsche, und dann hörte ich ihn drüben am Teich, wo die Übeltäter die Goldfische zu angeln versucht hatten, mit der vollen Kraft seiner zu großen Lungen alles nachholen, was er in der Fehlzeit versäumt hatte.

Der Park war wieder im Lot. Auch in der bösen Zeit nach Kriegsende und in den wilden Jahren der oberschlesischen Abstimmung und der Aufstände, wo die Kugeln kreuz und quer durch seinen geliebten Stadtpark pfiffen, wich Liborius Struppel keinen Augenblick vom Plaze. Ich sehe ihn noch in den schlimmsten Tagen des Maiaufstandes, wo die polnischen Insurgenten den Park unsicher machten, Besucher verfolgten, mißhandelten und verschleppten, regelmäßig seine Rundgänge durch die Anlage besorgen. War er sonst stolz, wenn täglich Tausende seine Gäste waren und seine Kunst bewunderten, so stand er jetzt, wenn die Gefahr am größten war, stundenlang am Eingange des Parkes, um die Besucher vor dem Betreten des lebensgefährlich gewordenen Geländes zu warnen und zurückzuhalten. Damit hatte er nicht wenige aus der Stadt vor schwerer Gefahr bewahrt. Ihm selbst galt sie nichts.

Dann kam der unselige Tag, wo Stadt und Park und Umkreis vom Reiche abgerissen wurden.

Die Sonne verlor ihren Schein, die Zusammenhänge des Lebens zerrissen, Finsternis brach über Land und Seelen. Trüben Sinnes schritt ich an einem dieser Herbsttage durch das raschelnde Laub der leer gewordenen Parkgänge. Leer war es auch in mir. Da trat mir der Alte entgegen, finster, verstört. Ein kurzer Gruß.

„Sagen Sie, Herr Doktor, wie ist das möglich?“
 „Möglich ist nur, was man sich gefallen läßt, Herr Struppel.“
 „Oder gefallen lassen muß, wie der Wehrlose das Raubtier,“ setzte er hinzu.
 „Auch recht; darum wissen wir, woran es fehlt. Aber Wehr und Waffen müssen aus der heißen Schmiede des Herzens kommen. Sonst taugen sie nichts.“
 „Das erleb ich nicht mehr.“
 „Zur Hoffnung ist niemand zu alt.“
 Der Verzagte schüttelte verneinend das greise Haupt. „Ein alter Stubben wird nicht mehr grün.“
 „Aus den Gräbern guter Menschen sprießen die schönsten Blumen, Herr Struppel.“

Da sah er mich mit einem tiefen Blick seiner blauen Augen lange an. Dann richtete er sich straff empor.

„Wir bleiben doch hier, Herr Doktor?“

„Ich bleib hier, Herr Struppel.“

„Dann ich auch! Sind doch ebenso Menschen, die da kommen, und wird sich mit ihnen leben lassen.“

„Hoffen und versuchen wir's!“

Wir taten es und blieben. Liborius Struppel versah weiter wie bisher sein ihm liebgewordenes Amt, und im folgenden Frühling schien es, als ob Busch und Baum und Blumen seine Treue durch doppeltes Wachstum lohnen wollten.

Aber die Zuversicht auf ein gedeihliches Zusammenleben mit den neuen Herren unterlag bald den stärksten Belastungsproben, obgleich Liborius Struppel die alte, liebe Preußenfahne still abgelegt und für bessere Zeiten, die er trotz allem noch zu schauen hoffte, im Schrein aufgehoben hatte. Den polnischen weißen Adler an seine ehrliche blaue Mütze zu stecken — das vermochte er nicht über sich zu gewinnen.

Eines Tages brachte er die polnische Dienstmagd einer Warschauer Familie, die mit mir im Hause wohnte, beim Arme herangeschleift, nachdem ein kräftiger Anschnauzer seinerseits als Wirkung auf dem Antlitz der Magd nur ein halb dummes, halb freches Lächeln hervorgebracht hatte. Die Übeltäterin, deren Name Struppel jetzt feststellen wollte, hatte ohne Bedenken eine ganze Schürze voll Astern und Verkojen von den Parkbeeten entwendet, um damit ihre Kammer zu schmücken.

„Herr Doktor, was sind das für Menschen! So was passiert jeden Tag. Sie nehmen alles. Entweder sie wissen nicht, was mein und dein ist, oder sie sind so frech, daß sie sich bei uns darum nicht kümmern wollen. Ein paar Duzend hab ich schon angezeigt. Bestraft wird keiner.“

„Sie werden's allmählich lernen,“ beruhigte ich.

„Wie die Elster das Ehrlichsein.“ Liborius Struppels Seele war tief verletzt und wollte keine Beruhigung annehmen.

Etlche Zeit später manövrierte bei der Stadt eine Abteilung der neuen polnischen Garnison, benutzte dazu auch den Stadtpark und setzte unbedenklich und ohne Rücksicht mit Mann und Roß über die Beete und Anlagen hinweg. Liborius Struppel kochte vor Empörung und Zorn. Er fuhr auf einen der kommandierenden Offiziere los und machte ihm in gut oberschlesischem Polnisch klar, daß es eine Gemeinheit sei, den Park, dessen Pflege soviel Geld und Mühe koste und der zur Freude und Erholung für alle da sei, unnötiger Weise so zu verwüsten. Platz und freies Feld seien genug in der Nähe.

Sei es, daß Struppels Polnisch oder seine Ausführungen den Warschauer Polen belustigten oder reizten, er brach in schallendes Lachen aus, und seine Mannschaft lachte pflichtschuldigst mit. Darob packte Liborius Struppel eine solche Wut, daß er halb polnisch, halb deutsch mit einer Wortkanonade auffuhr, die zum Trommelfeuer anschwell. Folge: Der polnische Leutnant ließ Struppel verhaften und ab-

führen. Es wäre ihm sehr übel ergangen, wenn nicht das beruhigende Dazwischentreten des Bürgermeisters, der den Regimentskommandeur über des Verhafteten Art aufklärte, Struppel wieder befreit hätte. Aber sein Vertrauen auf ein gedeihliches Zusammenleben in der Zukunft war im tiefsten Grunde erschüttert worden.

Kurze Zeit danach trat ein Ereignis ein, das den leidenschaftlichen Naturfreund vollends umwarf. An einem Spätnachmittage im September traf ich ihn vor seiner Blausichtengruppe stehen, beide Hände vor sich auf den Stod gestützt, den Kopf tief gesenkt, die ganze hohe Gestalt zitternd in sich zusammengefunken. Ein paar Schritte abseits gingen drei polnische Ulanen den Gang hinab und nestelten an ihren schweren Säbeln.

„Was gibt's, Herr Struppel?“

Er hörte mich nicht. Noch einmal mußte ich fragen. Dann hob er langsam den Kopf. Das Gesicht war fahl, die Muskeln zuckten, Tränen rollten dem Alten über die zerfurchten Wangen. Er blieb stumm und zeigte nur mit der Hand auf die Gruppe der Bäumchen vor sich. Da sah ich erst, daß die wohl drei Meter hohen prächtig gewachsenen Blausichten, die Lieblinge des Alten, in halber Manneshöhe mit glatten Streichen, die nur von einem scharfen, schweren Säbel herrühren konnten, abgeschlagen waren. Traurig lagen die Wipfel am Boden, zu Tode getroffen. Nur das kleinste der Bäumchen war verschont geblieben.

Ein Schauer durchfuhr mich, ein Gefühl von Zorn, Ekel und Abscheu, wie ich es kaum je empfunden hatte. Mein Blick verfolgte die drei abziehenden Ulanen; die Zusammenhänge lagen klar.

„Haben Sie es nicht hindern können, Herr Struppel?“

„Ich kam zu spät. Es war schon geschehen.“

„Warum?“

Er zuckte die Schultern.

„Ein wildes Tier schlägt nur, was es frißt. Wenn's hoch kommt, daß es ihm wie ein Tiger das Blut austrinkt. Die dort . . .“ Er vollendete nicht. Seine Stimme versagte.

Der Alte wandte ein paar Schritte vor. Dann wandte er sich zu mir um.

„Ich hab hier — nichts mehr zu tun — Glück auf — Herr Doktor!“ Schlep-penden Ganges schritt er von dannen.

Es wäre vergeblich gewesen, ihn umzustimmen; das fühlte ich. Es war etwas in ihm zerbrochen, das sich nicht wieder heilen ließ. Er mußte gehen.

Den Park betrat der Alte nicht mehr. Kurze Zeit danach hieß es, er sei mit Weib und Habe nach Deutschland abgewandert. —



Katholische Deutschumsarbeit in Ost-Oberschlesien *)

Von Ewald Ewient, Königshütte.

Sechs Jahre sind vergangen, seit der Spruch des Votschasterrates mitten durch unsere obereschlesische Heimat den Trennungsstrich der neuen Grenze zwischen Deutschland und Polen gezogen hat. Sofort mit der Übergabe des an Polen abgetretenen Teiles Oberschlesiens begann jener unsäglich harte Kampf der deutschen Minderheit um die Wahrung ihres Volkstums, der von Jahr zu Jahr schwerer geworden ist. Man braucht nur an die systematisch fortschreitende Unterdrückung der deutschen Schule zu denken, die bisher durch keine der internationalen Instanzen, denen der Schutz der Minderheiten obliegt, auch nur im geringsten aufgehalten werden konnte.

Die deutsche Minderheit in Ost-Oberschlesien ist deshalb darauf angewiesen, aus sich heraus Kräfte zu gewinnen, die der gewaltsamen Polonisierung wirksamen Widerstand bieten können. Es ist keine leichte Aufgabe, diese Kräfte zu finden, zu entwickeln und lebendig zu erhalten. Man hat es leider in früheren Jahren nicht verstanden, vielleicht nicht einmal für notwendig gehalten, den Oberschlesier nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich in den deutschen Kulturkreis so einzu beziehen, daß äußere Umstände bestehende feste Zusammenhänge nicht zu zerreißen vermocht hätten. Es ist heute nicht an der Zeit, alte Wunden rücksichtslos aufzureißen. Einiges aber muß zum Verständnis der geistigen Lage, in der die Los-trennung vom Deutschen Reiche den Oberschlesier traf, hier doch gesagt werden.

Die Stunde der Entscheidung fand in Oberschlesien Menschen, die bei der Volksabstimmung in ihrer überwiegenden Mehrzahl nicht daran dachten, mit ihrem Stimmzettel den Willen zur Loslösung aus nationalen Gründen zu dokumentieren. Die polnische Propaganda hatte das ganz richtig erkannt und mit positiven nationalen Momenten nur wenig operiert. Dagegen konnte sie umso wirksamer an eine doppelte Unzufriedenheit appellieren: an die Mißstimmung über wirtschaftliche und vor allem soziale Nöte und an das Gefühl einer gewissen staatsbürgerlichen Benachteiligung.

Man darf sich nicht wundern, wenn dieser Appell nicht erfolglos blieb. Der Oberschlesier ist nicht verantwortlich dafür zu machen, daß man zuerst die Schätze des Landes entdeckte, den Menschen und seine Seele aber vergaß. Die Entwicklung Oberschlesiens, die sich zudem in übersteigertem Tempo vollzog, wurde ausgesprochen industriell. Der ständige Kampf ums Dasein verschlang in steigendem Maße alle Kräfte und führte schließlich zu einer stark materiellen Einstellung, die wirtschaftlichen Versprechungen leicht zugänglich war. Die Sorge um das tägliche Brot ließ zur geistigen Entwicklung keine Zeit.

Dazu kam, daß man erst allzuspät daran ging, den Oberschlesier als vollwertiges Glied der staatlichen Gemeinschaft anzuerkennen und zu behandeln, an der er seinerseits ganz ohne Zweifel mit wachsender Anteilnahme hing; daß sie einseitig blieb, verkümmerte und fremde Einflüsse nicht innerlich gerüstet ablehnen konnte, ergibt sich somit als unausbleibliches Resultat der Tatsache, daß der Oberschlesier nur zu oft das Wesen des Deutschtums in dem geistig unnahbaren, wesensfremden Beamten oder dem sozial noch unnahbareren Industriellen verkörpert sah, die beide seine Opposition gefährlich reizten.

Als geänderte Zeiten mit der Erkenntnis dieser Fehler — wenigstens auf seiten des Staates — die Hoffnung brachten, daß es dem Oberschlesier endlich möglich sein werde, sich geistig zu finden und zum ganzen Menschen zu werden,

*) Die sonstige deutsche Kulturarbeit in Ost-Oberschlesien soll im nächsten Jahrgange gewürdigt werden.

der über sich selbst verantwortlich zu bestimmen in der Lage sein konnte, brach mit der Abstimmungszeit alle Tragik des Schicksals über ihn herein. Die beginnende Entwicklung und mit ihr der obereschlesische Mensch wurde von der polnischen Propaganda, der sich die deutsche aus taktischen Gründen — es fehlte aber auch ihr die Möglichkeit, einfach das Gefühl der Treue zu Staat und Volkstum wachzurufen — anpassen mußte, förmlich erschlagen.

Die Quellen, die damals verschüttet wurden, wieder freizulegen, war und ist nun erste und wichtigste Aufgabe. In dem deutsch gebliebenen Teile Oberschlesiens hat man sie, soweit das von hier aus beurteilt werden kann, schon in weitem Umfange erfüllt. Man hat dafür gesorgt, daß die Bevölkerung den Staat durch ihrem Wesen verwandte oder nahestehende Beamte vertreten sieht, man hat mit dem Ausbau der Volksbildungsbestrebungen erfolgreich begonnen und wird auf diesem Wege zweifellos in absehbarer Zeit zu dem Ziele gelangen, daß sich der Oberschlesier eng und fest in Staat und Volksgemeinschaft einlebt. Die Förderung des Siedlungswesens und der Wohnungsbautätigkeit — im Vergleich zu den Verhältnissen in Ost-Oberschlesien wird das in Deutsch-Oberschlesien bisher Geschaffene hier geradezu als beneidenswert vorbildlich empfunden — ist schließlich die ergänzende Grundlage aller Bemühungen um die geistige Hebung.

Demgegenüber hat das Deutschtum in Ost-Oberschlesien trotz der klaren, den polnischen Staat eindeutig verpflichtenden Schutzbestimmungen der Genfer Konvention vom Staate nicht nur nichts zu erwarten, sondern alles zu fürchten. An einem Aufbau und Ausbau kann noch nicht im entferntesten gedacht werden; alle Arbeit beschränkt sich seit sechs Jahren darauf, unverdrossen immer wieder die Fundamente für die Erhaltung des deutschen Volkstums zu legen, mögen sie auch noch so oft zerstört werden. Der tiefste Sinn des Kampfes der deutschen Minderheit um ihre Rechte liegt im Opfer beschlossen; es gilt nicht nur, auf materielle Vorteile verzichten zu lernen, sondern noch viel mehr, zur Übernahme materieller Nachteile bis an die durch das Gebot der Selbsterhaltung gezogenen Grenzen bereit zu sein.

Es wäre in der Tat mit materiellen Versprechungen, selbst wenn die Möglichkeit bestände, sie in vollem Umfange zu halten, für das deutsche Volkstum in Ost-Oberschlesien nichts zu gewinnen. Es könnten so nur Augenblickserfolge erzielt werden, die bei wechselnder Konjunktur sofort verloren gehen würden. Die Beziehungen zum Volkstum müssen innerlich gestaltet werden, müssen von einer sittlichen Verpflichtung getragen sein.

Diese Einstellung ist nur vom Religiösen her zu erreichen. Der religiöse Mensch, der den Sinn des Daseins nicht im Irdischen erblickt, ist zu den notwendigen Opfern für das Volkstum bereit, weil das Volkstum ihm heilig ist. Es wird ihm damit zur Gewissenspflicht, seine Sprache und seine volkstümlichen Ideale zu wahren und zu verteidigen. Und es ist nichts wichtiger und erfreulicher, als daß die obereschlesische Bevölkerung sich in ihrer überwiegenden Mehrzahl in aller Not des Geistes und des Leibes eine tiefe Religiosität bewahrt hat, daß alles Leid und alle Not ihr den kindlich-frommen Glauben nicht aus dem Herzen reißen konnten, so daß die Möglichkeit einer Festigung der Treue zum Volkstum auf diesen Grundlagen durchaus gegeben ist. Nun droht freilich auch hier wieder eine schwere Gefahr, die deutschfeindliche Einstellung einzelner Mitglieder des polnischen Klerus, die mit religiösen Propagandamitteln der Polonisierung allen erdenklichen Vorschub leisten.

Hieraus erwächst nun — die obereschlesische Bevölkerung ist ja in ihrer Mehrheit katholisch — die Notwendigkeit eines starken, katholischen Führertums innerhalb der deutschen Minderheit, dessen Aufgabe es nach dem oben Gesagten ist, das religiöse und geistige Leben auf katholischer Grundlage zu vertiefen und damit zugleich das Bewußtsein zu wecken und zu festigen, daß die Wahrung des Volks-

tums vom Standpunkte des katholischen Glaubens nicht nur sittlich erlaubt, sondern sogar Pflicht ist.

Zur praktischen Verwirklichung dieser Ziele ist der „Verband deutscher Katholiken in Polen“ gegründet worden, der sich von Ost-Oberschlesien (die Zentrale hat ihren Sitz in Kattowitz) auch nach den übrigen Gebietsteilen Polens, in denen deutsche Katholiken wohnen, nach Posen-Pommerellen, Lodz und Ostgalizien ausgebreitet hat und heute etwa 30 000 Mitglieder zählt. Der Verband mußte zunächst bestrebt sein, die deutschen Katholiken wieder zur Gemeinschaft zusammenzuführen. Den sozialen Ausgleich zu schaffen, ist ihm freilich nicht möglich; wohl aber ist es ihm gelungen, den geistigen Austausch zwischen den einzelnen Schichten zu vermitteln. Nachdem so die erste Grundlage geschaffen war, konnte die eigentliche Arbeit im Dienste der religiösen und geistigen Vertiefung begonnen werden. Den mehr geselligen Veranstaltungen der ersten Zeit folgten nun in der Hauptsache Vorträge über Kultur- und Zeitfragen, für die, wo es irgend ging, bedeutende katholische Persönlichkeiten aus dem Reich gewonnen wurden. Es ist höchst erfreulich, daß nach der in der Hauptsache rezeptiven Tätigkeit des Anfangs in vielen Ortsgruppen schon der Wille zu eigenem Schaffen und Weiterbauen festgestellt werden kann. Eine wichtige Rolle spielt die Pflege des deutschen Volksliedes. Der Verband hat für diesen Zweck ein eigenes Liederbuch herausgegeben, das bereits in Tausenden von Exemplaren verbreitet ist.

Die alljährlichen großen Tagungen des Verbandes der deutschen Katholiken in Polen haben in entsprechendem Maße für den gesamten deutschen Katholizismus in Polen die gleiche Bedeutung wie die Katholikentage in Deutschland; sie bilden, da von kirchlicher Seite in dieser Beziehung seit dem ersten Katholikentage in Kattowitz im Jahre 1923 nichts mehr geschehen ist, die einzige Möglichkeit für die deutschen Katholiken Gesamtpolens, zur Aussprache zusammenzukommen und Anregungen zu gewinnen. Man muß solche Tagungen erlebt haben, um zu wissen, welche Sehnsucht nach dem Geiste noch lebendig ist, mit welcher Dankbarkeit angehört wird, was für ein ganzes, langes Jahr geistigen Darbens als Kraftquell dienen muß; man muß mit deutschen Katholiken aus den ostgalizischen Kolonien gesprochen haben, die jahraus, jahrein keine deutsche Predigt, kein deutsches Gebet hören und doch aus der Kraft des Glaubens deutsch sind und bleiben, um zu verstehen, wie wichtig die katholische Deutschumsarbeit ist. Daß diese Glaubenskraft, die den Urgrund des Festhaltens am Volkstum bildet, in den schon im Kriege furchtbar heimgesuchten ostgalizischen Kolonien noch nicht erloschen ist, daß sich diese deutschen Inseln in ganz polnischer Umgebung noch erhalten haben, daß sie zu neuem Leben erwacht sind, ist nicht zuletzt auf die Hilfe des Verbandes der deutschen Katholiken in Polen zurückzuführen, der dort Schulen gebaut hat, Wanderlehrer unterhält und in einer ganzen Reihe von Orten die Errichtung deutscher Büchereien ermöglichte. Die Seele dieser Bestrebungen ist seit dem Tode des Senators Szejewski, dem das katholische Deutschtum in Polen unendlich viel verdankt, Senator Dr. Pant, der auf der letzten Posener Tagung mit begeistertem Beifall wieder zum Vorsitzenden des Verbandes gewählt worden ist.

Die Arbeit des Verbandes der deutschen Katholiken findet auf den einzelnen Sondergebieten ihre notwendige Ergänzung in den deutschen katholischen Ständevereinen. Unter ihnen ist an erster Stelle die machtvolle Organisation des „Katholischen deutschen Frauenbundes“ zu erwähnen, dessen große Königshütter Tagung (man zählte etwa 4000 Teilnehmerinnen) im Oktober 1927 ein starkes Bekenntnis zu Religion und Volkstum war. Das ist umso erfreulicher, als gerade die Frau bei der gegenwärtigen Lage der Dinge unendlich wichtige Aufgabe zu erfüllen hat. Wo in einer Familie der Mann aus materieller Einstellung vielleicht nicht mehr herauszufinden vermag, ist die Frau immer noch in der Lage, die religiöse Grundlage für die Erhaltung des Volkstums in der Familie zu bilden.

Vor allem aber kann sie allein die furchtbaren Auswirkungen der bekannten Schulschikanen, die Tausende von deutschen Kindern in die polnischen Schulen gezwungen haben, aufhalten, indem sie dafür sorgt, daß das Kind wenigstens im Schoße der Familie deutsch spricht und deutsch betet. Und man kann sich keine bessere Vorbereitung für diese große Aufgabe denken, als das bedeutungsvolle Referat des Franziskanerpaters Kempf-Posen auf dem letzten Frauentage, das den deutschen katholischen Frauen die sittlichen Verpflichtungen gegenüber dem Volkstum, die sich aus dem katholischen Christentum ergeben, mit aller Klarheit ins Gewissen schrieb.

Die katholischen Männervereine sind bis jetzt noch nicht zu einer Gesamtorganisation zusammengefaßt, so daß ihre Tätigkeit örtlich beschränkt ist, ohne damit bedeutungslos zu sein. Dagegen sind die katholischen deutschen Jugend- und Jungmännervereine zu einem Gesamtverband zusammengeschlossen, dessen Entwicklung seit dem Amtsantritt des neuen Kattowitzer Bischofs, Dr. Lisiecki, in gedeichlichere Bahnen gelenkt werden konnte. Noch macht sich allerdings in den Reihen dieses Verbandes ein gewisser Führermangel bemerkbar. Da er ein ausgesprochener kirchlicher Verband ist und gewichtige Gründe dagegen sprechen, ihn zu einer von Laien geleiteten Organisation umzuformen, stehen an der Spitze des Gesamtverbandes sowie der Ortsvereine geistliche Präsidien. So sehr der ausgezeichnete Gesamtvorsitzende, Geistlicher Rat Sigulla-Orzegow, bemüht ist, die örtlichen Präsidien zu vereinsfördernder Arbeit zu verpflichten, so scheitert das in den meisten Fällen an deren persönlicher polnischer Einstellung. Trotzdem erstet in diesen Vereinen, wo tatkräftige Laienführung vorhanden ist, sehr brauchbarer Nachwuchs, der von idealer Gesinnung erfüllt ist.

Auch das politische Leben muß in Ost-Oberschlesien im wesentlichen auf katholischer Grundlage aufgebaut werden. Es kann dabei selbstverständlich von irgendwelcher Absonderung der deutschen Katholiken von den Deutschen anderer Bekenntnisse nicht die Rede sein. Die gemeinsame Not hat bisher noch stets alle Deutschen — mit Ausnahme der deutschen Sozialisten, die sich wegen der gemeinsamen Vertretung wirtschaftlicher Belange mit den polnischen Sozialisten zusammengeschlossen haben — in gemeinsamer Front gefunden. Wenn die deutschen Katholiken ihre eigene Partei, die „Deutsche Katholische Volkspartei“, deren Vorsitzender Senator Dr. Pant ist, gegründet haben und entsprechend ihrer zahlenmäßiger Stärke bei Wahlen eine bestimmte Zahl von Sitzen beanspruchen, so geschieht das nicht aus bloßen Prestige Gründen, sondern weil sie überzeugt sind, daß eine Politik aus dem Glauben dem Deutschtum die besten Dienste leistet, nicht nur im Sinne der oben entwickelten Grundsätze, sondern auch, weil damit allein der Gefahr begegnet werden kann, daß Vertreter des polnischen Klerus die deutschen Katholiken unter Berufung auf religiöse Momente vor der Wahl einer in der Mehrzahl nicht-katholischen Liste warnen und damit in erklärliche Gewissenszweifel stürzen.

Das Organ der deutschen Katholiken Oberschlesiens, der „Oberschlesische Kurier“ (Hauptchriftleiter Senator Dr. Pant) baut seine überaus unerbrochene Stellungnahme in allen Lebensfragen der deutschen Minderheit (sie hat ihm in den sechs Jahren seit der Übergabe Ost-Oberschlesiens an Polen nicht weniger als 160 Presseprozesse und zahllose Konfiskationen eingetragen) auf der gleichen katholischen Grundlage auf, von der die Organisationen getragen werden, und bildet so das gemeinsame Band. Es hat sich als höchst wertvoll und zweckmäßig erwiesen, daß die Leitung der drei wichtigsten Faktoren des katholischen Deutschtums, der kulturellen Organisation, der politischen Partei und der Zeitung in einer Hand vereinigt ist, weil damit die notwendige Einheitlichkeit in allen wichtigen Dingen gewährleistet ist.

Wenn es den Führern des deutschen Katholizismus in Ost-Oberschlesien gelingt, in den katholischen Verbänden und Organisationen die seelischen Grundlagen für

die Erhaltung der deutschen Kultur zu schaffen, dann, und nur dann, ist die Zukunft des deutschen Volkstums trotz allen Terrors nicht auf ungewisse Zufallsmomente gestellt. Weder Schikanen noch verlockende Vorteile, noch wirtschaftliche Nachteile werden, wenn sie irgend zu ertragen sind, die katholischen Deutschen zum Aufgeben ihres Volkstums zu bringen vermögen. Ebenso sicher aber geht das deutsche Volkstum in Ost-Oberschlesien rettungslos verloren, wenn irgendwelche Widerstände, mögen sie kommen, woher sie wollen, diese Arbeit hindern oder gar vereiteln.

Vom Jasinet Lonalany

Von Willibald Köhler

Tiere, schwarz, vor Dampf sich ängstend,
brausen über kahle Felder:
Pflüge sinds des großen Grafen.

Meine Äcker gehn ums Häuslein
weiter nicht als meine Hennen.
Fragt man mich: was bleibst du arm, du
junger Bauer Lonalany?
Junger Bauer! Lonalany!
öff ich nach die dummen Frager,
dreh mich um und pfeif mir eins.

Aber mit ein bißchen Hölle
ließ sichs schaffen, denkt der junge,
der Jasinet Lonalany. —

Aber auch die rote Hölle
ist für uns, die kleinen Bauern,
schon zu weit.
In die Wälder von Wyssoka
und dahinter kommt kein Teufel,
sagt mir oft der alte, arme
Teufel Niemanig.

Soll ich wie ein Niemanige
zu dem großen Herrn der Äcker
um Zyrowa und Jeschona,
Kadlubiez und Kalinowig
beten? Oder wie ein Teufel
vor den Wäldern von Wyssoka
mich um meine Seele fluchen?

Möchte schon ein wenig fluchen,
denn mit einem bißchen Hölle — — —
stodt der junge Lonalany.
Denn er weiß: vom heiligen Berge
zürnt der große Herr der Äcker
oft ins Tal.
Greift dort oben bei den Mönchen
in den Kessel voller Blige.
Auf den Wäldern spielt er Orgel.

Vor dem Baum am Scheidewege
steh ich oft der Lonalany.
Schöner Baum am Scheidewege,
hängst im Herbst voll blauem Himmel,
aber deinen vielen Himmel
kannst du nicht nach Hause tragen.
Armer Bauer ich kann laufen,
rechts nach Niewki, links nach Dolna.

Übern Hügel weg vor Dolna
stimmt sich seine Klarinette
für den nächsten Sonntag einer,
der hat große Lust zu singen.
Niemanigens Töchter haben
Lust, sich ihre runden Röcke
auszuschwingen,
die gebären
schöne Knaben,
auch dem ärmsten Knechte Knaben.

Auf dem Hügel rechts bei Niewki
sind viel Gräber, die verzehren
auch die reichsten aller Grafen.

An dem Baum am Scheidewege
lacht der junge Lonalany:
Niemanig, ich geh nach Dolna! — — —



Volk ohne Liebe

Von Emil Habina

Seht ihr die Sonnwendflammen wallen?
Eins ist not! so rufen sie allen.
Eins such wieder aus wirrem Getriebe,
Volk ohne Liebe!

Arm an Ehre und irdischem Gute,
Arm an Kraft und gesundem Blute,
Sorge, daß dir das Röstlichste bliebe:
Noch etwas Liebe!

Deinen Toten erbaust du Zypressen,
Denkmalsteine, und hast sie vergessen.
Lebende finden nur Stiche und Hiebe,
Doch keine Liebe.

Wann blüht das große Brudererkennen,
Wann loht im Herzen das heilige Brennen,
Daß alle häßliche Schmähsucht zerstücke
In Flammen der Liebe?

Liebe der Heimat gesegnete Fluren,
Liebe der Tätigen schaffende Spuren,
Und was ein Sucher vom Ewigen schreibe,
Umspanne mit Liebe!

Volk ohne Liebe, Brüder in Ketten,
Eins nur ist not, Eins nur kann retten:
Für heilige Güter heilige Blut,
Unsterbliche Liebe ins sterbliche Blut!



Soft blue Leds

Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds

Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds

Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds

Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds

Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds

Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds

Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds

Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds
Soft blue Leds

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

D 3336/I



013-003336-01-0